Fridericus rex

Theodor Rehtwisch



Fridericus rex

Von

Theodor Rehtwisch

2. ergänzte Auflage



1922

Brunnen-Verlag Karl Winckler
Berlin SW 11

Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Zillessen), Berlin C 19.

Vorwort zur ersten Auflage, die sich „Der König" betitelte.

Am 24. Januar 1912 werden es zweihundert Jahre, seit es dem Genius einfiel, in eine preußische Uniform zu schlüpfen und Tabak zu schnupfen. — Da der Genius sich aber seines Genies nicht wohl entäußern kann, so wohnten in dem abgetragenen blauen Generalsrock miteinander ein König, ein Dichter, ein Schriftsteller, ein Feldherr, ein Staatsmann, ein Volkswirt und ein Flötenspieler, — alle von des Genius Gnaden. — Dem großen Menschen, der so durch 75 Jahre preußischer Geschichte ging, gilt dieses Buch.

Friedenau, im Sommer 1911.

Theodor Rehtwisch.

Vorwort zur zweiten Auflage.

„Fridericus rex“ nannten wir die zweite Auflage dieses ausgezeichneten Buches, das so recht berufen ist, ein Lesebuch des deutschen Volkes zu werden. Wir dachten dabei an den berühmten Film, der trotz Revolution und Republik Tausenden und Abertausenden von Deutschen so ergreifend die Lebensgeschichte Friedrichs des Großen veranschaulicht hat. Der verewigte Verfasser unseres Buches, Theodor Rehtwisch, gab der ersten und einzigen Auflage den Titel „Der König“ und bestimmte als alleinigen Schmuck das allbekannte Bild des Alten Fritz mit den großen, klaren Adleraugen, mit dem Stern des Ordens vom Schwarzen Adler auf der Brust. Wir wählten einen anderen Titel, der uns zeitgemäßer erschien, und jenes zeitgemäßere, erschütternde Bild, das dem größten Hohenzollern die flammende Anklage ins Auge und auf die Lippen legt: „Ist das mein Preußen?“

Wir haben dieses treffliche Buch eines begeisterten Patrioten im wesentlichen unverändert gelassen, wir verdeutschten nur entbehrliche Fremdwörter in der Erzählung des Verfassers und paßten einige wenige Schlußfolgerungen und Vergleiche, die er in einem glücklicheren Zeitalter mit seiner Gegenwart ziehen konnte, der heutigen

furchtbaren Lage unseres verratenen und zertretenen Vaterlandes an. Wir gestatteten uns auch, noch einige Randverfügungen des großen Königs und einige beglaubigte Begebenheiten aus seinem Leben an entsprechender Stelle einzufügen. Sonst blieb alles beim Alten und Guten.

So gehe denn deinen verheißungsvollen Weg, wackeres Buch, und hauche deinen Lesern Geist vom Geiste dieses unvergleichlichen Fürsten ein! Ohne leibliche Nachkommen schied Friedrich der Einzige aus der Welt, damit wir alle seine geistigen Kinder werden könnten. Dem Deutschen wird dieses Buch neue Kraft und neuen Mut schenken, dem Preußen Preußens neue sieghafte Sendung zur Einigung und Befreiung des größeren, des ganzen Deutschlands verbürgen und Lebenspflichtgefühl und Lebensaufopferung einschärfen, dem Brandenburger die feste Zuversicht zueignen, daß dem Hause Brandenburg noch ein neues Mirakel beschieden ist.

Berlin, im Oktober 1922.

Der Verlag.

Einer in prallen Lederhosen und schweren Stulpenstiefeln sitzt im Sattel. Von Magdeburg her durch den heißen Augusttag, der Staub der Landstraße umwölkt den raschen Reiter. Der knappe preußische Waffenrock beengt die keuchende Brust. Auf dem Rücken tanzt munter der Zopf; so geht es in rasender Eile dahin. Auf den Steinen an der Torwache scharfes Hufeklappern; der schläfrige Posten wird munter — Trommelwirbel — der im Sattel ruft sein kurzes: „Kurier vom König!" Und dann die Linden entlang zur Kommandantur und zum Königsschloß. — Die lederne, wohl verwahrte Mappe ist jetzt leer: Briefe an den Kommandanten, Briefe an Ihre Majestät die Königin und ein königliches Handschreiben an die Oberhofmeisterin Frau von Kamecke. Der in Lederhosen hat sein Geschäft getan, steht in der Wachtstube und letzt die ausgedörrte, verstaubte Kehle mit frischem, braunen Bier. Sein Abend wird sorglos sein, vielleicht in der Tabagie mit Kameraden muntere Reden tauschend, vielleicht im Arm des Liebchens.

Aber es sind andere da, die werden bittere Sorgen haben. Die ledernen Kuriertaschen, die Kunde von Sr. Majestät brachten, waren gefürchtet. Man schrieb den 14. August 1730, Königsgeburtstag. Prinzeß Wilhelmine

hatte den ganzen Abend munter getanzt, — hatte seit sechs Jahren nicht mehr getanzt, die arme Prinzessin, und tanzte nun drauf los, so viel sie mochte. Es war ein kleiner, intimer Ball im Schloß Monbijou. Aber er endete in bangem Schweigen. Die Post von etwas Unerhörtem war eingetroffen. Die Königin war blaß wie der Tod und sprach auf der Heimfahrt kein Wort mehr. Der Kurier war da, bestaubt und wegemüde, mit seiner inhaltschweren Ledertasche. Flatternde Gerüchte waren zu Gewißheit geworden: Oberstleutnant Fritz von Preußen, des Königs ältester Sohn, hatte desertieren wollen mit einigen seiner jungen Gesellen. Man glaubt, und Prinzeß Wilhelmine weiß es, daß Leutnant Katte von den Gendarmen Königlicher Garde mit im Komplott sei. Katte hat in der Tat Geld zusammengebracht, hat Kleinodien verkauft oder beliehen. Durch seine Hände ging die ganze Korrespondenz des Kronprinzen; er hat einen Koffer voll von Briefen der Königin und der Prinzessin, von welchen der König um Gottes willen nichts erfahren darf. Als das Gerücht zu seinem Ohr dringt, — noch ist für ihn kein Haftbefehl da, — bringt er die Truhe in Sicherheit, bringt sie zur Gräfin Finkenstein, der mütterlichen Freundin des Prinzen. Die Gräfin weiß sich nicht zu helfen; sie läßt den Koffer zur Königin schaffen, insgeheim. Und nun machen sich Wilhelmine und ihre Mutter über den Koffer her, entfernen die Siegel, öffnen das Schloß und verbrennen den hochgefährlichen Inhalt. Aber wenn der König von der Truhe erfährt? Es müssen neue Briefe geschrieben werden; Tag und Nacht, mit fliegender Hand schreibt Wilhelmine neue Briefe, datiert sie so gut es ihr einfällt, schließt sie dann mit einer Anzahl von Dosen und Harm-

losigkeiten wieder in die Truhe ein und siegelt sie mit Hilfe eines Kammerdieners, der ein Petschaft hat. — Noch ist der Haftbefehl für Katte nicht da. Der Leutnant scheint Zeit zu haben, ist keck, sorglos, er läßt sich einen englischen Sattel machen mit allen möglichen Bequemlichkeiten. Sein Major begegnet ihm auf der Straße. Katte hat um Urlaub gebeten und hat ihn auch erhalten. „Sind Sie noch da, Herr Leutnant?" Wenn Katte nur verstünde: im Ton der Stimme Besorgnis und in den Augen Warnung. „Diese Nacht denke ich zu reisen," sagt Katte. Aber der Sattel ist noch nicht fertig, obgleich — wenn der Sattler es nur wüßte! — an der Hast seines Pfriems und Hammers Leben und Tod hängt. In den Morgenstunden des nächsten Tages wird der Leutnant verhaftet.

So ziehen sich die finsteren Wolken dicht zusammen, ein schweres Wetter in ihnen, ein jähes Augustgewitter mit zerstörendem Orkan. Wann wird es sich entladen?

Der König ist mit gut belegtem Relais von Wesel unterwegs. Die letzte Nacht in Potsdam, wo er sich jedenfalls an dem Anblick seiner langen Kerle von all den schweren Erlebnissen ein wenig erholt. Dann am 27. August nachmittags zwischen vier und fünf Uhr in Berlin. Im Kabinett Seiner Majestät ist der erste Auftritt zwischen König und Königin. „Ihr Schurke von Sohn ist tot! Wo ist die Kiste mit den Briefen?" — Die arme Königin bricht in ein lautes Jammergeschrei aus, ein Klagegeschrei, das im Nebenzimmer gehört wird und der Tochter Wilhelmine wie Dolchstiche durchs Herz gehen muß. „O mon dieu, mon dieu, mon fils!" — „Die Kiste, die Kiste!" schreit der König. Er droht fürchterlich, wenn er die Kiste nicht augenblicklich

bekommt. Die Königin wankt hinaus und schafft sie herbei. Die Hand des Königs zerreißt wütend die versiegelten Stricke und zertrümmert die Kiste mit dem Krückstock, reißt die Briefe heraus und fort damit; zu ungeduldig, zu jäh, um auch nur warten zu können. Und nun gibt es im Vorgemach ein ängstliches Harren; die Königin mit den Kindern und Frauen, das Mutterherz bebend in der furchtbarsten Ungewißheit: ist der Erstgeborene tot, oder war die königliche Rede nur eine schwere Drohung? Auch die kleinen Kinder sind da, der achtjährige August Wilhelm, Amalie, die jüngste Tochter, kaum sechsjährig, der vierjährige Prinz Heinrich, mit seinen großen Kinderaugen. Da kommt der Vater zurück. Seine Aelteste, Wilhelmine, und die andern drei treten heran, ihm die Hand zu küssen. Aber kaum sieht das Auge der Majestät Wilhelmine, als der König blau wird vor Wut, die väterliche Faust trifft das Gesicht der Tochter, trifft die Schläfe. Die Prinzessin stürzt zu Boden. Da hebt sich in jäher Wut der Fuß des Vaters, — aber schon hat sich ein Kreis um den Wütenden gebildet; die kleinen Kinder werfen sich ihm zu Füßen, die Königin, die Frauen drängen sich zwischen Vater und Tochter, der Lärm dringt auf die Straße, die Wache tritt ins Gewehr, Neugierige laufen hinzu. Die Königin ringt die Hände und schreit kläglich. Da plötzlich wird der Leutnant von Katte durch die Galerie geführt, mit fahlem, entstelltem Antlitz, zwischen vier Gendarmen, kein Entrinnen möglich. Der König sieht ihn, wendet sich seinem Zimmer zu, ihn zu verhören. Mit drohenden Scheltreden hat Friedrich Wilhelm nicht gespart, aber er gesteht wenigstens zu, daß der Prinz noch lebt. Dann aber gleich darauf im Abgehen bricht es noch einmal los.

„Da ist der Schurke, der Katte, nun werde ich gleich Beweise genug haben gegen den Schurken Fritz, um ihm den Kopf abschlagen zu können." Da erhebt sich die Frau von Kamecke, die alte Oberhofmeisterin, von den Knien, rafft ihre Schleppe und tritt auf den König zu: „Fürchten Sie sich vor Gottes Zorn, Sire! Opfern Sie Ihren Sohn Ihrer Wut, so seien Sie auch der Rache Gottes gewiß!" Seine Majestät, eben noch blau vor Zorn und bebenden Kinns, stutzt, sieht die Kamecke groß an: „Sie sind eine wackere Frau, Sie meinen es gut. Gehen Sie und beruhigen Sie meine Frau!" So endete dieser höchst bürgerliche Auftritt im Königsgemach. „Die ganze Stadt," schreibt Wilhelmine in ihren Erinnerungen, „war über den Jammer unserer Familie bestürzt. Die Geschichte war auf der Straße gehört, denn die Zimmer der Königin lagen im Erdgeschoß und die Fenster standen offen, und alle Vorübergehenden hatten den Auftritt gesehen. Da alles vergrößert wird, sagte man an mehreren Enden der Stadt, daß ich tot sei und daß auch mein Bruder tot sei, und das vermehrte die allgemeine Trostlosigkeit."

Als die Majestät Katte gegenübertrat, erwachte der Jähzorn von neuem. Ein Offizier des Leibregiments der Gendarmen will fahnenflüchtig werden, will dem königlichen Kronprinzen bei der Flucht von der Fahne und aus dem elterlichen Hause behilflich sein? Katte wirft sich dem König zu Füßen, wird in der Wut mißhandelt, gesteht alles, was er weiß: „Er habe dem Kronprinzen nach England folgen wollen, habe dessen Korrespondenz behütet und die Reisekasse verwahrt. Es habe aber für den Prinzen nur gegolten, sich der väterlichen Gewalt zu entziehen, nichts gegen den König, nichts gegen den Staat sei im Schilde geführt." Das

ist alles, was Katte weiß, was Katte sagen kann. Aber der König will mehr wissen, der König droht mit der Folter, man kann ihn nur schwer davon abbringen. Der unglückliche Leutnant wird aus dem Heere gestoßen. Sein Vater, ein verdienter General, wirft sich dem König zu Füßen und bittet um Gnade für Recht. Bekümmert antwortet Friedrich Wilhelm: „Sein Sohn ist ein Schurke, meiner auch, also was können die Vaters davor!"

Ja, was konnten die Vaters davor! Was konnte Friedrich Wilhelm I. von Preußen dafür, daß sein Kronprinz nicht war, wie er, daß er ganz anders war und notgedrungen sein eigenes Leben leben mußte, wie es ihm gegeben war. Es ist seltsam, dieser König, der den Sohn nicht bändigen konnte, so wie er wollte, der an Jammer und Not über diesen Sohn fast zugrunde ging, bändigte mit starker Hand den preußischen Staat. Bis in den Weltkrieg, bis zum Zusammenbruch, atmete in den starken Gliedern dieses Staates der Geist jenes Königs, durchdrang das preußische Heer die Zucht dieses Königs. Hoffen wir, daß dieser Geist geläutert aufersteht! — Die willkürliche Legendenbildung, die Geschichtsschreibung der drei Menschenalter, die nach Friedrich Wilhelm kamen, hat sein Bild verdunkelt, hat aus diesem merkwürdigen Manne nichts zu machen verstanden, als einen jähzornigen Haus- und Staatstyrannen. Ja, diese Anschauung spielt noch in unsere Zeit hinein, und immer wieder ist man genötigt, wenn man über Friedrich II. schreiben will, auch das Bild seines Vaters darzustellen.

Ueber dem damaligen Nichtstuergeschlecht von Königen und Fürsten ragt dieser Preußenkönig bergehoch empor. Eine keusche, arbeitsame, sparsame Vollnatur von Mann,

kein Flecken an ihm als jener unbezähmbare Jähzorn, der plötzlich aufloderte und ihn und den Gegenstand seines Zornes gleichzeitig zu verzehren drohte. Aber diese „Windsbrautnatur" war damals bitter notwendig, denn es galt, dem preußischen Königsstaat, der kaum zwölf Jahre alt war, als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, den Wind in die Segel zu treiben, auf daß das Staatsschiff wohlgesteuert durch die Wogen glitte. Der König war ein Mann, der sich nie genug tun konnte, ein Frühaufsteher, schon um drei oder vier Uhr morgens an der Arbeit; und dann sechzehn bis siebzehn Stunden in einem Zuge auf dem Exerzierplatz, im Arbeitskabinett und am Schreibtisch, mit Stapeln von Akten bedeckt. Ein gläubiger Mann, mit dem Sinne eines Kindes vor Gott, der sich bewußt ist, nur das Beste seines Hauses und seines Landes zu wollen, der aber nicht Zeit und Weile und nicht die Gabe hat, alles das, was er befiehlt, nun noch langläufig zu erklären, der pünktlichen Gehorsam wünscht für das, was er befiehlt, und der augenblicks jäh aufbraust, wenn er diesen Gehorsam nicht findet. Hernach taten ihm seine jähzornigen Ausbrüche bitterlich leid. Er kämpfte mit seiner Erregung, er ließ in der Nacht, wenn der Schlaf nicht kommen wollte, anspannen und fuhr in seine Jagdgründe. Man sah ihn wohl nach solchen Zornesausbrüchen sitzen und vor sich hinstarren, bitterlich weinend, und dann plötzlich wieder die Klage, die uns rührend anmutet: „Gott weiß, daß ich gar zu tranquill bin, wenn ich mehr cholerich wäre, ich glaube, es würde besser sein. Aber Gott will es nicht haben."

Sein Hof war unter den deutschen verwelschten, prunkliebenden und verlotterten Höfen wie eine Insel strenger Sitten und sparsamer Wirtschaft. Man lachte über den

Preußenkönig und seinen spartanischen Hof. Seinen Vater, Friedrich I., der einen Haushalt im Stile der französischen Könige liebte, mit viel Zeremonienmeistern und Kammerherren und Pagen und Lakaien, begrub Friedrich Wilhelm mit aller schuldigen Ehrfurcht und mit dem Prunk, den der tote König geliebt hatte. Dann aber war es vorbei. Wozu dies große Heer von Müßiggängern? denkt der junge König in seinem Sinne, wozu zwölf Kammerherren, wenn ein Kammerdiener genügt, wozu 36 Pagen, wenn deren drei genug sind, wozu 1000 Reit- und Wagenpferde, von deren Futter die Stallmeister und Stallknechte mitfressen, wenn deren dreißig genug sind, um damit zu fahren und darauf zu reiten? Der junge König nimmt alles selbst unter die Lupe, sieht die langen Listen der Hofhaltung durch und streicht und bringt in wenig Monaten das Kunststück fertig, die Hofhaltung von 276 000 Talern auf den fünften Teil, auf 55 000 Taler herabzustimmen. — Friedrich Wilhelm will rund um sich Wirklichkeit: wer ein Amt hat und wer bezahlt wird, der soll arbeiten und zwar gehörig. Und der König ist der Mann, seine Leute zum Arbeiten anzuhalten. Jeder Beamte sollte für das Gehalt, das er empfing, das Menschenmöglichste leisten, und alles schnell und ohne Zögern, ohne Aufschub. Das königlich eigenhändige „cito citissime" auf den Akten war ein gefürchteter Vermerk. Wie der König für sich keine Schonung kannte, — denn dieser Herrscher hat sich im Sinne des Wortes totgearbeitet, — so kannte er keine für den Beamten. Da war einer, der sich gegen seine Versetzung sträubte, der das Klima des neuen Wohnortes fürchtete. „Man muß dem Herrn," war die königliche Antwort, „mit Leib und Leben, mit Hab und Gut, mit Ehre

und Gewissen dienen, und alles daran setzen, als die Seligkeit, — aber all das andere muß mein sein." Also ein „Gebet Gott, was Gottes ist, und dem König, was des Königs ist!" geändert im Sinne Friedrich Wilhelms: „Parole auf dieser Welt", schrieb der unermüdliche Mann an den alten Dessauer, „ist nichts als Unruhe und Arbeit, und wo man nicht selbst die Nase in jeden Dreck steckt, so geht die Sache nicht, wie sie gehen soll."

Und so entsteht ein wohleingerichtetes Verwaltungstriebwerk, eine wohleingerichtete Regierungsmaschine, deren Räder bis auf das kleinste gut geölt ineinandergreifen müssen, jeder Beamte auf seinem Posten, Tag und Nacht, wenn es sein muß. Das „cito citissime" Königlicher Majestät läßt nicht zur Ruhe kommen und es ist, als ob durch das ganze preußische Land die scheltende, metallhelle, durchdringende Stimme des Monarchen befehlend hinschallt. — Er kann keinen Menschen leiden, der nichts tut; sieht er da einmal einen Gaffer an einer Straßenecke in Berlin; das spanische Rohr berührt unsanft den Rücken des Faulpelzes: „Schere er sich heim, Kerl, und tue er was!" — Aber auch ein König, der es vertragen kann, wenn jemand den Mund auf der rechten Stelle hat. Eines Tages: „Wer ist er?" — „Ein Kandidat der Theologie, Ew. Majestät." — „Woher?" — „Aus Berlin, Ew. Majestät." — „Na, taugen alle nichts, die Berliner." — „Mit zwei Ausnahmen, Ew. Majestät." — „Ausnahmen? zwei? wer sind denn die?" — „Ew. Majestät und ich." — Der König will vor Lachen bersten. Der Schlagfertige erhält, allerdings erst nach ordnungsmäßiger Prüfung, eine Pfarrstelle.

So arbeitet unter dem blanken Auge des Königs die

Staatsmaschine, so füllen sich die Kassen in dem königlichen Gewölbe, so gliedert und festigt sich das Heer, dieser „rocher de bronce" des Staates. Der volkstümliche Beiname des Königs ist der des „Soldatenkönigs", wohl verdient für den Schöpfer des preußischen Heeres, aber längst nicht die Bedeutung dieses Königs umfassend. Friedrich Wilhelm war für das Doppelspiel der Politik zu ehrlich, war den Listen und Ränken zünftiger Diplomaten nicht gewachsen, ließ sich denn auch von dem Kaiserhaus der Habsburger und deren Kreaturen Grumbkow und Seckendorff an der Nase herumführen, bis ihm endlich die Erkenntnis des jahrelangen Betruges aufging und ihn auf den Tod verwundete. Indes eins erkannte Friedrich Wilhelm, dank seines gesunden Menschenverstandes, sonnenklar: Ein Staat mit so unsicheren Grenzen, wie der preußische, bedarf eines starken, wohlgedrillten Heeres. Leopold von Dessau, dem die Geschichte den Namen „der alte Dessauer" gegeben hat, half dem König, das Heer zu schaffen und auszubilden. Der Dessauer war der Erfinder des eisernen Ladestocks, der sich in den Schlachten des ersten schlesischen Krieges so sehr bewährte. Auch den Gleichschritt, den Paradeschritt erfand er. Welch eine fast übermenschliche Genauigkeit im Exerzieren, Laden, Feuern, kurz in allen Waffenübungen erzielt wurde, ist schier unglaublich. Allerdings ließen sich solche Erfolge nur erreichen bei einer stählernen Härte der Disziplin. Aber bald war das preußische Heer in dieser Hinsicht ein Musterheer für Europa. — Man weiß, welche Vorliebe der König für seine langen Leibgrenadiere hatte, seine „langen Kerls". Auf allen Landstraßen und an allen Grenzen lauerten Werbeoffiziere, darauf erpicht, solche hochge-

wachsenen jungen Leute einzufangen. Da blieb kein Mittel unversucht; eines Tages fing man sogar den sehr langgewachsenen Kaiserlichen Gesandten, der auf dem Wege nach London war. Indes pflegt es im Leben so zu sein, daß auch der ernsteste und arbeitstüchtigste Mann sein Steckenpferd hat, sei es nun dies oder das, — des Königs Steckenpferd war sein Leibregiment, das übrigens zugleich seine praktische Bedeutung hatte, indem es als Lehrregiment für die Einführung von Neuerungen diente.

Im alten Dessauer steckte viel dem König Wesensverwandtes, und so bildete sich eine enge Freundschaft zwischen den beiden. So durfte der Dessauer denn oft die Seufzer der bedrückten, königlichen Brust anhören. Das kam wohl in Stunden der Selbstqual, wenn Friedrich Wilhelm die Erfolge in der äußeren Politik und die Stellung, die Preußen dadurch erlangen sollte, nicht genügten. Dann kam es ihm vor, als sei sein ganzes Leben, Arbeiten, Sorgen, Drillen nutzlos. Nach vierzehn Jahren seiner Regierung wird ein solcher Seufzer vor Leopold von Dessau laut: „Daß es mir so nahe gehet, in die vierzehn Jahre nichts gemacht zu haben und alle meine Mühen, Sorgen, Fleiß und Geld, alles umsonst gewesen ist. Ja, wer die vierzehn Jahre wieder zurück hätte, à la bonne heure Aber diese seind fort, ohne etwas getan zu haben."

Als Kronprinz Friedrich am 24. Januar 1712 geboren wurde, war der Vater ein Vierundzwanzigjähriger. Die kleine Schwester Wilhelmine war schon da, drei Jahre alt. Zwischen ihr und Friedrich bildete sich jenes schöne geschwisterliche Verhältnis heran, das bis an das Lebensende der armen Prinzessin dauern sollte. Der Tod seiner Schwester

von Bayreuth war für König Friedrich inmitten seiner Wirren und Kämpfe einer der schwersten Schläge seines Lebens. In beiden Geschwistern steckte viel Munterkeit des Geistes und Lebenslust, viel französischer Esprit, und das hatte seinen guten Grund. Wir brauchen nicht weit zurückzugehen, um den Tropfen französischen Blutes zu finden, der in ihren Adern rollte. Urgroßvater Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg hatte sich die schöne Hugenottin Eleonore d'Olbreuze, eine Französin reinsten Blutes aus der Grafschaft Poitou, zur Genossin erwählt. Das war die Ältermutter dieser Kinder. Ihre Tochter wiederum war Sophie Dorothea, die schöne und geheimnisvolle Prinzessin von Ahlden, die in dreißigjähriger Verbannung auf dem alten Haideschloß Ahlden lebte. Sie war mit dem Kurprinzen Georg von Hannover vermählt worden, ein halbes Kind noch, und hatte sich dann dem schönen, jungen Grafen von Königsmark ergeben. Am Abend des 1. Juli 1694 verließ dieser Königsmark das Zimmer der Prinzessin, verließ es trällernd, ein Lied auf den Lippen, und — ward seitdem nicht mehr gesehen; alle Nachforschungen waren vergeblich, Königsmark aus dem übermütigen Leben weggewischt wie ein Kreidestrich. Die stolze Prinzessin wollte nun von ihrem Kurprinzen-Gemahl nichts mehr wissen, war durchaus nicht zu bewegen, zu ihm zurückzukehren, obgleich die englische Königskrone von fern winkte. Man hielt sie auf Ahlden gefangen, wo sie kaum jemanden sah, als ihre Mutter Eleonore d'Olbreuze, die von ihrer Tochter nicht ließ. Die Bauern in jener Gegend sahen oft ein mutiges Gespann dahinrasen, die Zügel gelenkt von der Hand einer schönen, vornehmen Frau, Brillanten im dunklen Gelock.

Um den Wagen her aber ritten Gewappnete. So lebte die Tochter der schönen d'Olbreuze, die Prinzessin von Ahlden, über dreißig Jahre. Sie ist aber die Stammutter der preußischen Könige und der englischen Könige.

Ihre Tochter Sophie Dorothea heiratete dann im Jahre 1706 den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und wurde die Mutter Friedrichs und Wilhelminens und einer ganzen Reihe anderer Kinder. Ihr Bruder Georg bestieg nach seines Vaters Georg I. Tode den Thron von England. So waren, wie hieraus erhellt, der König Georg II. von England und die Königin Sophie Dorothea von Preußen Kinder jener stolzen, gefangenen Schloßfrau von Ahlden, Enkel jener schönen Hugenottin Eleonore d'Olbreuze. Dieser Georg II. von England nun hatte wiederum einen ältesten Sohn und eine älteste Tochter, welche mit ihren eigenen Kindern Friedrich und Wilhelmine zu verheiraten Königin Sophie Dorothea anstrebte, und nichts so sehnlich wünschte als dieses Doppelbündnis. Hier ist das sogenannte „Doppelheiratsprojekt" zwischen dem preußischen und dem englischen Königshause, das so viel dazu beitragen sollte, den Frieden der preußischen Königsfamilie zu stören.

Friedrich Wilhelm I. war in seinen jungen Jahren ein schöner, stattlich gebauter Mann mit wohlgefügten Gliedern, besonders feinen Händen, die aber zu greifen und festzuhalten verstanden, mit schöner, freier Stirn, und klugem, grauem Auge. Er zeigte schon in jungen Jahren einen Ansatz zur Wohlbeleibtheit, wie es bei einem so starken Esser kaum anders sein konnte. Von französischer Küche wollte er nichts wissen, machte für sich wenig Ansprüche: gute Hausmannskost, Pökelfleisch, Erbsen und Sauerkohl, Speck und Bohnen,

auch ab und zu eine gehörige Menge Austern, so um hundert herum, und, wo es irgend sein konnte, den Mittagstisch im Freien unter einem schattigen Baum gedeckt. Er liebte die frische Luft, der König, liebte auch das frische Wasser, badete, wo nur irgend Gelegenheit war, vier-, fünfmal am Tage, haßte alle Polstermöbel, Teppiche, Portieren und was sonst zur Innenzier gehört, saß auf einem Holzschemel bei der Arbeit und bei Tisch. Von Jahr zu Jahr wuchs der überaus sparsame Sinn des Königs, man durfte kaum noch Geld von ihm verlangen, wenn man ihn bei guter Stimmung erhalten wollte. Seine Erholung suchte er in der Jagd, der er mit Lust ergeben war, und am Schlusse seines arbeitsamen Tages in einer Zusammenkunft mit Generälen, Ministern und Gesandten in dem Tabakskollegium. Der König hat das Rauchen eigentlich hoffähig gemacht; aus langen Tonpfeifen wurde bei diesen Zusammenkünften leichter, holländischer Tabak geraucht, dazu ein Krug Dürksteiner Bier getrunken; auf einem Nebentisch stand etwas kalte Küche: Butterbrote, Schinken, Braten, Käse, wovon sich jeder nach Belieben nehmen konnte. Der König legte in solchen Stunden den Herrscher ab, war Freund unter Freunden, und liebte ein zwangloses Gespräch über alles Mögliche. Mit ernsten politischen Dingen wechselten Schnurren und Späße. Es war eine derbe, soldatische Geselligkeit, nicht jedermanns Sache, aber in ihrer Art doch harmlos, unendlich viel harmloser als die kostspieligen und liederlichen Zerstreuungen so vieler deutscher und ausländischer Fürstenhöfe.

Denn König Friedrich Wilhelm war rein von Sitten. Als im Jahre 1728 der König zum Besuch nach Dresden eingeladen war, wo damals August der Starke von Sachsen

und Polen einen über alle Begriffe prunkvollen und liederlichen Hof hielt, wurde der Versuch gemacht, den König zu verführen: ein raffinierter Maskenball, eine „Kurtisane“ auf einem Ruhebett und dergleichen mehr. Der König war praktisch. Er hielt seinem Kronprinzen den Hut vor das Gesicht und befahl ihm, er solle machen, daß er hinauskomme. Er selbst sagte kurz zu seinem Mitkönig August: „Ganz hübsche Person das!“ und hielt sich dann ebenfalls nicht lange mehr in dieser schwülen Luft auf. „Ist gewiß nit christlich Leben hier,“ schrieb er an Leopold von Dessau, „aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein Pläsier daran gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause hergekommen und mit Gottes Hilfe beharren werde bis an mein Lebensende.“

Als Prinz Friedrich noch klein war und einen eigenen Willen nicht zeigte, war er die Freude und Hoffnung seines Vaters. Zwei Prinzen vor ihm waren gestorben, die Gesundheit dieses dritten selbst schien zart. Natürlich wünschte der König schon damals, daß der Knabe ganz und gar werde, wie er. Eifrig horchte Friedrich Wilhelm auf jedes Zeichen militärischer Neigungen in dem Knaben.

Wo der rasenden Zeit einige Minuten abzugewinnen waren, pflegte der König auch gern mit seinen Kindern zu spielen. So traf ihn einst der General Forcade. „Sieht er wohl, lieber Forcade! Er ist selbst Vater und weiß es, Väter müssen mit ihren Kindern zuweilen Kinder sein, müssen mit ihnen spielen und ihnen die Zeit vertreiben.“

Bis zu seinem siebenten Jahre war der Prinz in Frauenhänden. Frau von Kamecke hatte die Oberaufsicht, und eine alte Französin, Frau von Rocoulles, war die eigent-

liche Gouvernante. Sie lehrte den Knaben das erste Französisch, dem der König Friedrich treu geblieben ist, weil ihm diese Sprache bequemer, flüssiger, eleganter war als das Deutsche. — Dann war es mit der weiblichen Erziehung zu Ende, und der siebenjährige Prinz erhielt zwei Hofmeister und einen Lehrer: Generalleutnant Graf von Finkenstein und Oberstleutnant von Kalkstein und den Lehrer Duhan de Jandun. Ihn hatte der König aus den Laufgräben von Stralsund mitgebracht, wo ihm der Mann, ein französischer Schweizer, durch seine Bravour aufgefallen war. Es war eine gute Art des Königs, sich brauchbare Leute herauszufischen, wo er sie fand. Dieser Duhan war ein Mann von guten Kenntnissen, der dem Knaben die Zügel so weit, als es anging, locker ließ und ihm den Sinn für Wissen und Bildung in seiner Art erschloß, kein Pedant, ein freier Geist. Das schöne Verhältnis, das König Friedrich bis an das Lebensende Duhans zu seinem Lehrer hatte, zeugt am meisten dafür, welch wertvoller Mensch dieser Franzose war, — damals allerdings ohne Ahnung, w e n zu erziehen das Geschick ihn aus den Laufgräben hervorgeholt hatte.

Übrigens war es bei dem Charakter Friedrich Wilhelms nur natürlich, daß der König die Erziehung seines Sohnes selbst durch strenge Vorschriften zu regeln suchte. Das Ziel der Erziehung sollte das sein: einen guten Soldaten, einen sparsamen Volkswirt und einen guten Christen aus dem Prinzen zu machen. „Absonderlich haben sich beide Gouverneure eigens angelegen sein zu lassen, meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen, und ihm zu imprimieren, daß nichts einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag als der Degen, und daß er vor der Welt ein

verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige gloire in demselben suchte." Und dann das Christentum. „In Sonderheit muß meinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht vor Gott als das Fundament und die einzige Grundsäule aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt recht beigebracht, hingegen aber schädliche Irrungen und Sekten (die nun besonders aufgezählt werden), als ein Gift gemieden und davon in seiner Gegenwart lieber gar nicht gesprochen werden." Und dann die Wissenschaften. „Latein soll er gar nicht lernen." Seine Majestät ist nicht für diese tote Sprache, Seine Majestät ist auf Christentum, Soldatenhandwerk und diejenigen Kenntnisse bedacht, die für den Tag und die Welt sind und vorwärts helfen können, keinerlei Ballast! „Deutsch und Französisch soll der Kronprinz lernen, daß er sich darin eine elegante und kurze Schreibart angewöhnt." Genügt nach des Königs Meinung. Wer was Rechtes zu sagen hat, wird allemal Worte finden, und wer nichts Rechtes zu sagen hat, dem nützt eine Legion von Worten nichts. „Dafür aber die Rechenkunst, die Mathematik, die Artillerie, die Ökonomie aus dem Fundament erlernen!" Auch über die Geschichte denkt er in seiner Art: „Die alte Historie nur obenhin, aber die Geschichte der letzten hundertundfünfzig Jahre aufs genaueste; das jus naturale und jus gentium, wie auch die Geographie, und was in jedem Lande remarquable ist, muß er vollkommen inne haben." Man sieht, wie außerordentlich praktisch Friedrich Wilhelm die Bildung seines Sohnes bedacht hat. Er verfügt noch, daß besonders die Geschichte des Hauses Brandenburg, die preußische Geschichte und die Geschichte der mit Preußen-Brandenburg verknüpften Häuser behandelt

werde. „Wenn alles dies wohl eingeprägt ist, so mag es noch in der höheren Kriegskunst Lektionen geben, damit der Prinz die Fähigkeiten eines guten Generals erhält." Mag Seine Majestät von Preußen sich beruhigen: dieser schmächtige Bursch im blauen Waffenrock und kurz gehaltenem Zopf ist ohne alle Lehre in der Kriegskunst ein geborener General, ein Feldherr, wie ihn die Welt seither nicht gesehen hat. Er wird das zur Zeit und Stunde beweisen in mehr als einer Schlacht, er wird mit dem Rechte des Genies die Aufgaben des Krieges und des Friedens lösen, wie schwer und scheinbar unlösbar sie immer das Leben stellen wird. Nur schlimm, daß sehr krause Wege zu jenen Zielen führen müssen, und daß König und Kronprinz noch harte Tage miteinander haben werden, bevor sie sich ahnen lernen. Das ist die Tragik dieser beiden Menschen, welche die Natur in ein so nahes Verhältnis gestellt hat.

Indes kein Vaterherz, das wärmer, kein Vaterherz, das ehrlicher schlägt als das Friedrich Wilhelms von Preußens. Wohl sollen seine Erzieher, wie die königliche Hand es niederschreibt, dem Prinzen Ehrfurcht, Hochachtung und Gehorsam gegen seine Eltern einprägen, indes: „Gleich wie die allzu große Furcht nichts anderes als knechtische Liebe und sklavische Effekte hervorbringen kann, so soll man meinem Sohne wohl begreiflich machen, daß er keine solche Furcht, sondern nur eine wahre Liebe und vollkommenes Vertrauen vor Mich haben und in Mich setzen müsse, daß er denn finden und erfahren solle, daß ihm mit gleicher Liebe und Vertrauen begegnet würde." — Vaterworte, die uns an das Herz greifen, sie zeigen das echte, edle Metall, aus dem dieser König mit der Windsbrautnatur gegossen

war. Im übrigen, weil er eben eine Windsbrautnatur ist, wird man gut tun, sich genau an die Befehle Seiner Majestät zu halten. Ein lateinischer Sprachmeister, der eingeschmuggelt wurde, wird vom König betroffen, als er dem Kronprinzen gerade aus dem berühmten Reichsgesetz der „goldenen Bulle" einiges erklärt. „Was machst du, Schurke, da mit meinem Sohne?" — „Ihre Majestät, ich erkläre Dero Sohne auream bullam" Drohend hebt sich der königliche Krückstock. „Ich will dich Schurken auream bullam!", und der lateinische Hofmeister verschwindet, so schnell er kann. — Übrigens gibt Seine Majestät nicht nur die Grundlinien der Erziehung, nein, sie gibt auch die Ausführungsbestimmungen im einzelnen, wenigstens für einen Aufenthalt in Wusterhausen, der in die Spätsommermonate 1721 fällt. Der kleine Prinz ist nun neun Jahr alt und soll nach folgender Tageseinteilung leben: Am Sonntag soll er um 7 Uhr morgens aufstehen, in die Pantoffeln fahren und auf den Knien zu Gott beten und zwar so laut, daß alle, die im Zimmer sind, es hören können. Man sieht, wie weit die väterliche Vorsicht geht: kein Wort ist zu unterschlagen auf diese laute Weise: „Herr Gott, himmlischer Vater! Ich danke Dir von Herzen, daß Du mich diese Nacht so gnädiglich bewahrt hast, mache mich geschickt zu Deinem heiligen Willen, und daß ich nichts möge heute noch all meine Lebtage tun, was mich von Dir scheiden kann, um unsres Herrn Jesu, meines Seligmachers, willen. Amen!" So das vom Vater besonders bestimmte Morgengebet, und darauf das Vaterunser. Ist der Prinz mit dem Beten fertig, so soll er sich hurtig anziehen und sauber waschen, muß in einer Viertelstunde mit Schwänzen (den Zopf drehen), Pudern

und was dazu gehört, selbst mit dem Frühstück fix und fertig sein. „Alsdann ist es ein Viertel auf acht.“ Ist dies nun geschehen, so soll die gesamte Dienerschaft sich in des Prinzen Zimmer versammeln und auf den Knien das große Gebet abhalten, während der Erzieher Duhan ein Kapitel aus der Bibel verliest. Dann soll ein Lied gesungen werden, und die sämtlichen Domestiken verschwinden alsbald nach diesem Liede, „da es drei Viertel auf acht sein wird“. Indes hiermit ist es Seiner Majestät des Christentums noch nicht genug. Der fromme König will Gott das geben, was Gottes ist, — in sehr reichlichem Maße, er knausert damit nicht. Duhan wird angewiesen, mit dem Prinzen das Evangelium vom Sonntag zu lesen, es ihm zu erklären im Sinne des wahren Christentums und dann gleich darauf aus dem Katechismus etwas zu wiederholen, den der junge Fritz auswendig können soll. „Und soll dies geschehen bis neun Uhr.“ Ist Duhan mit seiner Aufgabe am Ende und hat die Standuhr den neunten Schlag getan, so soll der Prinz zum König hinüberkommen, mit dem Vater in die Kirche gehen und mit ihm zu Mittag essen, das auf den Schlag zwölf Uhr geboten wird. „Der Rest des Tages vor Ihn!“ Um halb zehn des Abends, nach einem kindlichen Handkuß, geht es ins Bett, vorher noch ein Gebet und ein Lied, wobei alle Domistiken wieder zugegen sind, alle auf den Knien, „und soll um ein halb elf im Bette liegen.“ — Und so wie der heilige Sonntag wird der Montag, Dienstag, Mittwoch, wird die ganze Woche geregelt, nur daß der Prinz an den Wochentagen schon um 6 Uhr heraus muß. Besonders ist darauf zu halten, „daß Er, ohne sich zu ruhen oder nochmals umzudrehen, hurtig und sofort aufstehe.“ Gebet, Andacht morgens und

abends bleibt dasselbe wie am Sonntag. Dann geht es ans Lernen; von 7 bis 9 Uhr Historie, von 9 bis ¾11 Religion, dann einige Stunden beim Vater mit Mittagessen. Mit dem Glockenschlag 2 Uhr setzt der Unterricht wieder ein. Bis 3 Uhr Geographie und Unterweisung auf der Landkarte, „dabei sie Ihm sollen aller europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichtum und Armut der Städte explizieren, von 3 bis 4 Uhr soll er die Moral traktieren, von 4 bis 5 Uhr soll Duhan deutsche Briefe mit Ihm schreiben und dahin sehen, daß er einen guten Stylum bekomme, um 5 Uhr soll er die Hände waschen und zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertieren und tun, was er will, wenn er nur nicht gegen Gott ist." — So ist der Montag, so sind die andern Wochentage mit Ausnahme des Mittwoch, der einen halben Tag frei gibt, und des Sonnabends, der unter Umständen einen halben Tag frei gibt. Denn an diesem Sonnabend wird alles repetiert, und Graf Finkenstein und Oberst von Kalkstein sind dabei und geben genau Obacht (sollen es wenigstens), ob alles am Schnürchen geht. „Hat er nicht profitiert, so soll er von 2 bis 6 Uhr alles repetieren, was Er vergessen hat." O weh! Wir wollen hoffen, daß Finkenstein und Kalkstein an diesen Sonnabenden so schwerhörig waren, daß ihnen die Fehler, die ihr Prinz machte, entgingen, und daß „der Nachmittag vor Fritzen war". So die Woche von königlicher Majestät festgelegt auf Viertelstunde und Minute, und noch ein Nachsatz hinzugefügt, der nicht übersehen werden darf: „Im Aus- und Anziehen müssen sie Ihn gewöhnen, daß er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschenmöglich ist; sie sollen auch dahin sehen, daß er

sich selbst an- und ausziehen lerne und daß er propre und reinlich werde und nicht so schmutzig sei."

Des Vaters scharfes Auge mag wohl an dem jungen Prinzen die soldatische Propretät, die er so liebte, vermißt haben, sehr zu seinem Verdruß, aber hier ist alle Mühe umsonst gewesen. König Friedrich gab zeitlebens nicht viel auf seinen Anzug, hat es auch ohne das, wie man weiß, zu etwas gebracht. — Geld scheint der junge Prinz bis zu einem gewissen Alter nicht in die Finger bekommen zu haben, wohl aber hielt Friedrich Wilhelm auf genaue Buchführung über die Ausgaben für den Kronprinzen, die er selbst nachprüfte. Es ist drollig, eine solche Monatsrechnung aus dem Jahre 1719 (Friedrich war sieben Jahr) durchzusehen, da heißt es: „Seine Hoheit Schuhe auf Leisten aufgeschlagen, — für zwölf Ellen Haarband, — für Trinkgeld an den Reitknecht, — an die Bettmädchen in Wusterhausen, (hier ist eine Randbemerkung des Königs: „Bezahl ich selber, darf nicht wieder vorkommen," also Dienstmädchen, welche Betten machen, bekommen kein Trinkgeld, weil sie Lohn bekommen, ist die königliche, höchst richtige Antwort), — die Flöte zu reparieren, 4 Groschen, — zwei Schachteln Farben 16 Ditto, — für eine lebendige Schnepfe 2 Groschen, — an einen Jungen, welchen der Hund gebissen, — und anderes mehr. Einen häufig wiederkehrenden Posten füllt die Notiz, „in den Klingelbeutel"! Das ist der Beutel, den der Küster beim Gottesdienst herumreicht. Wer in der kleinen Stadt groß geworden ist, wird sich solcher rot- oder blausamtenen, mit goldenen Borten verzierten Beutel an langer Stange mit Wehmut erinnern, nicht so wohl des Schillings wegen, den er verschlang, sondern der Jungenszeit, die unwiederbring-

lich dahin ist. Genug. Auch von dem Kronprinzen forderte der Klingelbeutel ein sonntäglich Opfer. — „Mit allem zufrieden vor die gute Haushaltung," schrieb der König unter eine solche Abrechnung.

Indes gab es noch manche, die der Erziehung des Prinzen kopfschüttelnd zusahen. Da war jener Graf Seckendorff, der Botschafter des Wiener Kaiserhofes, der von dem Kronprinzen berichtete: „Ob ihn schon der König herzlich liebt, so fatigiert er ihn mit Frühaufstehen und Strapazen den ganzen Tag dennoch dergestalt, daß er bei seinen jungen Jahren so ältlich und steif aussiehet, als ob er schon viele Campagnen getan hätte." Aber Friedrich Wilhelm hatte in jedem seine eigene Ansicht. „Zu viel Schlaf macht dumm," meinte er. Schließlich, als die schwächliche Natur des jungen Prinzen nicht recht aufkommen wollte, mußten dann die Aerzte einschreiten.

Es ist keine Frage, daß die inneren Anlagen des Prinzen bei dieser mit einem mechanischen Christentum zu stark durchsetzten Erziehung vernachlässigt wurden, daß sein lebendiger Geist, je mehr er sich seiner bewußt wurde, keine Befriedigung finden konnte. Aber dennoch ging ungefähr bis in das vierzehnte Jahr Friedrichs alles ziemlich glatt. Graf Finkenstein konnte wiederholt berichten, daß der Prinz seine Studien mit Eifer betreibe, daß er fleißig den Marstall und die Pferde benutze, daß er gut nach der Scheibe schieße und viel mit Kadetten spiele. Als im Oktober 1723 der Großvater Georg I. von England nach Berlin kam, konnte die britische Majestät mit Erstaunen sehen, wie geschickt der kleine Prinz seine Kadettenkompagnie exerzierte.

König Friedrich Wilhelm tut indes alles, um seinen

kleinen Prinzen zu einem König zu erziehen, wie er selbst ist; nimmt ihn mit auf die Jagd, — der kleine Prinz schießt sogar ein Rebhuhn im Fluge, — nimmt ihn mit auf Reisen in die Provinz, läßt ihn abends im Tabakskollegium vor seinen Getreuen exerzieren und freut sich, seine Pfeife schmauchend, laut und herzlich über die Fortschritte seines Prinzen. Und in der Tat zeigte der Prinz um jene Zeit das natürliche Interesse eines Knaben am Soldatspielen, und wenn der König auch ab und zu aufbraust, wie er es nun mal nicht anders kann, und über mangelnde Reinlichkeit schilt, so geht doch im großen ganzen alles gut.

Mit dreizehn Jahren wird Friedrich Hauptmann bei der Potsdamer Leibgarde, und ein Jahr später Major bei jenen langen Kerlen des Königs. Statt Kadetten kommandiert der junge Major nun Riesen, nicht eben mit Lust. Es begann schon damals ein Umschwung in des Prinzen Natur, und des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr schlug seinem lebendigen, durstigen Geist einen zu langsamen Takt. Dann plötzlich, so um das vierzehnte Lebensjahr, beginnen sich Risse zu zeigen. Der Prinz soll konfirmiert werden, aber es stellt sich heraus, daß leider Seine königliche Hoheit seit vielen Monaten im Christentum wenig „profitiert" haben. Kein Wunder, denn daß das Auswendiglernen eines furchtbar trockenen Katechismus und der Unterricht durch den Verfasser eben dieses Katechismus (Nolten hieß er, Noltenius nannte er sich aber lateinisch der Gelehrsamkeit wegen) nicht zum lebendigen Christentum führen konnte, war sonnenklar. Dennoch glaubte König Friedrich Wilhelm, daß eine Vermehrung der Unterrichtsstunden am Platze sei, um den Prinzen für die Konfirmation reif zu machen. „Ach, es ist ein gar leidig

Gestreu, nichts als Karren über Karren voll Schutt, was in diese neue Menschenpflanze von Noltenius und andern aufgehäuft wird: Ein Wunder nur, daß sie nicht allen Sinn für das Höchste in dem armen, jungen Gemüt erstickten und bloß einen Sinn für das Düsterste und Dümmste darin zurückließen," sagt Thomas Carlyle mit Recht über diesen Teil von Friedrichs Erziehung. — Es ist keine Frage, daß gerade dieses Ueberfüttern mit strengen Glaubenslehren bei dem Prinzen das Gegenteil dessen erreicht hat, was es erreichen sollte. Der angeborne Witz spielte früh in dem Knaben und suchte nach Gegenständen. Als Pastor Francke, der jüngere Sohn des Halleschen Waisenhausstifters, von Friedrich Wilhelm nach Wusterhausen eingeladen war, mußte er zu seinem Leidwesen bei Friedrich eine „mokante Miene" bemerken und dann die Worte hören, die Friedrich ziemlich laut seinem Vetter, dem Markgrafen von Schwedt, zurief: „Du, der glaubt Gespenster!" Auch tat es dem geistlichen Herrn sehr weh, als er sah, wie im Tabakskollegium der Kronprinz nicht die Zurückhaltung eines frommen Knaben zeigte, sondern sich an der Verspottung Gundlings, des armen weinseligen Narren (den man schließlich zu Bornstedt in einem Weinfasse begrub), am meisten beteiligte. „Gings übel über den Gundling her, dabei der Kronprinz das meiste tat, so mich sehr betrübte."

Dieser Einfluß der beiden Francke, Vater und Sohn, war allerdings nicht ohne Bedenken. Der König fing an, unpäßlich zu werden, hatte allerlei politische Sorgen, und der brave Francke, der ihm geistlichen Rat erteilen wollte, machte die Sache noch schlimmer. „Dieser hochwürdige Herr," schreibt Wilhelmine von Bayreuth in ihren Tage-

büchern, „unterhielt den König damit, daß er ihm Skrupel über die unschuldigsten Dinge weckte. Er verdammte alle Vergnügungen, samt und sonders verdammlich, sagte er, selbst die Jagd und die Musik! Man durfte von nichts als dem Wort Gottes reden, jedes andere Gespräch war verboten. Er selber führte immer das erbauliche Wort bei Tafel, wo er das Amt des Vorlesers ausfüllte, als wäre es ein Mönchsrefektorium gewesen. Der König gab uns alle Nachmittag eine Predigt zum Besten; sein Kammerdiener verlas einen Psalm, den wir alle sangen; auf die Predigt mußte man so andächtig aufpassen, als hielte sie ein Apostel. Mein Bruder und ich hatten arge Lust zu lachen; wir gaben uns alle Mühe, es zu verbeißen, brachen aber doch oft damit heraus. Hierauf setzte es Verweise, die nebst allen Bannflüchen der Kirche auf uns geschmettert wurden; was wir mit demütigem, reuevollem Gesicht, das nicht so leicht auf der Stelle zu machen war, hinnehmen mußten. Kurz, dieser Hund von Francke (chien de Francke) ließ uns ein Leben wie Latrappsche Mönche führen."

Es stand wirklich recht schlimm um den König. Seine Schwermut ging so weit, daß er sich mit dem Gedanken trug, die Krone zu Gunsten seines ältesten Sohnes niederzulegen. Er beanspruchte nichts als 10 000 Taler jährlich, wollte dann mit Frau und Kindern zu Wusterhausen den Haushalt eines gutgestellten Bürgers führen. In Wusterhausen wollte er sich hauptsächlich mit Beten beschäftigen, um seine nach Franckes Meinung schwer gefährdete Seele zu retten, während seine Frau und seine Töchter den Haushalt besorgen sollten. Prinzeß Wilhelmine, die lebenslustige, junge Dame, sollte dann die Aufsicht über das Weißzeug

haben, das Flicken, Stopfen und Waschen besorgen, während Friederike, die jüngere Tochter und mit gutem Rechengeist begabt, die Aufsicht über den Hausproviant führen sollte, Charlotte (die spätere Herzogin von Braunschweig) sollte auf den Markt gehen und Lebensmittel einkaufen, und seine Frau, das liebe „Fiechen", sollte sich um die kleinen Kinder kümmern. So waren die Pläne Friedrich Wilhelms, ganz ernsthafte Pläne, so weit hatte Francke mit seinen dunklen Reden es gebracht. — Uebrigens starb der fromme Mann bald nach seiner Rückkehr aus Berlin zu Halle, glückselig als Mensch, einen festen Glauben zu haben, in welchem geborgen er sterben konnte.

Wir müssen sagen, Friedrich Wilhelm hatte allerlei Grund zum Aerger. Da war eine unangenehme Werbesache mit Sachsen im Frühjahr 1727. Der preußische Werbeoffizier, Hauptmann von Natzmer, war von sächsischen Häschern auf brandenburgischem Gebiet ergriffen und, da er sächsische Soldaten zur Fahnenflucht verleitet haben sollte, kurzer Hand zum Strang verurteilt worden. Der König braust in fürchterlicher Weise auf, schickt einen General zu dem sächsischen Gesandten, Baron von Suhm, und läßt ihm sagen: „sobald Natzmer gehängt würde, würde König Friedrich Wilhelm ihn selbst, den sächsischen Gesandten, hängen lassen." Entsetzt packt Suhm seine Siebensachen zusammen und flieht über die Grenze. Natürlich war König August der Starke über solche seinem Gesandten angetane Schmach aufs tiefste entrüstet. Es war nahe vor einem Bruch zwischen Sachsen und Preußen, aber da legten sich Grumbkow und Seckendorff ins Mittel, und die Sache zog sich so eben wieder zurecht. Natzmer wurde aus seiner

Haft entlassen, und Suhm kam wieder nach Berlin. — Bald darauf starb plötzlich auf einer Fahrt durch seine hannoverschen Lande seine britische Majestät Georg I., (21. Juni 1729) unterwegs in seiner Postkutsche, nahe vor Osnabrück. (Seine stolze Frau war vor einem halben Jahr in den Novembertagen in ihrem neblichten Ahlden gestorben, jedenfalls ruhiger als er in seiner Eilkutsche, und war auf diese Weise endlich von ihrem Trupp reisiger Reiter befreit.) Die Kunde von Georgs Tod erregte in Berlin großen Jammer. Der König weinte vor dem englischen Gesandten wie ein Kind, denn er hatte sich mit diesem Oheim und Schwiegervater immer gut gestanden. Das alles und so vieles mehr hatte zu der Schwermut des Königs, zu der sichtlichen Verfinsterung seines Gemüts, zu der Einladung an Francke, der wiederum keine andere Arznei wußte als tiefe Selbstzerknirschung, beigetragen. Da kamen Graf Seckendorff und Grumbkow schließlich auf die gute Idee, durch den Gesandten Suhm eine Einladung des Königs nach Dresden zum Karneval zu vermitteln. Nun wußte Friedrich Wilhelm wohl, wie es in Dresden zuging, und wollte seinen Prinzen nicht mithaben. Aber Friedrich erhielt doch, mit Hilfe seiner Schwester, von Suhm eine besondere Einladung. So reisten Vater und Sohn im Januar 1728 nach Dresden an den Hof August des Starken, wo ein Fest das andere jagte und es herging wie in Sodom und Gomorrha. Wir haben hier jene Kleinigkeit erzählt, daran mag es genug sein. Seine Majestät kam wieder und konnte seinem „Fiechen" getrost und gerade in die Augen blicken. Nicht so hätte das der Kronprinz gekonnt. Aber seine Mutter verlangte das auch nicht von ihm, stand überhaupt

in dem aufkeimenden Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn stets auf seiten des Sohnes; auch Wilhelmine war im Bunde. So fand Friedrich Wilhelm in seiner Frau, seiner ältesten Tochter und seinem Kronprinzen eine geschlossene Gruppe gegen sich, die eng zusammenhielt. Man kann sich denken, wie weh das dem König tun mußte, der doch aus ehrlichem Herzen nur das Beste seiner Familie wollte. — Ende Mai machte der sächsische Hof, König August mit viel Gefolge und viel Gepränge, seinen Gegenbesuch in Berlin: ein Mann von majestätischer Haltung und Antlitz, ein ständiges Lächeln der Gnade um die Lippen, der unaufhörlich Holdseligkeiten aus seinem Munde fließen ließ; im übrigen eine Ruine, Mitte der Fünfzig, innerlich zerrüttet durch die „débauches terribles". — Auch Graf Moritz von Sachsen ist da, der später in französischen Diensten berühmt gewordene Maréchal de Saxe. Er ist ein Sohn Augusts und der schönen Gräfin Aurora Königsmark, einer Schwester jenes kecken Königsmark, der in irgendeinem Sumpfe der Lüneburger Heide modert, wir wissen, warum. Außer Moritz hat dieser König August noch 353 Kinder. In seiner Kraftzeit hat er Hufeisen biegen und sonst andere Kraftaten verrichten können. Nun ist das vorbei. Der berühmte Arzt Petit aus Paris ist geholt worden und hat dem König zwei Zehen abgeschnitten; die Wunde will aber nicht heilen. — Auch die Orzelska ist da, des jungen Friedrich Flamme, und es sind viele andere da, die nicht kalten Herzens sind, wenn ein Kronprinz von Preußen wirbt, noch dazu ein so schöner, geistreicher, liebenswürdiger Prinz wie dieser, denn all die sprühenden Eigenschaften seines Wesens treten bei Friedrich mehr und mehr hervor.

Zugleich allerdings die gegensätzlichen Eigenschaften zu seinem Vater. Auf der einen Seite ein vollständig mit sich fertiger, in festen Geleisen dahinwandelnder König, Soldat vom Zopf bis zur Gamasche, pünktlich auf die Minute, den praktisch geschulten Sinn nur auf das Wirkliche und Greifbare gerichtet, seine Erholung der Tabak, das Bier und ein Kreis vertrauter, zu derben Scherzen geneigter Männer, seine Erholung die Jagd, bringt in wenig Tagen über dreitausend Wildschweine zur Strecke; auf der andern Seite ein jugendlicher Kronprinz, der nur so viel Soldat war, als es das Muß erforderte, der ein Freund französischer Bücher war, ein Freund geistreicher Reden, statt der Tabakspfeife die Flöte liebte, statt des einengenden Waffenrocks Schlafröcke aus blauem Samt mit Brokat, die schnell übergeworfen wurden, wenn man vor dem König sich sicher glaubte. Und nun hatte auch noch der Dresdner Besuch, hatten die Berliner Freuden des Gegenbesuchs in dem Kronprinzen eine Sehnsucht nach einem anderen Leben erweckt, als es der spartanische Berliner Hof bot. Der Kammermusiker Quantz aus Dresden kam des öfteren herüber, um den Prinzen die Flöte zu lehren. Fritzens Mutter, die gütige Königin, hatte diese Aufmerksamkeit beim sächsischen Hof für ihren Sohn erwirkt. Seine Majestät von Preußen liebte wohl Musik, den tiefen, schwerfugigen Händel, wenn es zwischendurch sein Tag erlaubte, aber vom Flötenspielen wollte er nichts wissen, „Querpfeiferei zu nichts nutze". Es ist bekannt, daß, trotz aller Wachsamkeit, der König eines Tages den Prinzen überraschte. Leutnant von Katte kam gerade noch zur rechten Zeit, um den sächsischen Hofkapellmeister mitsamt Flötenkasten und Noten in eine

Heizkammer zu schieben. Dem Prinzen gelang es zwar, den Schlafrock mit der Uniform zu tauschen, aber der französische Haarbeutel, der an Stelle des preußischen Zopfes saß, weckte den Argwohn des Königs. Ein hastiges Stöbern, und Friedrich Wilhelm fand den Brokatrock, den er im ersten Zorn in den Ofen warf. Auch die französischen Bücher entdeckte der König in einem Tapetenschrank, worauf der privilegierte Buchhändler Haude alsbald Befehl erhielt, die Bücher samt und sonders abholen zu lassen und zu verkaufen. Der brave Haude ließ wohl abholen, aber verkaufte nicht; er bewahrte die Handbibliothek sorgfältig auf und lieh, je nach Bedarf, dem Kronprinzen, was er lesen wollte. Eine ganze Stunde dauerte dieser Orkan, und Quantz in seiner Ofenkammer zitterte am ganzen Leibe, denn er hatte einen roten Plüschrock an und wußte wohl, daß Friedrich Wilhelm gerade diese schreiende Farbe an einem Mann nicht ausstehen konnte. „Fritz ist ein Querpfeifer und ein Poet," ließ sich der König mißgestimmt vernehmen, „wird mir meine ganze Arbeit verderben." Die heftigen Zusammenstöße mehrten sich. Wo der König den Kronprinzen sah, drohte er ihm mit dem Stock. Besonders im Herbst 1728 in Wusterhausen kam es zu schlimmen Vorfällen.

Die Königin, immer auf seiten ihrer Kinder, verfocht mit großer Energie den Plan jener Doppelheirat zwischen ihrem Kronprinzen Friedrich und einer englischen Prinzeß Royal, und ihrer Tochter Wilhelmine und dem englischen Thronfolger. Der König hatte Bedenken. Es war ihm wohl recht, daß seine Tochter Wilhelmine eine so gute Partie machte, aber anders stand es mit dem Kronprinzen. Man hatte Friedrich für den Fall einer englischen Heirat die

Statthalterschaft von Hannover zugedacht. Das war durchaus nicht im Sinne des Königs; er wollte durch eine solche Stellung seines Kronprinzen nicht in eine unmittelbare Abhängigkeit von England kommen. Er fühlte wohl, daß die Königin Feuer und Flamme für den englischen Plan war, hatte Sophie Dorothea doch die unvorsichtige Aeußerung gebraucht: „sie wolle an ihr Ziel kommen, und müsse sie Europa auf den Kopf stellen." Zudem war der König nicht günstig gegen seinen englischen Schwager, Georg II., gesonnen. Von Kindheit auf war da eine gegenseitige Abneigung. Jetzt machte Schwager Georg, wo es nur ging, den preußischen Werbeoffizieren Schwierigkeiten; ja, es wurde der Antrag gestellt, diejenigen Soldaten, welche ihre Heimat in England und Hannover hatten und welche den Ränken der Werbeoffiziere zum Opfer gefallen waren, wieder herauszugeben. Von der andern Seite schürten der österreichische Gesandte, Graf Seckendorff, und des Königs erster Rat, Herr von Grumbkow, — der, höchst bestechlich, im österreichischen Solde stand, — die Abneigung Friedrich Wilhelms, denn ein so enger Anschluß Preußens an England war der österreichischen Politik sehr entgegen. Es gab Gebärdenspäher und Geschichtenträger genug, die ein Verdienst darin suchten, dem König alles zu hinterbringen. Und so vergrößerte sich der Riß zwischen dem König und den Seinigen mehr und mehr. Fand Friedrich Wilhelm seine ältesten Kinder zufällig bei der Königin im Zimmer, so vermutete er stracks Heimlichkeiten und „Konspirationen". Wilhelmine erzählt in ihren Memoiren aus jener trübseligen Zeit genug, und selbst, wenn man als sicher annimmt, daß die Prinzessin viel und stark übertreibt, bleibt noch immer

ein Bild des Familienlebens am preußischen Hof übrig, das schier trostlos ist. Die Kinder mußten sich vor dem Vater verstecken, zwei Stunden lang, Wilhelmine in einem Bett, der Kronprinz in einem Wandschrank, wären in ihren Verstecken fast erstickt, wenn Seine Majestät nicht schließlich fortgegangen wäre. Der Kronprinz, der mit feinem Gefühl das Unnatürliche solcher Lage erkennt, bittet seine Mutter, ihn fernerhin mit solchen geheimen Besuchen zu verschonen. „Man kann sich kaum einen Begriff von den niederträchtigen Streichen machen," schreibt der englische Gesandte Dubourgay, „deren man sich bediente, um den Vater gegen den Sohn aufzubringen."

Widerwärtiges Geschmeiß tut seine dunkle Maulwurfsarbeit, um das Verhältnis zwischen Vater und Sohn vollends zu untergraben. Dem König wird zugetragen, daß der Prinz, der Zeit seines Lebens nicht vorsichtig in seinen Aeußerungen war, gesagt habe, die preußische Uniform würde ihm zum Sterbekittel. Man denke sich den Zorn, oder sagen wir besser den ingrimmigen Kummer Friedrich Wilhelms. Die preußische Uniform, des Königs Rock, das höchste Ehrenkleid der Nation, die dieser Friedrich Wilhelm im Begriff war, zu einer Nation zu erziehen, so von einer leichtsinnigen Aeußerung des Prinzen herabgewürdigt! Die ganze militärische Haltung seines Kronprinzen gefiel ihm längst nicht, und nun noch dieses Wort, dieser Hohn auf die preußische Uniform.

Beißend war der Spott, den der junge Kronprinz an des Vaters Tabaksgesellschaft übte. „Meine Unterhaltung in der Tabagie ist, Nüsse aufzuknacken, eine Unterhaltung, die ihres Schauplatzes würdig ist." Er nennt des Königs

Zirkel „eine höchst buntscheckige und übel erlesene Gesellschaft", worauf der gekränkte König, dem derlei Unbesonnenheiten brühwarm zugetragen werden, das schöne Wort findet: „es wäre wahr, er hätte keine französischen Manieren, könnte auch keine Bonmots hervorbringen; das halte er aber auch für die größte Bärenhäuterei, er sei ein deutscher Fürst und wolle als solcher leben und sterben."

Längst hatte man dem König zugetragen, daß Friedrich recht locker lebe, sich in Liebeshändel verwickle, die für sein Alter und seinen Stand am allerwenigsten paßten. Es war nicht an dem; Gerücht und feile Lüge übertrieben. Aber die strengsittliche Denkart Friedrich Wilhelms war tief verletzt. Es kam so weit, daß Vater und Sohn sich möglichst aus dem Wege gingen, daß sie, in Wusterhausen unter einem Dache lebend, nur noch brieflich miteinander verkehrten. Der Prinz verstand sich schließlich dazu, einen Brief an seinen Vater zu schreiben, in welchem er dem Erzürnten so eine Art Waffenstillstand anbot: „Hätte ich wider mein Wissen und Willen getan, was meinen lieben Papa verdrossen, so bitte ich hiermit untertänigst um Vergebung und hoffe hiermit, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus all seinem Tun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen." Aber die Antwort, die der Prinz von dem erzürnten König erhielt, war hart genug. Friedrich Wilhelm nutzte die Gelegenheit, sein ganzes, übervolles Herz einmal auszuschütten.

„Sein eigensinniger, böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles tut, absonderlich seinen Vater liebet, so tut man was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern

weiß er wohl, daß ich keinen effeminierten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inklinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiert und nit verschneidet und ich alles dieses tausendmal repremandiert, aber alles umsonst und kein Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz ist, mit keinen Menschen spricht, als mit Welsche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen tut, als mit Form angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm."

Aber all das war ja im Grunde nur gut und väterlich gemeint. Die Pflicht, den Prinzen so zu erziehen, wie es Staat und Heer verlangten, schien Friedrich Wilhelm unabweisbar, mochte sie auch zu den bittersten Folgen führen. Immer und immer wieder begegnen wir im König tiefen, innerlichen Herzenszügen, die uns wohltuend berühren. Natürlich litt auch der Prinz unter dem Verhältnis schwer. Es zeigte sich ein bedenklicher körperlicher Verfall. Friedrich Wilhelm war in tiefen Sorgen. „Mein ältester Sohn ist sehr krank und wie eine Zehrung," schrieb der besorgte Vater dem Dessauer, „Sie können sich denken, wie mir zumute ist. So lange die Kinder gesund sind, so weiß man nicht, daß man sie so lieb hat." Es kommt dem König zu Ohren, daß der Prinz eine große Schuldensumme hat, an 7000 Taler, die allmählich aufgelaufen ist. Wie schwer kam dem sparsamen Haushalter die Abzahlung einer solchen Summe an! Dennoch zeigte er sich ohne weiteres bereit, die Schuld

zu bezahlen. „An dem Gelde sei ihm Dreck gelegen, wofern der Prinz nur seine conduite und Aufführung ändern wolle und ein honettes Herze bekomme. Wenn er dem König nur ein Wort sage, so solle es an Geld ihm nie fehlen.“ Es kam zwischen dem cholerischen Vater und dem sanguinischen Sohn zwischendurch auch zu ergreifenden Versöhnungsszenen. Bei einer Festtafel in Wusterhausen saß Friedrich an der Seite des sächsischen Gesandten von Suhm und klagte dem das schwere Verhältnis zwischen ihm und seinem Vater. Aber dazwischen versicherte Friedrich immer wieder: „Ich liebe meinen Vater dennoch.“ Plötzlich zog der Kronprinz des Königs feine, feste Hand an seine Lippen und küßte sie heftig, sprang auf, fiel seinem Vater zu Füßen und umarmte ihn. Friedrich Wilhelm war tief ergriffen: „Schon gut, schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl.“ Am selben Abend im Tabakskollegium war Friedrich Wilhelm so erleichtert und so vergnügt, wie man ihn nur je gesehen hatte.

Aber bald war die Sonne wieder von dunklen Wolken bedeckt. Der Prinz war mehr schuld als der König, und es war nur schlimm, daß Friedrich Wilhelm, wenn der Zorn über ihn kam, sich nicht beherrschen konnte und das Ehrgefühl seines Prinzen tief verletzte. Statt des milden Generals von Finkenstein erhielt der Prinz jetzt in der Person des Oberstleutnants von Rochow einen Begleiter. Rochow erhielt seine scharfen Anweisungen vom König selbst. „Er soll dem Prinzen alles effeminierte, laszive, weibische Wesen austreiben, denn ein damoiseau ist ein Lump und ein schurkischer Kerl.“ Rochow war ein ehrlicher Mann, ein durchaus zuverlässiger Soldat von strengen Sitten, im Umgang

aber recht schwerfällig und nicht geeignet, einem sprühenden Kopf auf die Dauer zu genügen. Der andere Begleiter war Leutnant von Keyserlingk, ein Mann, der in die Welt geblickt hatte und im Verkehr eine große Leichtigkeit entwickelte. „Mein Bruder mochte sie beide gern," berichtet Prinzeß Wilhelmine, „da aber Keyserlingk jünger und sehr liederlich war, so war er ihm natürlich der Liebste." Auch die übrigen Genossen des Prinzen waren keineswegs geeignet, ihn auf bessere Wege zu bringen. Ein Page des Königs, von Keith, besaß des Prinzen Vertrauen, mißbrauchte es aber, indem er königliche Aeußerungen dem Prinzen zutrug. Als Friedrich Wilhelm den schlechten Einfluß Keiths bemerkte, versetzte er den Pagen als Leutnant nach Wesel.

„Ein zweiter noch viel gefährlicherer Günstling," berichtet Wilhelmine, „folgte dem ersten: nämlich der Leutnant von Katte. — — Er hatte Geist, Belesenheit und Weltkenntnis. Im Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft hatte er sich ein feines Benehmen angeeignet, was damals in Berlin nicht eben häufig war; sein Gesicht war eher unangenehm, als empfehlend, die dunkeln Augenbrauen verdeckten fast seine Augen, sein Blick hatte etwas Unheilvolles, was sein Geschick vorherzusagen schien; ein gelber, von den Blattern entstellter Teint vermehrte seine Häßlichkeit; er spielte den Freigeist und trieb die Lüderlichkeit bis aufs äußerste, wozu noch eine große Eitelkeit und Uebermut hinzukamen. Ein solcher Günstling war natürlich nicht dazu angetan, meinen Bruder von seinen Verirrungen zurückzubringen."

Ein sehr gewandter Mensch, dieser junge Katte, aber bodenlos leichtsinnig. Mit ihm spinnt der Kronprinz auch

seine Fluchtpläne, mit ihm und mit Keith. Wir müssen da leider von einer Zusammenkunft mit der Prinzessin Wilhelmine berichten, die uns nichts Gutes verspricht.

„Mein Bruder war von den Mißhandlungen des Königs so aufgebracht, daß er auf andere Maßregeln sann. Vor der Königin ließ er sich nichts merken, aber mich besuchte er alle Tage insgeheim. Man predigt mir alle Tage Geduld, sagte er, allein niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben, mir fehlts selbst an der nötigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfnis und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem König hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; sowie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leib erprobt hatte, schleppte er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen, da er aber den Vorhangstrang aus allen Kräften zuzog und ich mich erdrosselt fühlte, rief ich endlich um Hilfe. Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun selbst, ob mir ein anderes Mittel übrigbleibt als die Flucht! Katte und Keith sind bereit, mir bis ans Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel und habe alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich

entfliehe nach England, dort empfängt man mich mit offenen Armen, und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von allem diesem nichts, einmal, wegen ihrer Schwatzhaftigkeit gegen die Damen und weil sie, wenn der Fall eintritt, imstande sein soll, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt hat. Sobald der König wieder eine Reise außer seinen Staaten macht — denn das gibt mir viel mehr Sicherheit — ist alles zur Ausführung bereit."

Die Reise, auf die der Prinz hoffte, kam bald. Der vergnügliche August von Sachsen hielt im Junimonat 1730 ein Lustlager bei Mühlberg in Sachsen. Er hatte seine ganze sächsische Armee versammelt, 30 000 Mann zu Fuß und zu Pferde, und eine Reihe von Fürsten eingeladen, den Besichtigungen und Manövern beizuwohnen. Es ging hoch her; ganze Dörfer sauber aufgeputzt, ein Pavillon für die Majestäten auf einer Höhe erbaut, von der sich alles übersehen ließ. Was Tapezierkunst leisten konnte, war hier geleistet worden, natürlich mit einem ungeheuren Kostenaufwand. Ist doch berechnet worden, daß die Regierung dieses kostspieligen Landesvaters seinem Sachsenvolk an 100 Millionen gekostet hat. Andererseits: das Geld kam wieder unter die Leute. Wunderbare Prunkschlachten wurden geliefert mit einem reichlichen Artilleriefeuer, welches, nach dem Bericht von Augenzeugen, den Weltuntergang verkündete. Alle Truppen hatten nagelneue Monturen, zwischen den Zelten waren Blumengärten angelegt. Das Auge ergötzte sich, wohin es immer blickte, an schönen Frauen, an bunten Soldaten, an Blumenflor, seidenen Zelten und vergoldeten Gittern. Unter den Zuschauern war auch der junge Prinz

von Preußen, und auch seine stahlblauen großen Augen mögen sich ergötzt haben an dem Schauspiel da vor sich. Er wird Kavallerie reiten, Infanterie marschieren und stürmen sehen, wird das Gewölk der Artillerie sehen, wird sehen, wie sogar Brücken krachend in die Luft fliegen. Ja, auf der Elbe ankert eine Flotte, man denke, eine Flotte mit seidnen Segeln, auf vergoldeten Schaluppen. Das alles wird das Auge des jungen Prinzen sehen. Kaum zwei Meilen nördlicher aber liegt eine sächsische Festung namens Torgau mit ihren Süptitzer Höhen. Drei Jahrzehnte werden vergehen, und dieser junge Prinz von achtzehn Jahren wird ein König Friedrich sein und wird im blauen Waffenrock preußischer Infanterie, der ihn jetzt noch ein Sterbekittel dünkt, mit dem Degen in der Faust seine Grenadiere gegen jene Süptitzer Höhen führen, durch den Waldgrund von Neiden, während die feindlichen Batterien mit ihren Stückkugeln nicht sparen. Ja, ein Kartätschensplitter wird dem König an die Brust fahren und ihn zu Boden strecken, sodaß wirklich der preußische Infanterierock ihm zu einem Sterbekittel hätte werden können. Dann werden auf der Heide von Torgau, auf der nassen Novembererde unter Toten und Stöhnenden Hungernde lagern, Sieger und Besiegte bunt durcheinander, die letzte Brotrinde mit dem letzten Schluck Schnaps teilend.

Wie anders geschieht es 1730 in dem Lustlager von Mühlberg! König August ist ein guter Mann, König August läßt nach der „Entscheidungsschlacht" achtzig Mastochsen braten und von hundertundsechzig Bäckern einen Kuchen herstellen, der vierzehn Ellen lang und sechs breit ist. 36 Scheffel Mehl und 5000 Eier und 3 Tonnen Milch

sind dazu verwendet worden. König August läßt seine Gäste und Soldaten wahrhaftig nicht hungern. Und doch wird zwischen diesen sächsischen Soldaten manch junger Bursch sein, in glatter Montur und mit wohlgefüllten Magen, dem ein Vierteljahrhundert später jener blasse Kronprinz von Preußen im Lager von Pirna das Hungern beibringen wird. Die Dinge wandeln sich.

Einstweilen geht es dem Kronprinzen Friedrich nicht gut. Selbst unter dem Glanz und Prunk des Lustlagers kommt es zwischen Vater und Sohn zu schlimmen Auftritten. Der Prinz hat; so beiläufig natürlich, den sächsischen Minister Graf von Hoym um Postpferde gebeten, um sich Leipzig und seine Herrlichkeiten anzusehen, ganz inkognito natürlich, der König braucht nicht davon zu wissen. Dennoch gibt es ein Geflüster, Graf Hoym bedauert lebhaft wegen des strengen Paßzwanges, redet entschieden von einem Besuch Leipzigs ab. Hat der König davon vernommen? „In jenem Lustlager von Mühlberg,“ berichtet Leopold von Ranke, „wo die Augen so vieler Fremden sich auf ihn richteten, ward er (der Kronprinz) wie ein ungehorsamer Knabe sogar einmal körperlich mißhandelt, eben damit er fühlen sollte, daß man ihn für nichts besseres halte. Der aufgebrachte König, der die Folgen seiner Worte niemals erwog, fügte der Mißhandlung noch den Schimpf hinzu. Er sagte: „Wäre er von seinem Vater so behandelt worden, so hätte er sich totgeschossen. Aber Friedrich habe keine Ehre, er lasse sich alles gefallen.“ — Der Kronprinz klagte dem englischen Botschaftssekretär Kapitän Guy Dickens, daß er diese Behandlung nicht mehr ertragen könne und wolle, daß er zu fliehen gedenke. Ja, Friedrich setzt sich

hin, schreibt diesen Plan an des Onkels Majestät nach London und gibt Dickens, der mit Eilpost dahin abreist, diesen Brief mit. Tag und Nacht reist Dickens, Kurierpferde, Relais, eine flotte Yacht über den Kanal, und ist in drei Wochen schon wieder in Berlin. Onkel Georg von England rät dringend ab, hält den Schritt einer Flucht für übereilt, indes hofft er durch seine Verwendung bei Schwager Friedrich Wilhelm für den Neffen zur Erleichterung seiner Stellung etwas tun zu können. Aber Kapitän Dickens trägt noch einen zweiten Brief in seiner Tasche, einen Brief Grumbkows, der dessen zweideutiges Spiel in dieser englischen Heiratsangelegenheit aufdecken soll. Seit April bereits ist Sir Charles Hotham in Berlin als außerordentlicher Gesandter britischer Majestät. Der englische Herr hat von vornherein gut gefallen, ein vornehmer, umgänglicher, bestechender Herr, Oberst der reitenden Grenadiere britischer Majestät, aus einem der ersten Häuser Englands. Er hat das Vertrauen der Königin, des Kronprinzen, der Schwester Wilhelmine, kurz, die ganze englische Partei stützt sich auf Hotham und seine Gewandtheit. Wenigstens scheint die Heirat Wilhelminens mit dem englischen Kronprinzen abgemacht. Friedrich Wilhelm hat bereits auf das Wohl der „Prinzessin von Wales" getrunken. Aber zwischen jenen Apriltagen und den jetzigen Julitagen liegen einige Monate, liegt das Lager von Mühlberg, liegen österreichische, durch Graf Seckendorff und Minister Grumbkow eifrig geschürte Einflüsse. Wilhelmine sollen die Engländer haben, — aber Kronprinz Fritz, nein, hat noch Zeit zum Heiraten. Hier ist Seine Majestät höchst hartnäckig. Auf die Vorstellungen des Kronprinzen, daß er seine Cousine von England doch

leidenschaftlich liebe, kommt die schlagfertige Antwort des Königs: „Narrenspossen! Wie kann man ein Mensch, so man niemals gesehen hat, lieb haben.“ Und dann will Seine Majestät von Preußen auch gar zu gern die Erbschaft von Jülich und Berg antreten, die ihm alte Erbrechte verbürgen, und die er nun mit Hilfe des Kaisers Karl VI. zu verwirklichen hofft. Der König sagt: „Wilhelmine kann reisen, — Fritz? — wird sich finden.“ England sagt: „Entweder beide Hochzeiten, oder keine.“ Aber nun glaubt Sir Hotham das Sprengmittel in der Hand zu haben, um die Gruppe Seckendorff und Grumbkow samt Anhang in die Luft zu sprengen. Der geheime Brief des preußischen Ministers steckt in Sir Hothams Tasche, als dieser am 10. Juli 1730 bei Seiner Majestät zur Audienz vorgelassen wird. Szene im Schlosse zu Berlin: König Friedrich Wilhelm in Gardeuniform, Schuhen, Gamaschen, den Degen ziemlich hoch um den Leib geschnallt, damit er ihm nicht lästig wird, frisch von Antlitz, sehr gut aufgeräumt, auf dem Rücken der enggedrehte Soldatenzopf. Sir Charles Hotham im Staatskleid mit großer Perrücke, Kapitän Dickens desgleichen, aber vielleicht etwas militärischer. Seine Majestät ist äußerst gut gelaunt, will aber, wie es scheint, auf Politik und Heiratspläne nicht eingehen heute, spricht eine Viertelstunde lang über allerlei gleichgültige Dinge. Aber Hotham glaubt, daß er die Gelegenheit beim Schopfe fassen müsse und holt seinen Brief hervor. Es ist ein eigenhändiger Brief Grumbkows, der beweisen soll, daß Grumbkow, trotz seiner Ableugnung, einen geheimen Briefwechsel unterhält, der dazu dient, Seine Majestät von Preußen in der englischen Heiratssache hinters Licht zu führen. Aber ganz anders,

als Hotham hofft, ist die Wirkung. Friedrich Wilhelm ist zu sehr reinen Herzens, daß ihm dies Diplomatenspiel mit gestohlenen und gefälschten und weiß Gott was für Briefen, im tiefsten Grunde der Seele zuwider ist. Indes nimmt die Hand des Königs den Brief, sein Auge erkennt Grumbkows Schrift, und nun ist es genug. Die Zornader schwillt, und mit einem „Messieurs, j'ai eu assez de ces choses là“ fliegt der Brief vor Hothams Füße, und Seine Majestät wendet sich stracks um und verläßt stampfenden Schrittes das Gemach. Hotham und Dickens stehen da wie zwei begossene Pudel. Es bleibt dem englischen Lord nichts übrig, als höchst eigenhändig den Brief wieder aufzuheben und nach Hause zu gehen. Dann aber erwacht der ganze Stolz Alt-Englands. „In meinem Haupte ward mein Monarch verletzt, — ich bitte um Postpferde, da es mir nicht möglich ist, nach dem, was vorgefallen, meinen Aufenthalt in Berlin zu verlängern.“ Der König, dessen Zorn im Augenblick verraucht ist, als sich die Türe zwischen ihm und Hotham schließt, schickt den General von Borck. Aber der kann nichts ausrichten. Eine Einladung zur Tafel lehnt Hotham ab. Er will weiter nichts mehr von diesem zornigen König als Postpferde. Vergeblich läßt ihn Kronprinz Friedrich durch seinen Freund Katte beschwören zu bleiben. Aber Hotham ist unbeugsam und reist ab. Damit ist der Heiratsplan zwischen England und Preußen zu Ende. Natürlich steigert dieser Vorgang, die vergeblichen Bemühungen, den Gesandten zurückzuhalten, den Mißmut des Königs aufs höchste. Das schwerste Wetter aber bricht über den Kronprinzen herein: er ist keinen Tag vor väterlichen Zornausbrüchen und Mißhandlungen sicher. Die Fluchtpläne reifen

der Tat entgegen. Leutnant Katte sollte sich scheinbar Werbeurlaub in das Reich verschaffen und mit der Reisekasse, den Kleinodien und den anderen Dingen, die einstweilen in der verhängnisvollen Truhe aufbewahrt sind, zu dem Prinzen stoßen, um gemeinsam mit ihm zu fliehen. Auch Leutnant Keith, jetzt in Wesel, ist im Plan und fluchtbereit. Ob nach England oder Frankreich oder Italien, das mag eine zweite Frage sein, nur fort aus dieser unwürdigen Stellung! ist des Prinzen einzige Sehnsucht.

Die Gelegenheit zur Flucht sollte eine Reise in das Reich geben, die der König Mitte Juni 1730 antreten wollte. Man behauptet kaum zu viel, wenn man sagt, daß die Spatzen auf den Dächern bereits von den Fluchtplänen Friedrichs pfiffen, mit so jugendlicher Unbesonnenheit war alles vorbereitet. Friedrich selbst redete zur unrechten Zeit, und Katte rühmte sich des kronprinzlichen Vertrauens und des gemeinsamen Vorhabens. Dennoch waren alles zunächst Worte; die verständigen Männer in der Umgebung des Königs schwiegen. Der englische Gesandte Guy Dickens sagte dem Kronprinzen zu, seine Schulden zu bezahlen, wenn er von der Flucht abstünde. König Georg von England war bereit, dies Opfer zu bringen, wollte sich aber mit einer voreiligen Landung Friedrichs an Englands Küste keine Suppe einbrocken. Insgeheim kam ein Beauftragter des Prinzen (vermutlich Katte) zu dem französischen Gesandten Sauveterre mit einer Anfrage, ob der Prinz in Frankreich Zuflucht finden würde. Der Gesandte hatte sich längst für den Fall seine Weisungen geholt und versprach die Gastfreundschaft Frankreichs. In der Nacht des Mittjulitages hatte Kronprinz Friedrich mit dem getreuen Katte noch eine

lange Unterredung im Schloßgarten zu Potsdam. Friedrich, der just am Tage vorher wieder eine harte Behandlung erfahren hatte, war entschlossen zu fliehen. Katte mußte ihm in die Hand versprechen zu folgen. Die beiden Freunde sollten sich nur noch einmal sehen — in einer fürchterlichen Stunde.

Wenige Stunden später in der Morgenfrühe des 15. Juli rollten die königlichen Reisewagen davon. Es ging über Meuselwitz, das Gut des Grafen Seckendorff, wo sich dieser der Reisegesellschaft anschloß. König Friedrich Wilhelm fuhr mit ihm und dem Oberst von Derschau zusammen, der Kronprinz folgte in einem zweiten Reisewagen, begleitet vom General von Buddenbrock, Oberst von Waldow und Oberstleutnant von Rochow. In Ansbach empfing er noch um Mitternacht (23. Juli) den Rittmeister von Katte, der im Fränkischen als preußischer Werbeoffizier stand. Er war ein Vetter des Gendarmen Katte und hatte einen geheimen Brief für den Prinzen. Friedrich stellte unvorsichtigerweise an diesen Rittmeister Katte das Ersuchen, ihn mit Pferden zwischen Sinzheim und Mannheim zu erwarten. Rittmeister Katte wich aus, kannte seine Pflicht und warnte den Prinzen umschreibend vor dem vielen Zigeunergesindel, das in den Wäldern dort herumstreife und einzelnen Reitern gefährlich werden könne. Die weitere Reise ging über Augsburg an den württembergischen Hof zu Ludwigsburg. Der Kronprinz ließ sich hier in aller Eile einen roten französischen Reiserock anfertigen. Dann bearbeitete er den Pagen Keith, einen Bruder des Weseler Leutnants Keith, daß dieser ihm Pferde schaffe. Der Page ließ sich bereden und versprach Pferde bei erster Gelegenheit.

Solches begab sich im Dorfe Steinsfurth, nahe Mannheim, wo der König Rast machte. Die Reisegesellschaft nächtigte in zwei Scheunen, die in einiger Entfernung voneinander lagen. Die einfache Art des Königs liebte solche Quartiere. Der besorgte Rochow hatte den Kammerdiener Gummersbach, der zum unmittelbaren Dienst des Kronprinzen da war, verantwortlich gemacht, des Nachts auf Seine Königliche Hoheit achtzugeben, bei Tage werde er schon selbst aufpassen. Rochow ahnte wohl längst mehr, als er sicher wußte, und war sehr wachsam. Es war in dieser Nacht in der Scheune, als Friedrich sich bereits um ½3 Uhr erhob, Geld zu sich steckte und seinen roten Rock anzog. Der König hatte die Abreise erst auf 5 Uhr früh angesetzt, da man früh genug nach Mannheim kommen würde. Gummersbach erhält auf seine erstaunte Frage vom Prinzen die kurze Antwort: „Aber ich will aufstehen, was fragst du danach?" und als Gummersbach meint, es wäre nicht gut, wenn Seine Majestät den roten Rock sähe, kommt ein ebenso herrisches: „Ich will ihn aber anziehen." Der Kämmerling sendet eiligst insgeheim einen Jäger zum Oberstleutnant. Rochow kommt Tag und Nacht nicht aus den Kleidern, sehr denkbar bei einer solchen Aufgabe, wie er sie hat. Er findet den Prinzen wenige Schritte von der Scheune an einen Reisewagen gelehnt, und bietet ihm einen „Guten Morgen", zieht ihn dann harmlos in ein Gespräch. In diesem Augenblick kommt Page Keith mit den Pferden. Rochow wird etwas argwöhnisch: „Was sollen die Pferde?" „Pferde für die Pagen," lügt Keith. Schon sind Buddenbrock und Waldow da. Auch der Graf Seckendorff erscheint aus der Scheune Seiner Majestät, kommt harmlos die Dorfstraße

entlang. Der Kronprinz ist jetzt von einem Kreis sehr höflicher, aber auch sehr bestimmter Militärs umgeben. „Wie gefällt Exzellenz der rote Rock Seiner Königlichen Hoheit?" fragt Rochow lächelnd. Und Seckendorff bringt vermutlich eine höflich trockne Anerkennung über seine Lippen. Die Pferde werden in den Stall zurückgebracht, der rote Rock wird ausgezogen und alles — Flucht oder nicht Flucht — ist beim alten. In Mannheim gelingt es dem Prinzen, dem Pagen Keith nochmals einen Bleistiftzettel zuzustecken: er solle Postpferde bestellen. Aber schon schlägt dem jungen Keith das Gewissen. Am nächsten Tag ist Sonntag. Nach dem Gottesdienst wirft sich der unglückselige Page dem König zu Füßen und bekennt alles, was er weiß. Friedrich Wilhelm ist wie vom Donner gerührt. Ein so unerhörtes Vorhaben, nach des Königs Meinung beinahe gelungen, — wo waren die Wächter? Kurz vor der kurfürstlichen Galatafel zieht der König den Oberstleutnant Rochow in eine Fensternische, zürnend und dumpfgrollend vermutlich: „Ein treuer Mensch, den ich nicht nennen werde, hat mir gesagt, daß der Kronprinz desertieren wollte. Warum verschweigt man mir die gesattelten Pferde, den roten Rock, die ganzen Anstalten zum Fortkommen? Aber hier in der Fensternische, kurz vor der Galatafel ist nit Zeit. Er, mein lieber Rochow ist mir mit Hals, Kopf, Kragen dafür verantwortlich, daß er mir den Prinzen nach Wesel liefert, lebendig oder tot. Er und Buddenbrock und Waldow, alle drei mit Hals und Kopf und Kragen responsabel." — „Würde uns nicht weggekommen sein, Majestät, wird uns auch nicht wegkommen," antwortet Rochow fest und bescheiden.

Der Prinz selbst ahnt noch nicht, was sich über seinem

Haupte zusammenzieht, bis plötzlich in Darmstadt der Vater ihn hohnvoll fragt: „Seid Ihr noch hier? Ich glaubte, Ihr seiet schon in Paris." Worauf der Prinz trotzig entgegnet: „Wenn ich es hätte gewollt, so wäre ich aller Dinge in Paris," eine Antwort, die des Königs Unmut nicht eben mildert. Aber noch ahnt der Prinz nicht, wie schwer seine Lage ist, noch steckt er Keith einen Zettel zu: „Er möge sorgen, daß sie davon kämen, es sähe schlecht aus." In Frankfurt (8. August) erhalten die Wächter des Prinzen Befehl, sofort mit ihrem hohen Gefangenen an Bord der preußischen Yacht zu gehen, die auf dem Rhein vor Anker liegt. Und während die Yacht, bewimpelt und beflaggt, den Rhein stromabwärts gleitet, vorbei an den Burgen und rebenumsäumten Ufern, spielt sich an Bord der erste Auftritt dieses Trauerspiels des preußischen Königshauses ab. Die beleidigte Seele König Friedrich Wilhelms ächzt auf in jähem Zorn. „Noch nie hat das Gesicht eines Brandenburgers solche Schmach erlitten," stöhnt Friedrich, als des Vaters Hand sein Antlitz trifft. Die Umgebung des Königs trennt Vater und Sohn. In Bonn ist Besuch beim Kurfürsten Clemens August, der einen kostspieligen Hofhalt führt, 150 Kammerherren und mehr besoldet. Hier muß alles in Ordnung sein, die Welt soll von diesem Zwiespalt nichts merken. In Gegenwart des Kronprinzen befiehlt der König abermals seinen Wächtern, den Sohn, koste es, was es wolle, bei Kopf, Hals und Kragen, lebendig oder tot an Bord zurückzubringen. Der Prinz hört das alles mit der größten Geduld an. Dann wendet er sich an Seckendorff, den er bisher für seinen größten Widersacher gehalten, und bittet um seine Fürsprache: Gewiß er habe entfliehen wollen,

weil er es als Prinz von achtzehn Jahren nicht mehr ertragen könne, wie noch jüngst im Lager von Mühlberg vom König mit Schlägen traktiert zu werden. Seckendorff möge zum König für ihn sprechen, er werde dem Grafen lebenslang dankbar sein, wenn er ihm „aus diesem Labyrinth hülfe". Welcher Diplomat, und noch dazu ein so geschickter wie Seckendorff, wird sich versagen, einem Kronprinzen, einer aufgehenden Sonne, aus einem Labyrinth zu helfen, wenn es nur irgend sein kann. Seckendorff tat, was er konnte, und er vermochte viel. Er kannte die Natur Friedrich Wilhelms bis in ihre innersten Gänge. Im alten Schloß von Mörs findet der österreichische Graf Gelegenheit, mit Friedrich Wilhelm über seinen Kronprinzen zu sprechen. Alles gelingt über Erwarten. „Der Prinz bereut aufs tiefste, bittet für seine Mitschuldigen um Gnade und wird alles gestehen, wird sich bessern." Friedrich Wilhelm, unter so verständigem Zuspruch, beginnt die Sache etwas anders anzusehen: „Wenn der Prinz wirklich alles offen und ohne Rückhalt gestehen will, so wird die Majestät gegen ihn und seine Mitschuldigen Gnade vor Recht ergehen lassen." — Seckendorff mag sich am Abend des 26. August zu Mörs mit dem guten Bewußtsein zu Bett gelegt haben, daß er das Seine erfolgreich getan habe. Aber der nächste Tag machte alles zuschanden.

In Geldern kam dem König die Kunde, daß Leutnant von Keith, vom Kronprinzen rechtzeitig benachrichtigt, aus Wesel desertiert sei. Das schlug dem Faß den Boden aus. Aus den Reihen seiner Armee desertierten Offiziere, die mit seinem Kronprinzen im Bunde standen? Der König witterte ein ganzes Netz von Verrat und Trug, das ihn umspann.

Innerhalb der Mauern von Wesel kam es noch in später Abendstunde zu einem ernsten, regelrechten Verhör des Prinzen. Als der väterliche Zorn kein Maß mehr wußte, warf sich der alte Generalmajor von der Mosel, Wesels Kommandant, zwischen Vater und Sohn. Der Prinz gestand, daß er nach Frankreich habe entweichen wollen, und daß er seine Vertrauten Katte und Keith nach Straßburg beschieden habe. Strenger Arrest in einem Zimmer der Kommandantur und zwei Posten mit aufgepflanztem Bajonett vor der Tür! war zunächst der königliche Befehl. Der König sandte jenen Kurier nach Berlin ab. Ein Brief war an seine Königin, der aber nicht erhalten ist, ein zweiter an Frau von Kamecke, der so recht zeigt, wie selbst im Uebermaß der Erbitterung sein Herz liebend und vorsorglich für die Mutter seiner Kinder schlug.

„Meine liebe Madame de Kamecke, ich habe leider das Unglück, daß mein Sohn hat desertieren wollen mit den Pagen Keut, ich habe ihn aretieren lassen, ich habe meine Frau geschrieben, sie mus es ihr von weiten vohrbringen, wan es auch ein par tage tauren sollte, das sie nicht von krank wird, der ich stets ihr ergebener Freund bin Fr. Wilhelm."

Dem entflohenen Keith wurde der Oberst Dumoulin auf die Hacken gesetzt. Aber, obgleich Dumoulin im Haag die letzten Spuren des Leutnants Keith fand, nämlich seine Sporen im Wirtshaus zu den „Drei Schellen", der Leutnant selbst hatte seinen Kopf in Sicherheit gebracht, mit Hilfe des Hausmeisters der englischen Gesandtschaft in Scheveningen irgendein Schifferboot gemietet und Sturm und Wellen dem königlichen Zorn vorgezogen.

Wie ein hoher Staatsverbrecher gefährlichster Art wurde der arme Friedrich quer durch Deutschland nach Küstrin gebracht. General von Buddenbrock erhielt den Befehl, die hannoverschen Gebiete auf alle Fälle zu meiden, ja, der Transport durfte nur auf freiem Felde, wo man sich umsehen konnte und keine Gebüsche und Verstecke ringsum waren, Halt machen, um etwas kalte Küche zu genießen. Der König hielt es für möglich, daß man dem Prinzen auflauere, um ihn zu entführen. Er glaubte sich von einer Welt von Ränken und Komplotten umgeben, der arme König. „Wenn man von einer Uebermacht angefallen würde, so solle man den Gefangenen nur tot aus den Händen lassen." Schrecklicher Befehl aus dem verdunkelten Gemüt eines Vaters. Nun, es geschah nichts, konnte auch nichts geschehen, denn es lag ja durchaus nichts in der Luft, so groß auch das Gespensterheer war, das den König umschwebte. — Der Kronprinz mit seiner Eskorte gelangt nach Mittenwalde. Hier in dem alten düstern Schloß erscheinen die Generale von Grumbkow und Glasenapp und der Militärauditeur Mylius, der die Untersuchung führen soll. Der Prinz, vielleicht gereizt und in seinem Stolz beleidigt, zeigt sich bei diesem Verhör sehr kurz angebunden. Oft kommt seine hohnvolle Frage, ob die Kommissarien noch mehr wissen wollten. Besonders über Grumbkow macht sich der Prinz lustig, den er für seinen geschworenen Feind hält. Aber ein tiefer Schreck faßt dennoch Friedrich, als er erfährt, daß Katte in Haft genommen ist. Zu stolz, für sich selbst zu bitten, bat er jetzt für Katte: „Er würde sein Leben lang seine Seelenruhe nicht wieder finden, wenn jemand seinetwegen den Tod erleiden sollte." Von Mitten-

walde ging es nach Küstrin, wo schärfster Arrest verhängt wurde. Er galt dem König nicht mehr als Kronprinz, er galt einfach als „der Arrestant Friedrich". Ein Doppelposten an der Tür, am Fuß der Treppe ein dritter Soldat, der Offizier von der Wache im Vorzimmer. General von Lepel bekam strikte Befehle vom König selbst, die im Laufe der Haft noch verschärft wurden. Nur dreimal täglich durfte die mit schweren Schlössern und Riegeln verwahrte Tür geöffnet werden. Zwei Offiziere mußten zugegen sein, wenn morgens das Waschwasser und mittags das Essen hineingetragen wurde, das Essen natürlich geschnitten, mit einem Löffel dabei, kein Messer, keine Gabel, um jeden Selbstmordversuch zu hindern. Ein Kalfaktor von der Wache besorgte die Aufwartung. Niemand durfte länger im Zimmer bleiben als vier Minuten, keine Frage des Prinzen durfte beantwortet werden.

König Friedrich Wilhelm selbst hatte für die Untersuchung eine Urkunde aufgestellt, die 185 Frageartikel enthielt. Die Fragen spitzten sich so über alle Befugnis eines Untersuchungsführers hinaus zu, daß Mylius nicht die Verantwortung übernehmen wollte, „damit nicht Eure Königliche Majestät selbst dereinst über mein Stillschweigen Red' und Antwort fordern". Aber der König gab zur Antwort, er habe das alles selbst diktiert und wünsche, daß genau nach seiner Ordre verfahren würde. Am 16. September stand der Prinz in Küstrin vor seiner Kommission. Man denke sich einen jungen, achtzehnjährigen Menschen, der einem törichten Jugendstreiche nachgesonnen hat, denn weiter war doch der ganze Fluchtplan nichts, vor dieser Kommission ernsthafter, bezopfter Männer, in deren Adern das Blut

schon bedächtig rollte, und die gewappnet waren mit dieser unendlich langen Reihe von Fragen. Die Haltung des Prinzen war bewundernswert, seine Geistesgegenwart unübertroffen. Jedes kleinste „Detail" seiner Fluchtpläne, seiner Verschwörungen, seiner Bosheiten, wollte die Königliche Fragestellung aus dem „bösen Friedrich" herausholen. Es konnte ihm ebenso verhängnisvoll werden, wenn er zu viel, als wenn er zu wenig sagte. Aber mit freier Stirn und kluger Rede stand dieser achtzehnjährige Mensch da. Eine Frage folgte der andern. Schließlich kam es zu den Kardinalfragen. „Was er wohl verdiene, und welch einer Strafe er gewärtig sei?" — „Er unterwerfe sich des Königs Gnade und Willen." — „Was denn ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Komplotte zur Desertion mache?" — „Er glaube nicht, gegen seine Ehre gehandelt zu haben." — „Ob er verdiene, Landesherr zu werden?" — „Er könne sein eigener Richter nicht sein." — „Ob er sein Leben wolle geschenkt haben oder nicht?" — „Er unterwerfe sich des Königs Gnade und Willen." — So wich Friedrich in kluger Antwort den Klippen aus. Dann kam die letzte Frage, die eigentlich keine Frage war, sondern eine Königliche Willensäußerung: „Dieweil er sich der Erbfolge und der Thronfolge unfähig gemacht hätte durch Brechung seiner Ehre, ob er die Thronfolge abtreten und darauf verzichten wolle, um sein Leben zu behalten?" Worauf der Prinz: „Sein Leben wäre ihm so lieb nicht, aber Seine Königliche Majestät werden so ungnädig nicht auf ihn werden." — Und unter den Antworten, die der Prinz gab, war eine weise Antwort, wohlgeeignet, die Grauköpfe und Zopfträger da vor ihm zu beschämen: „Es sei ein großer Fehler von ihm," meinte

der Prinz, „daß er keine Geduld gehabt habe, aber man müsse das seiner Jugend mit zuschreiben."

Mehr als sein Kronprinz, das mag hier gesagt sein, litt Friedrich Wilhelm selbst. Dem floß schwerblütiger der rote Saft in seinen Adern. Ein Mensch aus Ehre, Pflicht und Gewissen zusammengesetzt, dem in diesem Wirbel der Empfindungen kein Lichtblick zu kommen schien. Die Herzen der Seinen waren ihm entfremdet. Alles, was nach England roch, verbannte er vom Hofe. Finkenstein und Kalkstein, des Prinzen erste Erzieher, fielen in Ungnade. Duhan de Jandun wurde nach Memel geschleudert, desgleichen der Buchhändler, der dem Kronprinzen Literatur geliefert hatte. Die Bücher warf der König eigenhändig in einige Tonnen und ließ sie nach Hamburg schicken: „Fort mit dem Gift, das an der Seele meines Aeltesten gefressen hat!" Wahrlich, der König, „im Grunde der Seele ein frommer und redlicher, in der vollen Bedeutung des Wortes, ein guter Mann", litt über alle Maßen, wanderte monatelang schlaflos einher, von einem Zimmer ins andere, ließ das Fuhrwerk anspannen, um plötzlich, mitten in der Nacht nach Wusterhausen zu rasen, goß, um Ruhe zu finden, schweren Rheinwein hinunter. Es war in einer Nacht, als der König, mit einem Lichte in der Hand, verstört im Zimmer der Königin erschien, „er glaube, es verfolge ihn jemand!" Die Königin, so schuldig sie in dieser Sache war, bewies augenblicklich ihren gesunden Verstand: „Das Bett Seiner Majestät in mein Zimmer, bis diese wilden Träume sich gelegt haben." — Die Majestät von Preußen sucht Zuflucht in der heiligen Schrift, sitzt brütend über den Kapiteln, die von Absalon und David handeln, möchte vergeben, vergessen, wenn nur die harte Pflicht nicht

wäre, zu erziehen und zu bessern. Dann greift die Hand wohl zum Gänsekiel, und die Majestät schüttet dem alten Freunde Leopold von Dessau das Herz aus, erzählt viel Herzzerreißendes vom „bösen Friedrich" und schließt mit dem erschütternden Wort: „Gott bewahre alle ehrlichen Leute vor ungeratenen Kindern!" Dann wacht wieder der Zorn auf über „diesen Bösewicht"; Minister Grumbkow erhält bei Gelegenheit eines Besuches in Küstrin die ausdrückliche Weisung, dem Prinzen lauter Neuigkeiten zu erzählen, die ihm „kein Vergnügen" machen. „Wenn dieser coquin fragt, wie es mir geht und meiner Frau und meinen Kindern, so muß ihm gesagt werden, daß niemand mehr an ihn denkt, daß meine Frau nichts von ihm reden hören will, und daß seine Schwester Wilhelmine wäre bei mir in Ungnade gefallen und säße in Berlin eingesperrt."

Aber es mußte ein Ende sein. Ein Kriegsgericht wurde berufen, welches nach den Ergebnissen der Untersuchung über den Prinzen, Katte und die übrigen Mitschuldigen richten sollte. Es waren nach kriegsrechtlichem Gebrauch drei Generalleutnants, drei Obersten, drei Oberstleutnants, drei Majors und drei Kapitäns, die unter dem Vorsitz des Generalleutnant von der Schulenburg zusammentraten. Jede der drei Gruppen hatte eine Stimme abzugeben, der Vorsitzende allein für sich eine. Im alten Schloß zu Köpenick tagte das Gericht. Es waren ehrenfeste und unerschrockene Männer, die trotz aller Ehrfurcht vor dem König sich nicht scheuten, das Recht zu sprechen, wie es ihre Brust ihnen gebot. Was den Kronprinzen anging, so waren sie alle darüber einig, daß es Untertanen nicht zukäme, über den Sohn ihres Königs zu richten.

Die Gruppe der Generale erklärte gerade heraus, sie würde es ihrer Pflicht entgegenlaufend ansehen, auch nur die Nachforschungen anzustellen, die für ein Urteil notwendig wären. Die Kapitäns bemerkten, daß die Flucht nicht zustande gekommen und der Prinz durch den scharfen Arrest mehr als genug bestraft worden sei. Die Oberstleutnants fanden in den Kriegsartikeln nichts, was auf diesen Fall passen könnte. Die Obersten erklärten den Fall für eine reine Staats- und Familiensache zwischen dem König und seinem Sohn. Es war niemand unter diesen Richtern, der seine Hand legen wollte an des Königs Sohn.

Ueber die Genossen und Mitwisser sprach gerechter Spruch. Leutnant von Keith wurde wegen vollendeter Desertion verurteilt und „in effigie" gehängt. Zwischen sich und dem Galgen zu Wesel, an dem sein Bild schwankte, hatte der Kluge flug den Kanal und weite Meeresflächen gelegt. Er — focht in Portugal. Leutnant von Spaen, der einen Brief des Prinzen an Katte gelesen und geschwiegen hatte, wurde kassiert und drei Jahre auf die Festung geschickt. Er trat später in holländische Dienste und brachte es zum General. Leutnant von Ingersleben, der Katte bei jenem nächtlichen Besuch in Potsdam behilflich gewesen war und um die junge Liebe zwischen Friedrich und Dorothea Ritter, eines Kantors Tochter in Potsdam, wußte, kam auf sechs Monate nach Spandau. Dieser Ingersleben fiel 1757 vor den Wällen von Breslau. — Ein bitteres Los traf die arme Dorothea Ritter. Sie war sechzehn Jahre, das junge Ding, liebte, wie Friedrich, die Musik, und hatte sich des Prinzen Neigung und Geschenke gefallen lassen. „Drei Jahre ins Spinnhaus und den Staupbesen!" entschied harten Sinnes

der König. Das war ein schlimmer Zusammenbruch nach sonniger, junger Zeit. Voltaire, der zur Zeit seines Berliner Aufenthaltes seine Nase in alles mögliche steckte, hat diese Dorothea zwanzig Jahre später in Berlin gesehen, als Frau eines gewissen Schomer, seines Zeichens Droschkenfuhrherr oder dergleichen. „Sie war groß, mager, sah aus wie eine Sybille," — allerdings drei Jahre Spinnhaus prägen sich nur zu leicht in das Wachs junger Züge — „ihr ist nicht im mindesten anzusehen," bemerkt Voltaire sarkastisch, „wie sie könnte verdient haben, wegen eines Prinzen gestäupt zu werden."

Der tödliche Blitz, der schließlich aus den grollenden, zusammengeballten Wetterwolken fuhr, traf den armen Leutnant von Katte. Drei Richtergruppen von den fünf sprachen ihn schuldig des Todes durch das Schwert, zwei dagegen, die Kapitäns und die Generale urteilten milder, weil es doch keine vollendete Fahnenflucht sei, sondern Katte „bei dem bösen Vorsatz und Abrede stehen geblieben". Graf Achaz von der Schulenburg, der Vorsitzende, gab den Ausschlag. Auch bei dem größten Verbrechen, so urteilte er, sei es ein Unterschied zwischen der wirklichen Vollziehung der Tat und ihrer Vorbereitung, „so kann ich nach meinem besten Wissen und Gewissen, auch dem teuer geleisteten Richtereide gemäß, den Katte mit keiner Lebensstrafe, sondern mit ewigem Gefängnis zu belegen, mich entschließen." Bei Stimmeneinheit galt das mildere Urteil. Aber selbst die drei Gruppen, welche den Tod ausgesprochen hatten, empfahlen den Verurteilten der Gnade der Majestät.

Da sandte König Friedrich Wilhelm die Akten zurück und befahl über Katte ein anderes Urteil. „Sie sollen Recht

sprechen und nicht mit dem Flederwisch darüber gehen." Der alte, graue Schulenburg, über die Siebzig hinaus, an der Schwelle der Ewigkeit, griff angesichts des herrischen Königswortes in seiner Gewissensnot zur Bibel und vermerkte neben den königlichen Schriftzügen mit zitternder Hand aus den Büchern der Chronika das Wort: „Sehet zu, was Ihr tut, denn Ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn." Am 31. Oktober trat das Kriegsgericht nochmals zusammen, aber jede Gruppe blieb bei ihrem Spruch. Wieder ging das Urteil auf ewiges Gefängnis an den König. Da wandelte Friedrich Wilhelm den in aller Form Rechtens gefällten Spruch des Kriegsgerichts in ein Todesurteil. Er sei, so erklärte der König, nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich sei, sie zu mildern, aber Katte sei nicht nur Offizier der Armee, er sei auch Offizier der Garde, der königlichen Leibwache, der Gendarmen, die noch weit mehr als andere Offiziere zur Treue dem König verpflichtet seien. Stattdessen habe er „mit der künftigen Sonne tramiert," habe sich mit fremden Gesandten eingelassen und mit dem Kronprinzen komplottiert. Wie werde sich der König auf einen Offizier und Diener verlassen können, wenn hier nicht eine strenge Strafe verhängt werde. Der König schließt seinen Richterspruch mit den Worten: „Seine Königliche Majestät sind in dero Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das lateinische Sprichwort gelernt: Fiat justitia et pereat mundus! Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, obwohl er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen Crimen laesae majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenkt zu werden, er dennoch nur in Konsideration seiner

Familie, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsrecht dem Katte die Sentenz mitteilt, soll ihm gesagt werden, daß es Seiner Königlichen Majestät leid täte, es aber besser wäre, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme."

Damit war Kattes Schicksal besiegelt. Die königliche Entscheidung rief einen tiefen Schrecken im Lande hervor, aber jeder Apell an die Gnade war vergeblich. Hier sprach jener starre Entschluß aus dem Monarchen, der den Junkern gegenüber „seine Souveränität zu stabilieren" entschlossen war, und die Krone festzusetzen „wie einen rocher de bronce". Vergebens flehte der greise Feldmarschall von Wartensleben, des Verurteilten Großvater, um Gnade; vergebens schrieb Katte ein ergreifendes Gnadengesuch, in welchem er sich dem Holze verglich, das nur scheinbar dürre sei, während schon wieder neue Knospen der Treue und Untertänigkeit sproßten.

Alles war vergeblich. Die Erregung der öffentlichen Meinung prallte an dem Willen des Königs völlig ab. Als sogar englische Entrüstung über den Kanal herüberscholl, ließ Friedrich Wilhelm seinem Gesandten erbittert erklären, „und wenn er noch hunderttausend solcher Katten hätte, so würde er sie alle miteinander enthaupten lassen". Dennoch darf man nicht glauben, daß Friedrich Wilhelm in seiner Auffassung des Rechts ganz allein dastand. Von den Kriegsrichtern hatten ihrer neun für den Tod gestimmt, und eine Reihe ernster Offiziere faßten das Vergehen Kattes als todeswürdig auf. Leutnant von Borcke, dem der Kronprinz früher so manches Weh vertraut hatte, schrieb in jenen Tagen an seinen Bruder: „Ich beweine das Los des Hauptbeteiligten,

aber ich beklage ganz und gar nicht die Helfershelfer dieses verderblichen Anschlags."

Am 3. November wurde Katte nach Küstrin überführt. Der König hatte befohlen, um seinen Prinzen den ganzen furchtbaren Ernst des Falles fühlen zu lassen, den Freund vor dem Fenster des Kronprinzen hinrichten zu lassen. „Oder wofern ja daselbst nicht Platz genug dazu wäre, müßt Ihr einen andern Platz nehmen, sodaß der Kronprinz aus dem Fenster solchen gut übersehen kann." — Friedrich hatte von dem argen Verlauf der Dinge keine Ahnung. Noch am 1. November schrieb er einen humoristischen Brief an seine Schwester und spöttelte über das Kriegsgericht, das jetzt tage, um ihn für einen Erzketzer zu erklären, wozu ja lediglich gehöre, daß man mit der Ansicht des „Herrn und Meisters" nicht in allem und jedem übereinstimme. „Chi ha tempo, ha vita, damit wollen wir uns trösten," schließt der muntere Brief.

Aber für einen war die Zeit gewaltig beschnitten und sein Leben zählte nur noch nach Stunden. Das war Katte. Er ahnte seinen Untergang. Als bei seiner Abführung aus Berlin ein Kamerad ihm freundlich zurief: „Nun, ich hoffe, Sie bald wiederzusehen," entgegnete Katte bitter: „Nein, mein Freund, der Tyrann verlangt Blut."

Am 6. November früh fünf Uhr traten der Oberst Reichmann und Hauptmann Graurock in das Zimmer des Kronprinzen, belastet mit furchtbarer Kunde. „Was bringen Sie mir für eine böse Zeitung," schrie Friedrich entsetzt, „Herr Jesus, bringen Sie mich doch lieber ums Leben!" Jammernd, die Hände ringend, in seinem Käfig auf- und ablaufend, fehlte dem Kronprinzen jeder Rat, wie

dieses Menschenopfer der flüchtigen Stunde abzugewinnen sei. Er schickte zu Katte und ließ ihn um Verzeihung bitten; er flehte um Aufschub, damit ein Eilender nach Berlin rase und den König um Begnadigung des Freundes anflehe, unter Verzicht auf die Krone, unter ewigem Gefängnis für sich selbst, unter Opferung seines eigenen Lebens, wie der König es immer fordere. Aber die Zeit rückte fort, — Minute um Minute; kein Aufschub möglich. Wer konnte zwischen Friedrich Wilhelm und Katte treten, ohne sein eigenes Haupt zu riskieren? Schon kam mit festem Schritt eine Kompagnie Soldaten marschiert, die den aufgeschütteten Sandhaufen umstellte; schon geschahen alle jenen fürchterlichen Zurüstungen für die dunkelste Stunde Kattes, für die trotz Kolin und Kunersdorf dunkelste Friedrichs.

Als Katte am Nachmittag zuvor von dem Feldprediger Müller und etlichen Kameraden geleitet in Küstrin eintraf und über die Oderbrücke fuhr, überwand just die Sonne den Novembernebel, und hoffnungsfreudig hatte der Jüngling in dem Augenblick gesagt: „Hier beginnt meine Gnadensonne zu scheinen." Die ganze Nacht waren die Kameraden und Feldprediger Müller bei ihm. Gemeinsam hatten sie fünf fromme Lieder gesungen, wie der Feldprediger sie anstimmte. Dann etliche Stunden irdischen Schlafs, die der ermüdete Leib verlangte. Und dann ging es, geleitet von einem Kommando, bei dumpfen Trommelklang den Wall entlang zur Richtstätte. Als Friedrich sich zitternd dem Fenster nahte, stand Katte schon im Ringe, vor ihm der Oberauditeur Gerbett, der eben anheben wollte, das Urteil zu verlesen. Etwas abseits, im roten Mantel, dessen Falten das Richtschwert bargen, der Scharfrichter von

Seelow. Friedrich warf dem Freunde eine Kußhand zu und rief laut mit erregter Stimme: „Pardonnez-moi, mon cher Katte", worauf Katte, ehrerbietig grüßend, die Hand an seine Lippen legte und zurückrief, es sei nichts zu verzeihen, — „La mort est douce pour un si aimable prince". Dann der dumpfe, gleichmäßig gemurmelte Wortlaut des Urteils. Noch einmal drückte Katte seinen drei Kameraden die Hand, trat an den Sandhaufen, entblößte seinen Hals und zog niederknieend die Mütze ins Gesicht, laut betend. Bevor noch das Richtschwert durch die Luft blitzte, war Friedrich bewußtlos zusammengebrochen.*)

Als er wieder zu sich kam, war alles vorbei. Friedrich stand am Fenster und starrte hinaus, wich nicht vom Fenster, und sah so den grauen Novembertag seinen Gang gehen. Die Kompagnie Soldaten war längst im gewohnten Dienst, schulterte und präsentierte; die Gendarmes mit ihren Offizieren ritten auf muntern Pferden durch den Novemberabend gen Berlin; der General-Auditeur mochte nach so schwerem Tagewerk ein wenig Mittagsschlaf halten; der Nachrichter rumpelte auf seinem Karren zurück nach Seelow, in sein unehrlich Heim. Dann kamen etliche Bürger mit einem schlichten Sarg. Noch immer stand Friedrich am Fenster. Katte war ohne seinen englischen Sattel abgereist in die Ewigkeit. — — Der Prinz hatte den ganzen Tag keinen Bissen gegessen; während der Nacht lag er in wildem

*) Bericht des Generals von Lepel am 8. November: „Die Exekution ist vor seinen Augen verrichtet worden, und hat der Katte, nachdem er sich entblößt, das Gesicht gegen ihn gekehrt, worüber der Kronprinz in Ohnmacht gefallen, und der Kapitän zutreten und ihn halten müssen."

Phantasieren, das eine wohltätige Ohnmacht ablöste. Feldprediger Müller, ein Offizier und ein Kammerdiener wachten bei ihm. Sie hörten verworrene Reden. Als der Morgen mit blassem Lichte anbrach, setzte der Prinz sich aufrecht und sagte vor sich hinstarrend: „Der König meint wohl, er habe mir Katte genommen, ich sehe ihn ja aber vor meinen Augen stehen."

Feldprediger Müller überbrachte dem Kronprinzen ein letztes Vermächtnis des Toten. Katte hatte einige Aufzeichnungen hinterlassen, in welchen er sich seines Ehrgeizes und seiner Gottesverachtung anklagte und den Kronprinzen beschwor, sein Herz Gott zu ergeben, dem Könige wegen des Blutspruchs nicht zu grollen, und zu glauben, daß Katte die Schuld an seinem Tode nicht ihm, dem Freunde beimesse. Der Feldprediger blieb für einige Tage in Küstrin und bezog ein Zimmer, das über dem Zimmer des Prinzen lag, so brauchte Friedrich nur an die Decke zu klopfen, wenn er Müller sprechen wollte. Sie unterhielten sich stundenlang über religiöse Fragen, bis plötzlich der Prinz in seinem durchwühlten Gemüt die Meinung faßte, daß Müller gekommen sei, um auch ihn zum Tode vorzubereiten. Es kostete dem Feldprediger einige Mühe, dem Prinzen solches auszureden, so tief getroffen, unruhig und flatternd war die Seele des Achtzehnjährigen. — Der Feldprediger berichtete bald, daß Friedrich innere Einkehr zeige, daß es aber genug sein möge des grausamen Spiels, daß Seine Majestät jetzt doch die Sonne königlicher Gnade über dem Prinzen wieder leuchten lassen möge. Aber Friedrich Wilhelm glaubte noch nicht recht an diese Umkehr seines Sohnes, glaubte nicht, wie er bekümmert an den Dessauer schrieb, „daß sein Sohn je ein

honnete homme werden würde.“ Er wollte sichtbare Proben. „So Krieg wird, so soll er mit dem ersten Grenadierunteroffizier aus der Sappe springen, zu rekognoszieren, den Graben und die Galerie zu bauen. So er es de bonne grace tut und bleibt, ist völlig pardon“.

Die Majestät von Preußen ist zur Gnade bereit, verlangt aber einen ausdrücklichen, klaren und keineswegs „gemurmelten“ Eid, von welchem die Umgebung jedes Wort verstehen kann, denn, meint Seine Majestät: „Die Reservationes mentales verstehen wir nicht.“ Der Kronprinz legt den Eid ab: „Er wolle strikt und gehorsamlich dem Willen des Königs nachleben und in allen Stücken tun, was einem getreuen Diener, Untertan und Sohn zukomme und gebühre. Wofern er aber wieder umschlüge und auf die alten Sprünge kommen würde, sollte er der Krone und Kurwürde bei der Thronfolge verlustig sein.“ Vor dem Minister Grumbkow und der Kommission legte der Prinz diesen Eid ab, übergab bei dieser Gelegenheit an Grumbkow das Blatt, welches Katte ihm gesandt hatte, „während er vor Schluchzen fast erstickte und seine Tränen auf das verhängnisvolle Blatt herniederrollten.“ Es war eine Art Friedensschluß zwischen Grumbkow und dem Kronprinzen. Aus dem bisherigen vermeintlichen Feinde wurde eine Art Vertrauter für Friedrich.

Indes auch nach getanem Eide blieb eine von Seiner Majestät gewollte strenge Behandlung des Kronprinzen bestehen. Zwar erhielt er seinen Degen zurück, aber ohne Portepee. Kein Posten durfte vor ihm präsentieren, kein Soldat ihn grüßen, und seine Bitte, wieder in die Armee aufgenommen zu werden, wurde rundweg abgeschlagen. Er

sollte auf der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin fortan fleißig arbeiten, morgens von 7 bis ½12 und nachmittags von 3 bis 5 Uhr, und daran anschließend sollte er von dem Präsidenten von Münchow und dem Kammerdirektor Hille über Kammersachen instruiert werden. Das Briefschreiben blieb strenge verboten; er durfte nur in bestimmten Zwischenräumen an den König und an die Königin schreiben, sonst an niemand, sollte weder Musik selbst treiben, noch auch solche anhören, (eine gefährliche, verführerische Kunst, wie es scheint, in den Augen des Königs), sollte mit niemand über Politik sprechen, (pfui, ein politisch Lied, ein garstig Lied, denkt Seine Majestät dem Geheimrat Goethe voraus,) seine Unterhaltung sollte sich nur auf das Wort Gottes und die Landesverfassung erstrecken. Denn die Lektüre, gefährlicher noch, nach Seiner Majestät Meinung, als die Musik: von allen Büchern der Welt wurden ihm bloß drei gestattet: die Bibel, das Gesangbuch und „Das wahre Christentum" von Arndt. Wohl machte man dem Könige den Vorschlag, seinem Sohn wenigstens einige Bücher über Finanzen zu gestatten. Aber Friedrich Wilhelm antwortet: aus Büchern lerne man nichts, und eben durch die unnütze Lektüre sei der Prinz verdorben worden. „Wenn er mehr Lust zu lesen hat, sollen sie ihm aus dem Küstrinschen Archiv die Schriften und Dokumente der alten Verfassung des Markgrafen Hans holen lassen, da er sich im Lesen dieser nützlichen Sachen divertieren kann. — Wann er das ganze Archiv ausgelesen, soll Wolden (sein Kammerherr) darüber berichten." Das ganze Archiv? Uns will bedünken, daß die zierlich gebundenen, französischen Maroquinbände, die Seine Majestät höchst eigenhändig in Tonnen verpackte, dem

Prinzen willkommener gewesen wären, um sich zu ‚divertieren'.

Aber hinter den königlichen, strengen Anordnungen steckte der große, gute, erzieherische Wille Friedrich Wilhelms. Sein Kronprinz soll sich aus den Kammergeschäften überzeugen, „daß kein Staat könne bestehen sonder Wirtschaft und guter Verfassung, und daß unstreitig das Wohl des Landes davon abhänge, daß der Landesvater alles selbst verstehet und ein Wirt und Oekonomus ist: sonsten, wann dies nicht geschiehet, das Land den Favoriten und Premierministern zur Disposition bleibe, welche den Vorteil davon haben und alle Sachen in Konfusion setzen." Wie jeder Auskultator sollte der Prinz behandelt werden. An den grünen Amtstisch wurde ihm ein kleiner Tisch nebst Stuhl gesetzt, worauf er Platz zu nehmen hatte. Das erste Protokoll, das der Prinz führte, datiert vom 20. November 1730 und handelt von einem Verbot sächsischer Waren. So trocken die Kameralia waren: der Kronprinz durchleuchtete sie mit seinem Esprit, sehr zum Vergnügen seiner durchaus nicht bureaukratisch veranlagten Vorgesetzten.

Minister Grumbkow erwies sich dem Prinzen als kluger Berater in seinem Verhältnis zum Vater. Die monatlichen Briefe, die der Prinz an seinen Vater schreiben durfte, waren Friedrich nicht leicht: jedes Wort mußte gewogen werden. Und nun der Neujahrsbrief nach einem solchen Jahr! Grumbkow, der Friedrich Wilhelms Charakter in- und auswendig kannte, beriet den Prinzen richtig, denn der König war sehr befriedigt, als er im Neujahrsbrief las, daß sein Sohn wohl möchte „das letzte Jahr gleich ausradieren zu können".

Indes bevor das Jahr sich schloß, flammte aus der Asche das noch immer glimmende Mißtrauen des Königs von neuem auf. Es war noch in den Novembertagen. Friedrich hatte schon in den Verhören bekannt, daß er zu Calvins Lehre von der Vorherbestimmung neige. Der König hatte den Feldprediger Müller besonders beauftragt, den Kronprinzen von dem Irrtum zu überzeugen, daß „einer zu diesem, der andere zu jenem prädestiniert, also wer zum Bösen prädestiniert wäre, könnte nichts als Böses tun, und wer zum Guten, nichts als Gutes". Der treue Feldprediger hatte mit dem Prinzen einen harten Stand. Es mochte für Friedrich eine Erholung sein, überhaupt mit jemandem zu disputieren. Friedrich war von seinem Religionsunterricht her in der Bibel sehr bewandert, kannte auch die Literatur über diese Streitfrage ganz genau, berief sich auf Luther, der ja selbst eine Abhandlung geschrieben habe, „daß der freie Wille nichts sei". Der König wurde furchtbar erregt, als er aus einem Bericht des Kammerherrn von Wolden zu ersehen glaubte, daß Friedrich noch immer bei seiner Anschauung beharre. Ein Eilbote mußte satteln und des Königs Antwort nach Küstrin tragen: „Wolle der Bösewicht von seiner falschen Prädestination nicht lassen, so möge er zum Teufel fahren." Aber die drei Berater Münchow, Hille und Wolden sollten nicht ablassen, dem Kronprinzen seinen Irrtum vorzustellen und ihn davon abzubringen. „Enfin", schließt das königliche Schreiben, „Ihr werdet Euren Heiligen mit der Zeit noch besser kennen lernen, daß nichts Gutes in ihm ist; aber seine Zunge ist gut, da fehlt nichts daran." Und nun bricht die Sturzwelle königlichen Grimmes los. Die ernsthaftesten Glaubenssachen und die alltäglichsten Vorwürfe

auf einem Blatt: „Der Bösewicht lässet sich nicht balbieren; wann der Bösewicht gehet, so gehet er en cadence, en faisant un coupé, oder ein pas de passepied, oder ein contretemps. Auch auf die Spitze von die Zehen gehet, auch sich nicht auf die Füße plantieret, und schief und gebogen stehet und geht, und den Kopf und Leib nicht gerade hält, und keinem ehrlichen Menschen in die Augen siehet." Der Streit spitzte sich zu. Der König verlangte, daß der Kronprinz ihm die Männer nennen sollte, die ihn auf solche Irrwege gebracht hätten. Kalkstein und Finkenstein wurden streng verhört. Der Kronprinz litt unter diesem Streite sehr, der ihm vom Zaun gebrochen erschien. „Da aller Gehorsam nichts nützte," meinte er, „man ewig Händel mit ihm suche, so sei es schon am besten, sich aufzulehnen und mit Ehren unterzugehen." Kammerdirektor Hille gelang es endlich, den Prinzen zu überzeugen, daß dies schließlich nur ein Streit um Worte sei, für den ein Martyrium zu erleiden töricht sein würde. Jener Neujahrsbrief an den König, von Grumbkow beeinflußt, machte dann vieles gut.

Uebrigens lernte Hille seinen „Heiligen" wirklich mit der Zeit genauer kennen. „Sagt ihm alles, was Ihr wollt," berichtet er an Grumbkow, „wenn es nicht von einigen Körnern Esprit durchsetzt ist, spottet er darüber." Kammerdirektor Hille, ein hochgebildeter Mann, gewann immer mehr Einfluß auf den Kronprinzen, nahm auch kein Blatt vor den Mund. Er hatte eine regelrechte Ausbildung genossen und sich nicht mit Leuten wie Kalkstein und Duhan de Jandun behelfen müssen. Er hielt den Einfluß des letzteren auf die Jugend Friedrichs für bedenklich. „Während der Kron-

prinz nicht weiß, ob seine Vorfahren Brandenburg im Kartenspiel oder sonstwie gewonnen haben, kann er die Regeln der Aristotelischen Poetik an den Fingern herzählen und beißt sich jetzt wieder seit zwei Tagen die Nägel wund, um deutsche Verse in französische zu verwandeln." Nicht eben mit Hochachtung behandelte Kronprinz Friedrich die Behörde, in welcher er arbeitete.

La chambre et les commissaires,
Qui font le métier des corsaires,

dichtete er sehr anzüglich.

Hille seinerseits war ein strenger Kritiker der prinzlichen Verse. Er bemerkte einmal trocken: „Für einen Prinzen recht gut, für einen gewöhnlichen Menschen nichts Besonderes." Immer noch betrachtete Friedrich Wilhelm seinen Sohn als Arrestanten, als einen schlechthin Besserungsbedürftigen. Als Kammerherr von Wolden den König bat, dem Prinzen doch außer Bibel und Gesangbuch noch andere Bücher zuzubilligen, schrieb der König schroff zurück, „ob sie ihm nicht auch wollten Flöte und Baßgeige geben." Einladungen irgendwelcher Art mußte der Prinz ablehnen. „Nit aus dem Hause essen, nit Musike, nit Tanz, denn dieses nit der Ort davor ist." Und als der Gouverneur von Lepel den König um die Gunst ersuchte, den Kronprinzen bei der Hochzeit seiner Tochter einladen zu dürfen, lautete das Marginale Friedrich Wilhelms: „Abgeschlagen, ein Arrestant muß eingeschlossen sein." So war Friedrich ganz auf seine drei Hausgenossen, den Kammerherrn und die zwei Kammerjunker, angewiesen. „Sie wissen nichts mehr zu sprechen," berichtet Hille, „man gähnt und langweilt sich, man muß schreiben oder Schach spielen oder gar nichts tun." — Noch

immer wohnte tiefes Mißtrauen gegen seinen Prinzen in der Seele des Königs. Einen neuen Sommeranzug? Bewahre! „Hat sonsten niemals Sommerkleider getragen, und ist solches auch keine preußische oder brandenburgische, sondern eine französische Mode." Wahrlich, der König meinte es ernst mit der Erziehung seines Prinzen. „Wenn ich das getan hätte," schrieb Friedrich Wilhelm an den Kammerherrn von Wolden, „was er getan hat, würde mich tot schämen und mich vor niemand sehen lassen." Der Prinz solle nur den Willen seines Vaters tun, alles französische und englische Wesen, alle politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen jagen und Gott fleißig anrufen.

Ein ganzes Jahr währte es, bis der Vater sich entschloß, den „Bösewicht Friedrich" wiederzusehen. Der König kündete seine Ankunft in Küstrin an mit den Worten: „Sodann will ich ihn sehen, wenn ich demselben nur in die Augen sehen werde, will ich gleich urteilen, ob er sich gebessert hat, oder nicht."

Am 14. August, dem Geburtstag der Majestät — vor einem Jahre wären die schrecklichen Tage in Wesel um diese Zeit — kam Friedrich Wilhelm nach Küstrin. Es war ein Festtag für die alte Oderfestung. Der Königliche Wagen war von einer großen Menschenmenge umdrängt. Im Gouvernementsgebäude fand die Begegnung zwischen Vater und Sohn statt. Der Prinz warf sich dem König zu Füßen. Aber Friedrich Wilhelm befahl ihm, aufzustehen und hielt ihm eine sehr ernste Ansprache: Er habe alles in der Welt getan, in Gutem und Bösem, um den Sohn zu einem ehrlichen Manne zu machen, aber der Prinz sei immer verstockter geworden. „Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigen-

sinn durchzukommen, aber höre Er, mein Kerl, und wenn Du auch sechszig bis siebenzig Jahre alt wärest, so sollst du mich nichts vorschreiben. Und da ich mich bis dato gegen jedermann soutenirt, so wird es mir an Mitteln auch nicht fehlen, Dich zur Räson zu bringen." Der König hielt dem Prinzen dann vor, wie er doch zeitlebens alles getan habe, um das Herz seines Sohnes zu gewinnen, und wie er doch nur für ihn, seinen Nachfolger, arbeite und wirke, und wie er nicht einmal seine Freundschaft erwerben könne. Den warmen Schlag des Vaterherzens mußte der Kronprinz empfinden, mußte spüren, daß in diesem Herzen, so hart der Vater auch sein konnte, Sorge und Liebe für ihn wohnten. Friedrich warf sich schluchzend zur Erde und küßte dem Vater die Füße, worauf der König ihn aufhob und in die Arme schloß. Bevor Friedrich Wilhelm seinen Wagen bestieg, umarmte er den Prinzen noch einmal, angesichts des versammelten Volkes, und versprach, weiter für ihn zu sorgen, da er von seiner aufrichtigen Reue überzeugt sei. „Ich hatte bisher nie geglaubt," sagte der Kronprinz hernach, „daß mein Vater die geringste Regung von Liebe für mich hätte."

Den Prinzen schon jetzt wieder in die Armee einzustellen, weigerte sich der König; wohl aber wurde für den Aufenthalt in Küstrin eine neue Instruktion erteilt, die einige Freiheiten brachte. Der Prinz durfte mit Erlaubnis des Gouverneurs die Stadt verlassen, durfte ab und zu Gäste zu Tisch laden, aber nicht mehr als zwei, und niemals — Damen. Bisher hatte der Prinz als letzter die Protokolle der Kammer unterzeichnet, jetzt rangierte er in dem Rang eines Rates, unmittelbar nach dem Präsidenten.

Er bereiste mit Münchow und Hille die Aemter und empfing einen starken Eindruck, als man ihm sagte, daß das Amt Wollup, welches früher nur 1600 Taler eingetragen habe, durch seines Vaters Verwaltung jetzt einen Ertrag von 22 000 Talern bringe. Hier erkannte der Prinz zum erstenmal die Früchte der nimmermüden Tätigkeit Friedrich Wilhelms. Münchow sowohl wie Hille waren für den Kronprinzen die richtigen Lehrer. „Wir haben Mut genug," schrieb Hille einst, „um die Dinge ohne Schmeichelei beim richtigen Namen zu nennen." Friedrich gewann Lust an der Kammerarbeit. Sein heller Verstand zeigte ihm schnell die Wege, sein angeborenes Genie die Bewältigung der Aufgabe. Sein freier Geist schwebt aber schon über die Verwaltungstätigkeit hinaus, wendet sich der innern Politik zu, erkennt die große Bedeutung, welche Schlesien für den Oderhandel besitzt und spinnt Zollprojekte. „Ich sitze jetzt bis über die Ohren in meinem schlesischen Handel. Ich kann mich einer Sache nicht halb ergeben, ich muß immer kopfüber hinein." Bedeutender ist ein anderes politischer Natur, darin die Unhaltbarkeit der preußischen Monarchie in ihren damaligen Grenzen behandelt wird. Im Osten, stellt der Prinz fest, müßte Westpreußen hinzukommen und Schwedisch-Pommern, im Westen das längstbegehrte Jülich und Berg. Der König las diesen Aufsatz nicht. Er sah solche Projekte überhaupt nicht gern. So verschwieg man ihm wohl derlei prinzliche Entwürfe. Aber Seckendorff sah ihn und schickte ihn dem Prinzen Eugen nach Wien. „Weitaussehende Ideen," bemerkte Prinz Eugen, der edle Ritter, „wohl noch flüchtig und unüberlegt, aber lebendig und vernünftig. Der junge Herr kann seinen Nach-

barn einmal gefährlich werden." Eine Prophezeiung, die dem alten Savoyer alle Ehre macht. — Die Flügel des jungen Adlers regen sich, kaum merkbar, nur ein sachtes, leises Heben. Und schon zeigt sich die Königsgeberde. Feldmarschall Schulenburg, der dem Prinzen die Truppen seines Frankfurter Regiments vorstellt, ist erstaunt, in welcher Haltung Friedrich die Herren empfängt. Es ist Hoheit in dieser Haltung, Hoheit in diesem Blick, — wie ein König. „Es ist sicher, er fühlt, zu was er geboren, und wenn er je dazu gelangt, wird er sich nichts vergeben," meint Schulenburg. — Eine ähnliche Erkenntnis mußte sich im Laufe der Zeit dem Kammerdirektor Hille aufdrängen, der die hohen Gaben des Prinzen im täglichen Verkehr empfand. Er urteilt, daß dieser Prinz nach seinen Fähigkeiten wohl alle anderen übertreffen werde, — zum Wohle des kommenden Geschlechts. — Ebenso der Kammerherr von Wolden. „Der liebe Gott," sagte Wolden zum Grumbkow, „wolle nur Seine Majestät noch einige Jahre leben lassen, damit der Kronprinz ausreifen kann, dann wette ich, daß er einer der größten Fürsten sein wird, die das Haus Brandenburg hervorgebracht hat."

Es zeigte sich schon im Wesen Friedrichs der Hang zu geistreicher Geselligkeit. Wir haben schon von Hille gehört, wie sehr notwendig dem Prinzen einige Körnchen „Esprit" als Würze waren. Die Tore der Küstriner Festung standen Friedrich unter gewissen Bedingungen offen. Er fand in Tamsel, einem Gutshof vor Küstrin, Verkehr, der ihm zusagte. Es entspann sich zwischen der schönen, jungen Frau des Obersten von Wreech und Friedrich eine anmutige Freundschaft. Natürlich verliebte sich der Prinz in die schöne

Frau und sandte ihr Gedichte über Gedichte. Sie aber wußte in klugem Frauensinn die Grenze zu ziehen, die sie dem Prinzen schuldig war. Es ist aber keine Frage, daß diese Frau viel für Friedrich bedeutet hat. Als es zum Abschiednehmen ging, sandte er ihr sein Bild mit den Versen:

Verhülle Deiner Wünsche liebstes Ziel,
Verschweige, daß nur Eine dir gefiel,
Um die Du sterben möchtest jede Stunde.

Es war Ende November, als der König den Prinzen nach Berlin zurückrief. Schwester Wilhelmine sollte verheiratet werden und zwar an den Erbprinzen von Bayreuth. Der König wollte dadurch ein für allemal den englischen Heiratsplänen, die noch immer nicht schweigen wollten, ein Ziel setzen. Es war gewiß keine Herzenswahl der Prinzessin, aber schließlich gab ihr eine Heirat größere Freiheit, als sie solche seit der unglücklichen Fluchtgeschichte am preußischen Königshofe genoß. Und sie entdeckte an ihrem Prinzen eine ganze Reihe Tugenden, — „man kann von ihm sagen, daß er alle Tugenden ohne die Beimischung eines einzigen Lasters besitzt". So fügte sie sich denn in ein Geschick, welches sie doch nicht ändern konnte.

Es ging sehr prächtig her auf dieser Hochzeit. Der sonst so sparsame König hatte hier nicht geknickert. „Ich hatte," berichtet Wilhelmine, „eine brillantne Krone von sechs Bogen auf dem Kopfe und vierundzwanzig lange Locken, dick wie ein Arm, daran herunterhängen, die mir den Kopf dergestalt zogen, daß ich ihn nicht gerade halten konnte. Mein Kleid war eine Hofrobe von reichem Silberstoffe mit einem goldenen Netze, die Schleppe zwölf Ellen lang." Der Saal glitzerte von Spiegeln und Kerzen, von

silbernen Barrieren und Prunkgefäßen, die jedes einzelne 12 000 Taler wert waren. Und in diese Halle, dieses Blenden und Glitzern trat Kronprinz Friedrich aus seiner Küstriner Dunkelheit hinein, in einem schlichten, hechtgrauen Rocke, noch immer ohne Degen und Portepee. Der König selbst führte ihn an der Hand durch das Gedränge der Gäste: „Seht Ihr, Madame, da ist nun der Fritz wieder.“ Natürlich gab dies plötzliche Erscheinen eine eigene Szene ab. Die Königin konnte sich kaum fassen. Wilhelmine „war wie närrisch, weinte, lachte und schwatzte das verworrenste Zeug“. Als sogar der König zu weinen anfing, war dies ein allgemeines Zeichen für die Gesellschaft, und „man sah nichts mehr, wie Schnupftücher, sodaß es ein vollständiges Trauerspiel war“. Wilhelmine fand ihren Bruder ungeheuer fett, dickwangig, den Kopf zwischen den Schultern. „Er war nicht mehr so schön, wie sonst.“ Die Begrüßung, die er dem neuen Schwager von Bayreuth zu Teil werden ließ, erschien der Schwester so kühl wie die Begrüßung, die sie selbst empfing. „Sein Gesicht überraschte mich, er trug eine stolze Miene und schien auf jedermann herabzusehen.“ Leopold von Dessau und die Generale baten den König, den Kronprinzen in die Armee wieder aufzunehmen. So gab der König Friedrich seinen Degen wieder und den blauen Rock, stellte ihm auch bei guter Führung das Kommando des Infanterieregiments Nr. 15, das in Ruppin und Nauen stand, in Aussicht. Den Prinzen nicht in Berlin zu lassen, sondern etliche Meilen Erdenrund zwischen sich und den Sohn zu legen, schien Friedrich Wilhelm selbst notwendig. „Es wird dann jedesmal etwas neues für uns sein, wenn wir uns sehen.“ Allerdings, — besser ist besser. Friedrich kehrte zu-

nächst nach Küstrin zurück, um seinen Kursus an der dortigen Kammer abzuschließen. Eins fiel dem Kammerdirektor Hille noch auf: die ausgesprochene Vorliebe Friedrichs für den Adel, die fast verächtliche Einschätzung der „Rotüre", des bürgerlichen Standes. Als Hille einst von einem adeligen Landrat Bericht erhielt, war der junge Prinz sehr verwundert, daß ein Edelmann einem Bürgerlichen Rechenschaft schuldig sei. Hille antwortete spitzig, „daß die Welt allerdings verkehrt sei, denn es gäbe ja genug törichte Fürsten, die vernünftigen Leuten Befehle geben dürften". Die Vorliebe für den Adel ist auch dem großen Könige zeitlebens geblieben, und er hat sie namentlich im Bereich seiner Armee gezeigt. Ein adliger Offizier hatte ihm mehr zu verlieren als ein Bürgerlicher. Der letztere konnte untertauchen, der erstere verlor bei ehrloser Handlung die Achtung seiner Kaste und war ein Ausgestoßener. Was in jenen Kronprinzentagen einem Gefühl des Stolzes entsprang, mag in den Königstagen zur praktischen Verwendung gekommen sein, die der König sich nutzbar machte; aber die Tatsache bleibt bestehen.

Mit Anfang des Jahres 1732, Kronprinz Friedrich war jetzt ein Zwanzigjähriger, zogen sich neue Wolken über seinem Haupte zusammen. Sein Kronprinz schien dem König reif zur Ehe. Die ersten englischen Ehepläne hatten so großes Unheil herauf beschworen. Fast schien es so, als ob des Königs Wille auch jetzt auf Widerstand stoßen sollte. In der Mitternachtsstunde des 4. Februar kam ein besonderer Kurier nach Küstrin. Der Kronprinz wurde aus dem Schlaf geweckt, um folgenden Königsbrief zu lesen:

„Mein lieber Sohn Fritz."

„Ihr wisst, mein lieber Sohn, daß, wenn Meine Kinder gehorsam sind, Ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, Ich Euch alles von Herzen vergeben habe und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etablieren, sowohl bei der Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen, bei meinem Leben noch zu verheiraten. Ihr könnt wohl persuadirt sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, soviel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education; da sich dann die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen Frauen sein. Ihr sollt mir cito Euer sentiment schreiben. —

Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön. — — Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles und comportable sowohl mit Euch, als mit den Schwiegereltern. Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als einen guten Christ — — Dein getreuer Vater bis in den Tod . . . . ."

Es ist eine eigene Sache, sich, um Mitternacht aus dem gesunden Schlaf der Jugend gescheucht, ohne weiteres für oder wider eine Braut entscheiden zu müssen. Aber nach dem, was vorhergegangen war, gab es für den Prinzen nur ein „Für". Der Vater befahl, der Prinz gehorchte. Der Brief Friedrichs ist nicht erhalten. An Grumbkow schrieb er indeß: „Ich bedaure diese arme Person, denn damit wird eine unglückliche Prinzessin mehr in der Welt sein." Prinz Eugen von Savoyen war es, der die Fäden wiederum spann.

Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern war eine Nichte der Kaiserin, der Gemahlin des sechsten Karl, der damals das deutsche Kaiserszepter und das österreichische Szepter in seiner Hand vereinigte. Ein Bruder der Braut, Karl von Braunschweig, war mit Friedrichs Schwester Charlotte verlobt. Aus dieser Ehe stammt jener Karl Ferdinand von Braunschweig, der den unglücklichen Feldzug von 1806 verlor und an seiner schweren Kopfwunde in Wandsbeck starb. Ein anderer Bruder war jener Ferdinand von Braunschweig, der sich seinen Feldherrnruhm im siebenjährigen Krieg erwarb. Zwei andere Brüder fielen auf Friedrichs Schlachtfeldern. Elisabeth Christine von Bevern war, wie der König schrieb, „nit häßlich, nit schön, aber ein gottesfürchtig Mensch". In der jähen Erkenntnis, daß ihm diese Prinzessin nie etwas sein würde, wogte Friedrich leidenschaftlich auf. Gestehen wir ruhig, daß es furchtbar für den Prinzen sein mußte, über sich und das bißchen Lebensglück, das einem Fürsten bleibt, willkürlich verfügt zu sehen. In seinen Briefen an Grumbkow leuchtet es auf wie Verzweiflung. „Der König soll doch daran denken, daß er mich nicht für sich verheiratet, sondern für mich." — Zwanzigjähriges Blut braust hier auf. „Ist es denn partout darauf abgesehen, mich unglücklich zu machen, war es nicht genug mit dieser Küstriner Qual, mit dieser Haft, mit Kattes schmachvollem Tod vor den Augen, für ein Verbrechen, das nichts war, als eine jugendliche Verirrung? Ich habe noch Mittel, und ein Pistolenschuß kann mich befreien von meinem Leid und von meinem Leben." Aber wer kann hier helfen und raten! Seine Majestät von Preußen will, und keiner auf der Welt ist da, der Seine Majestät von Preußen zu hindern wagt.

Grumbkow schläft nicht mehr, fürchtet aus tiefster Seele den Zusammenprall zwischen Vater und Sohn. Hat er den Beruf, der Prellbock zu sein? Niemals. „Selbst den sieben Weisen Griechenlands würde ich die Kunst nicht zutrauen, sowohl dem Vater wie dem Sohne es zu Dank zu machen." So müssen, wie gesagt, die Dinge ihren Gang gehen. Sein Gefängnis Küstrin, dies Mauerloch, war Friedrich fast lieb geworden.

Es hatte sich um Ende Februar eine glänzende Gesellschaft in Potsdam und Berlin eingefunden. Das Herzogspaar von Bevern war da mit der Braut, die damals erst siebenzehn Lenze zählte, und vom Kaiserhof Seine Durchlaucht Franz von Lothringen, der schon damals als Verlobter der Erzherzogin Maria Theresia galt. Der Herzog kam vom Kaiserhof, kam von Paris und London. „Was wird," dachte besorgt der Kronprinz, „der gute Herzog und sein Gefolge sagen, wenn sie nach solchem Glanz unsern erbärmlichen Hof sehen." Aber das kluge Auge des preußischen Kronprinzen erkannte bald, daß in diesem Lothringer, dem zukünftigen Kaiser, nur ein Prinz steckte, unbedeutend wie andere mehr. — Seine eigene Braut fand Friedrich, wie er an seine Schwester Wilhelmine schrieb, „weder schön, noch häßlich, aber sehr schlecht erzogen, schüchtern und ohne Lebensart," und zu Grumbkow sagte der Prinz: „Ich habe keine Abneigung gegen die Prinzessin, sie ist ein gutes Herz, ich will ihr nichts Böses, aber ich werde sie nie lieben können." Als die Verlobungsringe gewechselt wurden, traten dem Zwanzigjährigen die Tränen in die Augen; Freudentränen, wie Höflinge berichteten, — Tränen, die heiße Jugend einer begrabenen Hoffnung nachweint, wollen wir lieber sagen.

Grumbkow und Seckendorff waren die Fürsprecher dieser Verlobung gewesen, die Vermittler, Oesterreich war nicht karg. Der preußische Minister empfing eine kaiserliche „Begnadigung" von 40 000 Gulden für das Heiratsgeschäft, und seine 1000 Dukaten monatlich wurden ihm insgeheim weitergezahlt. Am 10. März 1732, vor 300 Zeugen, wurde diese Verlobung feierlich geschlossen, feierlich im Angesicht einer Welt. Dies wollen wir uns merken, um zu verstehen, was in der grundehrlichen Seele des Königs vorging, als wenige Monate später ein seltsames Ansinnen an ihn gestellt wurde.

Während die jugendliche Prinzessin einen Tanzmeister aus Dresden erhält und alles mögliche geschieht, um ihr die guten Umgangsformen beizubringen, die der Prinz an ihr vermißt hat, drillt Kronprinz Friedrich als Oberst des 15. Regiments in Nauen und Ruppin seine Soldaten. Er soll dafür sorgen, lautet des Königs Befehl, „daß sein Regiment kein Salatregiment wird". Sicher ist, daß Kronprinz Friedrich sich mit einem löblichen Eifer an seinen Dienst begab. „Wir exerzieren hier comme il faut, neue Besen kehren gut, ich muß doch meine neue Würde illustrieren und zeigen, daß ich ein tüchtiger Offizier bin." Und ein andermal: „Ich komme vom Exerzieren, ich exerziere, ich werde exerzieren." Dazwischen gab es kleine Oasen der Erholung, Musik, Lesen, kleine Gastmäler, zu welchen Hamburg Kapaunen, Steinbutt und Austern lieferte. Zu häufig konnte sich die preußische Hoheit allerdings Genüsse dieser Art nicht leisten. Die Mittel waren knapp, 6000 Taler alles in allem, und Schulden durften um Gotteswillen nicht gemacht werden, wenngleich sie dennoch gemacht wurden. Der Kronprinz verstand es auch, sich mit den militärischen Größen, die um seinen Vater waren,

zu verständigen, mit dem General von Derschau und dem Hauptmann von Hacke. „Derschau und Hacke sind meine Intimen, aber trau, schau wem! Seckendorff und Grumbkow tuen Gutes an mir — abgesehen von der Heiratsgeschichte." So schreibt Friedrich an die vertraute Bayreutherin.

Der Prinz hatte sich mit der aufgezwungenen Heirat abgefunden. Er sah kein Entrinnen und ergab sich schweigend, wenngleich nicht ohne inneren Stachel, in sein Geschick. Ihm war der Kaufpreis für diese Ehe die Freiheit gewesen. „Die Ehe macht mündig, sobald ich verheiratet sein werde, bin ich Souverän in meinem Hause, und meine Frau hat nichts zu sagen. Es lebe die Freiheit!" Der König war unzufrieden, daß sein Sohn der Braut nicht oft genug schrieb. Aber was war zu schreiben, wo das Herz schwieg? König und Kronprinz machten einen Besuch in Wolfenbüttel. „Ich weiß schon im Voraus, was meine Stumme mir sagen wird," spottete Friedrich, „aber ich werde die Braunschweiger Komödie so spielen, daß nichts daran fehlen soll." In der Tat scheint das kronprinzliche Benehmen den König befriedigt zu haben. „Die Verlobten sind recht verliebt," schrieb Friedrich Wilhelm vergnügt nach Berlin.

Da plötzlich trat von der Seite, von welcher der König es am allerwenigsten vermutet hatte, der Versuch einer Hinderung der Hochzeit ein. Die Wiener Feindschaft gegen England hatte sich in Freundschaft gewandelt. Der Hof von Wien wünschte die neue Freundschaft durch Taten zu besiegeln, und das Unglaubliche geschah: Seckendorff erhielt vom Prinzen Eugen die Weisung, den König zur Aufhebung der Verlobung zu bewegen, obgleich der Tag der Hochzeit schon

festgesetzt war. Seckendorff machte die schärfsten Einwendungen, und Grumbkow versagte auf das Entschiedenste seine Mitwirkung: „Der König ist nicht so dumm, wie Ihr denkt." Noch im Sommer 1732 war der König zum Besuch bei Kaiser Karl VI. auf Lustschloß Kladrub und in Prag. Die warme Natur Friedrich Wilhelms hatte die steife Etikette des Habsburgischen Kaiserhofes wiederholt durchbrochen, hatte die Oberhoheit Kaiserlicher Majestät so uneingeschränkt anerkannt, daß Grumbkow „aus der Haut hätte springen mögen, als ich ihn sich so demütigen sah". Dennoch hatte der umgarnte König nur leere Versprechungen mitgebracht und das dunkle Gefühl von der Hinterhältigkeit Habsburgischer Politik. Und nun kommt dieser Seckendorff plötzlich mit dem Ansuchen, die feierlich vor dreihundert Zeugen geschlossene Verlobung aufzuheben! Ein heiliger Zorn über diese Zumutung, sein Ehrenwort zu brechen, lohte in dem König auf. Am Abend im Tabakskollegium brach es aus, man hatte den König nie in solcher Wut gesehen. „Man will mit Gewalt haben," klagte er Grumbkow, „daß ich gut englisch werden soll. Denkt, denkt, wer das hätte sollen denken von Leuten, die mich kennen sollten, und die ich gewiß besser kenne und gekannt habe, als sie glauben." Und dann von seinem jähen Temperament überwältigt: „Nein, nein, ich kann's nicht aushalten, es frißt mir das Herz ab, mich zur Begehung einer Niederträchtigkeit bringen zu wollen. Mich! Mich! Mich zum Schelmen machen, nein und nimmermehr." Grumbkow hatte viel zu tun, den König zur Ruhe zu sprechen, und Seckendorff mußte allen seinen Einfluß aufbieten, um mit Friedrich Wilhelm wieder zurechtzukommen. Es dauerte wochenlang, bis er den Riß zugekleistert

hatte, aber der Argwohn blieb dennoch in der ehrlichen Seele des Königs sitzen und wuchs bis zur schrillen Erkenntnis des frevelhaften Spiels, das man von Wien aus mit ihm getrieben hatte. Dennoch wurde der Wiener Hof nicht klug. Auch der englische Gesandte in Wien drängte. Der König aber beschleunigte die Hochzeit des Kronprinzen, die er auf den 12. Juni 1733 festsetzte. In Salzdahlum in Braunschweig sollte sie stattfinden. Natürlich war die Königin, als sich plötzlich der mächtige Einfluß der Wiener Hofburg zu Gunsten des englischen Heiratsplanes ins Mittel legte, von neuem entflammt. Es scheint, daß Seckendorff noch einmal einen Vorstoß machte, denn es ist ein Wort des Königs an den Kronprinzen überliefert, das auf ein Erlebnis auf einem Spazierritt zurückzuführen scheint. „Es war am 17. April 1733 auf einem Ritt durch Priort, da sagte ein Mann etwas zu mir, das war, als wenn man mir einen Dolch im Leibe umgewandt hätte. Der Mann hat mich umgebracht; da habe ich mir meinen Tod geholt." Aber Wien ließ nicht nach. Graf Seckendorff erhielt die bestimmtesten Befehle, unmittelbar vor der Hochzeit — schon war die Feier in den preußischen Landen von allen Kanzeln verkündet worden — dem König ein Handschreiben des Prinzen Eugen zu überbringen, in welchem nochmals eine Aenderung der Heirat des Kronprinzen dem König vorgestellt wurde. Grumbkow riet entschieden von der Ueberreichung des Schreibens ab; Seckendorff möge eine Verspätung des Couriers vorschützen; aber Seckendorff wagte es nicht, dem ausdrücklichen Befehle des kleinen, zähen Prinzen zuwiderzuhandeln. Der König lag noch im Bett, als Graf Seckendorff sich morgens um 9 Uhr bei ihm melden ließ. Vorsichtig, mit lächelndem Munde, wie der

Graf selbst berichtet, ließ er sich von der Majestät das Versprechen geben, daß der König ihn mit Geduld anhören wolle und sich über nichts ereifern. Arglos gab Friedrich Wilhelm das Versprechen, und er hielt es. Er blieb entgegen der abscheulichen Zumutung völlig ruhig: „Wenn ich Ihn nicht so weit kennete und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann ist, so glaubte ich, Er träumte." Aber er wolle sich nicht durch englische Intriguen vor ganz Europa als einen wankelmütigen Menschen hinstellen lassen, „der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt sei". So sehr der König Seckendorff gegenüber Beherrschung zeigte, dennoch erwachte der Argwohn des Königs gegen den Sohn von neuem; erst die Beteuerung Friedrichs, daß er keinen Schatten von dieser neuesten, kaiserlichen Falschmünzerei geahnt habe, beruhigte den König. Am nächsten Mittag ward die Trauung vollzogen, und alle Einmischung war abgeschnitten. „Vor einer Minute," so lauten Friedrichs Worte an seine Schwester, „ist die Zeremonie verrichtet, und Gott sei gepriesen, daß das vorüber ist." — Die Ehe ließ sich weit besser an, als Friedrich dachte. Sein gerechtes Herz ließ ihn ein Jahr später äußern: „Ich müßte der niedrigste Mensch auf dem Erdboden sein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hochschätzen wollte, denn sie ist das sanfteste Gemüt, so gelehrig, wie sich nur denken läßt, und gefällig bis zum äußersten, sodaß sie mir alles an den Augen absieht, womit sie denkt, mir Freude machen zu können."

Indessen hatten sich am politischen Himmel dunkle Wolken gezeigt, Sturmwolken aller Art. August der Starke von Sachsen und Polen war nach einer Welt von Sünden gestorben. Kurz zuvor noch hatte der zuckerkranke König mit

Grumbkow gemeinsam in Crossen (auf einer Reise nach Warschau zur Eröffnung des dortigen Reichstages) eine Unterredung, bei welcher nach Lesart von Zeitgenossen sich beide unter den Tisch zu trinken suchten. Wenn sie nur nicht beide zu becherfest gewesen wären! Jedenfalls erschien in der Nacht zum 1. Februar vor dem Bette Grumbkows im Nachtkleide oder Leichenhemd der trinkfeste Kumpan König August und sagte, die Vorhänge des Grumbkowschen Himmelbettes auseinanderziehend: „Lieber General Grumbkow, ich bin am 31. Januar zu Warschau gestorben," was Grumbkow natürlich einen blassen Schrecken einjagte und was er am nächsten Tage zitternd berichtete. Die polnischen Schlachzizen mußten nun ein anderes Oberhaupt wählen. Der alte Gegenkönig Stanislaus Leszcinsky, des französischen Ludwig Schwiegervater, sollte von Frankreich auf den Schild gehoben werden. Oesterreich, Rußland und Sachsen aber wollten keinen Polen, sondern den Sohn des verstorbenen Königs. So kam es zum polnischen Erbfolgekriege. König Friedrich Wilhelm von Preußen stellte 10 000 Mann Hilfstruppen zu dem österreichischen Heer, das an den Rhein marschierte. Der Kronprinz ging am 30. Juni 1734 als „Volontär" zur Armee ab, um vom Prinzen Eugen die Kriegskunst zu erlernen. Der alte Prinz von Savoyen war damals bereits 71 Jahre alt. Der Türkensieger von Zenta und Belgrad mit der Stülpnase und den funkelnden Schwarzaugen, der unermüdliche Zettler in der preußischen Heiratspolitik, war im Grunde ein müder Greis. Aber dennoch meinte Friedrich begeistert: „Noch der Schatten des Prinzen Eugen flößte den Feinden Ehrfurcht ein." Unvergeßlich blieb es Friedrich, daß in der Gegenwart des großen Feldherrn nie ein Wort zu seinem Lobe gesagt

werden durfte. — Friedrich hatte im Feldlager Gelegenheit genug, die stramme Disziplin und Manneszucht der Preußen im Gegensatz zu der Verlotterung der kaiserlichen Armee kennen zu lernen. „Unser Feldzug ist eine Schule, bei der man aus der Verwirrung und Unordnung, die in dieser Armee herrscht, eine Lehre ziehen kann.“ Der König hatte seinem Prinzen für das Lagerleben wohlweislich eine genaue Instruktion mitgegeben. Er sollte sich an die alten Offiziere und Generale anschließen, sollte bei jeder Erkundung um den Prinzen sein und auf seine Anordnungen achtgeben. Von den vielen jungen Fürsten, Grafen, Reichsfreiherren und was sonst an vornehmen Tagedieben dem Kriegsspiel beiwohnte, sollte der Prinz sich fernhalten, weder Karten noch Würfel anrühren, noch auch das beliebte Glücksspiel „Paar oder Unpaar“ spielen. Der Etat für den ganzen Feldzug war knapp genug bemessen, 4400 Taler, nicht mehr. In den drei Monaten seiner ersten Kriegsfahrt sahen die hellen Augen des Kronprinzen sehr viel. Er lernte den Felddienst im kleinen kennen, „wie die Schuhe der Musketiere sein sollten, wie lange ein Soldat solche tragen kann, und wie lange er damit in einer Kompagnie auskommen muß, desgleichen von allen Kleinigkeiten, so zu den Soldaten gehören und so ferner bis zur hundertpfündigen Kanone, auch endlich bis zu dem großen Dienst und auch bis zu des Generallissime Dispositiones.“ Aber auch die Reimlust des Prinzen fand ihre Rechnung. Im muntern Zechgelag mit österreichischen Offizieren zeichnete sich Friedrich ein Lagerlied auf, das ihm sonderlich gefiel.

Darum Wutscherl,
Hartzicks Trutschel,

Gib dein Patschhandel her!
Du mein lieberl,
Ich dein biewerl,
Du mein Waiwerl,
Ich dein man.

Er selbst versuchte sich in dieser Landsknechtspoesie, und auch seiner deutschen, derben Muse glückte Einiges:

. . . Wer nicht kann Kartaunenknall und Stücken hören [brausen,
Dem rathe ich, er bleibe zu Haus
Und lause der Mutter den Zipfelpelz aus.

Zum Zipfel, zum Zapfel,
Zum Scherber, zum Pfriemen,
Bei der Jungfer Christinen
Zum Dachfenster rein.

Im Herbst erkrankte König Friedrich Wilhelm schwer. Der blasse Bote winkte zur Abreise in die Ewigkeit. Der arme König war von der Wassersucht am ganze Leibe geschwollen. Er rechnete selbst mit dem Tod, behandelte den Kronprinzen sehr zärtlich, nannte ihn „Fritzchen" und sagte wohl in Bezug auf die Staatsgeschäfte: „Wenn Du es nicht recht wirst anfangen, und alles drunter und drüber gehen, werde ich im Grabe noch über Dich lachen." Unter so bewandten Umständen suchten Grumbkow und Seckendorff, die beiden alten Minierer, sich mit dem Thronfolger auf guten Fuß zu setzen, waren eifrig bemüht, ihn auszuforschen, was

wohl geschehen würde, wenn das preußische Zepter jetzt in seine Hand fiele. Aber Friedrich war undurchdringlich. „Seit den schweren Prüfungen," schreibt ein fremder Diplomat, „welchen der Kronprinz vor Jahren unterlag, hat er sich äußerst zurückhaltend benommen und selbst hinsichtlich der unbedeutendsten Dinge dem einen nicht mehr Vertrauen als dem andern geschenkt." So bildete sich in Friedrich jener Zug heran, der ihn später als König äußern ließ: „Wer seine Geheimnisse erfahren wolle, der würde nicht seine Vertrauten, sondern ihn selbst bestechen müssen." Der österreichische Herr glaubte zu bemerken, daß Friedrich Wilhelm in jenen Krankheitstagen seinen Sohn nicht eben zu Gunsten des Kaisers beeinflußte. Nicht ohne Grund. Spät zwar, aber in dieser ehrlich denkenden Königsseele umso deutlicher, ging die Erkenntnis auf, daß er nur ein Spielball gewesen sei für die österreichische Diplomatie. Er wollte nicht, daß sein Sohn gut kaiserlich werde.

Es hatte einer Reihe Erkenntnisse und Tatsachen bedurft, bevor das ehrliche Herz Friedrich Wilhelms seinen Standpunkt der Kaiserlichen Majestät gegenüber wandelte. Es trat immer mehr zu Tage, daß die ganze Politik der Wiener Hofburg dahin ging, Preußen von aller Einmischung in die Angelegenheiten des Reiches fern zu halten und alle Ausdehnung des Hauses Brandenburg nach Westen zu verhindern. Es war dies die Politik Kaiser Leopolds gewesen, es war die des sechsten Karl und des Prinzen Eugen. „Gebt mir diese hier," sagte Prinz Eugen zu Prag, indem er die Hände auf die Schultern der Gesandten von England und Holland legte, „und wir wollen der ganzen Welt trotzen." Der Krieg am Rhein schlich ruhmlos weiter. Die tapferen

preußischen Zehntausend kamen gar nicht zur Aktion. Keine Anzeige der Eröffnung der Friedensverhandlungen an Preußen, keine Entschädigung irgend welcher Art, nicht einmal die offizielle Anzeige der Vermählung der Kaisertochter Maria Theresia mit Franz von Lothringen, — eine Häufung von Nichtachtung, die dem treuen Gemüt Friedrich Wilhelms doppelt schmerzlich sein mußte. „Dank von Haus Oesterreich!" „Der Kaiser traktiert mich und alle Reichsfürsten wie Schubjacks," schalt der König. In jenen Tagen war es, wo er, auf den Kronprinzen deutend, zu Seckendorff das prophetische Wort sprach: „Hier steht einer, der mich eines Tages rächen wird."

Des Königs Kernnatur hatte die Angriffe des Todes siegreich abgeschlagen. Friedrich meinte in einem Briefe an Wilhelmine, „daß der Vater die Natur eines Türken habe und das kommende Geschlecht überleben würde, sobald er Lust dazu habe und sich nur ein klein wenig schonen würde."

Auf Schloß Rheinsberg, nahe Ruppin, das der König ihm hatte herrichten lassen, fand Friedrich nach all den Stürmen seines jungen Lebens einen Hafen. Im Spätsommer des Jahres 1736 übersiedelte der kronprinzliche Hof dorthin. Es war ein Jahr später, als Friedrich die Worte schrieb: „Wenn ich heute meine Grabschrift machte, so würde sie lauten: Hier liegt, der ein Jahr gelebt hat." Der Kronprinz sammelte einen Kreis sympathischer Menschen um sich. Die Pflege der Freundschaft war das Ziel. In der Gründung des „Bayardordens", der seine Mitglieder zu jeder edlen Tat, zur Vervollkommnung der Kriegsgeschichte und Heeresführung verpflichtete, fand dies Streben ein Ziel. Als Ordenszeichen wurde ein in Schwertgestalt zusammengebogener Ring

getragen, mit der Inschrift: „Vivent les sans quartiers". Hier zog Friedrich den trefflichen Schweizer Etienne Jordan in seinen Kreis, einen weitgereisten weltmännisch gebildeten Mann von sprühender Unterhaltungsgabe und gediegenem Wissen. Auch Dietrich von Keyserlingk, der frühere militärische Begleiter, fand sich ein. Von seiner italienischen Mutter her hatte Keyserlingk den Tropfen romanischen Blutes. Er hatte in Königsberg studiert und dann in Paris gelebt, besaß glänzendes Sprachtalent, war Jäger, Tänzer, Zechkumpan, kurz, ein vielseitiger Mann, aber stets von adliger Zurückhaltung. Diesem Edelmann gab sich Friedrich in voller Offenheit. Er nannte ihn ;Cäsarion'. Aus Friedrichs Feder stammen die Verse:

Der gute Jordan liebt nächtlich gelehrtes Wachen:
Cäsarion zieht vor, die Flaschen leer zu machen.

Auch Heinrich August de la Motte-Fouqué war ein häufiger Genoß der Rheinsberger Tage. Er führte eine Kompagnie im Regiment des alten Dessauer, und die militärische Strenge seines Chefs hielt ihn zum Leidwesen des Prinzen nur zu oft fern von Rheinsberg. Er war der Großmeister des Bayardordens und führte den Namen ‚der Keusche', während Friedrich den des ‚Beständigen' führte. Als es später zum Zerwürfnis zwischen Fouqué und einem der Dessauer-Söhne kam, legte Friedrich sich ins Mittel und erwirkte beim König die gnädige Entlassung. Ein Jahr lang diente Fouqué im dänischen Heere. Der Thronwechsel rief ihn in die Heimat zurück, und König Christian mußte sich bescheiden, einen wackeren Mann ein volles Jahr sein

eigen genannt zu haben.“ Ein anderer Franzose von Geblüt war Franz Isaak von Chasot. Der war aus dem französischen Lager vor Philippsburg in das Hauptquartier des Prinzen Eugen gekommen, verfolgt wegen eines Duells. „Ein verschlagener Normanne, der heute der Diana, morgen der Venus seine Dienste weiht.“ Chasot war ein großer Nimrod vor dem Herrn, hatte aber auch die Ader so manches Nimrod, gewaltig aufzuschneiden. Friedrich zählte ihn unter die unbarmherzige Schar der geborenen Spötter und mochte besonders hierin eine verwandte Ader finden. Er wurde einer der glänzendsten Reiteroffiziere des Königs, ritt bei Hohenfriedberg mit den Bayreuth-Dragonern; später verlor er des Königs Gunst, wurde aber auf Friedrichs Fürsprache Kommandant von Lübeck. Sein zweiter Sohn war der aus dem Anfang der Erhebungszeit von 1813 berühmte Chasot.

Um diesen Kern schloß sich ein weiterer Kreis geistvoller Männer. Da war Christoph Ludwig von Stille, der im schwedischen Krieg, von der Helmstedter Universität kommend, unter die Fahnen trat. Später hatte er weiter studiert, ein hochgebildeter Mann, ein Freund der deutschen Dichtkunst, zugleich ein strenggläubiger Lutheraner. Auch der Sohn des Kammerpräsidenten von Münchow aus Küstrin war da. Er hatte als Kind in seinen Taschen dem gefangenen Prinzen verbotene Waren zugeschmuggelt. Er sollte eigentlich auf die Universität, aber auf des Prinzen Wunsch sandte ihn der Vater nach Rheinsberg, und die Genossen teilten sich nun darin, den jungen Mann in allen Wissenschaften zu unterrichten. Friedrich selbst hielt ihm Vorträge über Metaphysik. — Der französische Gesandte Marquis de la Chetardie kam des öfteren von Berlin. Er war ein so schöner Mann,

daß er vor Schönheit nicht schlafen konnte; kam ein Spiegel in seine Nähe, so vergaß er das interessanteste Gespräch über seinem Konterfei. „Nächste Woche kommt der Marquis, das ist Bonbon für uns," pflegte Friedrich zu sagen. — Aus Italien kam Georg Wenzel von Knobelsdorf, ein Lausitzer Edelherr. Er hatte den Degen mit dem Reißbrett des Architekten vertauscht. Um ihn scharte sich das künstlerische Leben in Rheinsberg. Er baute einen Flügel an das Schloß, in welchem die Bibliothek des Prinzen aufgestellt wurde.

So huldigte Friedrich dem Grundsatz: „Ein kleines Häuflein voller Geist ist die Gesamtheit in der Quintessenz." Das Passepartout für Rheinsberg war die Bedingung, daß „die Materie den Geist nicht überwöge". Mochte ein Kavalier noch so adlig sein, konnte er dies Passepartout nicht vorweisen, so blieb seine Hoffnung auf Einladung unerfüllt. Wer aber durch die gastliche Pforte des Prinzen eintreten durfte, wurde der völligsten Freiheit froh. Der Hamburger Patriziersohn Bielfeld verglich das Leben am Rheinsberger Hof mit einem Gemälde von Watteau. „Ich verlebe," so heißt es in einem seiner Briefe, „hier wahrhaft entzückende Tage, eine königliche Tafel, ein guter Wein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge sowohl im Garten als im Walde, Wasserfälle, Zauber der Kunst und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung, alles dies vereinigt in einem feenhaften Palaste, um das Leben zu verschönern." Selbst der alte, in diplomatischen Ränken ergraute Grumbkow, an die derben Tabakskollegien seines königlichen Herrn gewöhnt, atmete hier in Rheinsberg förmlich auf. Es war ihm, als lebe die Gastfreiheit der Germanen wieder auf, die Tacitus verherrlicht.

Die Rosen des Lebens streuten in diesen Rheinsberger Kreis schöne Frauen. Friedrich liebte an den Damen des Hofes Geselligkeit, Liebenswürdigkeit und vornehme, gewandte Umgangsformen. Die Gegenwart schöner Frauen breitete für den Prinzen einen unbeschreiblichen Reiz über den täglichen Verkehr aus. Etliche von ihnen nahmen auch teil an dem Liebhabertheater, welches ins Rheinsberg etabliert wurde. Nach vielen Jahren noch sandte Friedrich der Baronin von Morrien, die er damals „Tourbillon" nannte, ein Gedicht, das sie an den schönen Rheinsberger Lebensfrühling erinnerte, in welchen sie aus ihrem Vorrat reiner Fröhlichkeit Blüten streute.

Kronprinz Friedrich lebte, lebte frei von den Fesseln, die er seither getragen. „Ich habe," so lautet ein privater Brief, „noch nie so glückliche Tage verlebt, wie hier. Ich lebe jetzt wie ein Mensch und ziehe dieses Leben der majestätischen Gewichtigkeit und dem tyrannischen Zwang der Höfe weitaus vor. Ein Leben nach der Elle ist nichts für mich." Rheinsberg wurde ihm sein erstes Sanssouci.

Aber dies gesellige Rheinsberger Leben war nicht etwa, wie der König einst hatte fürchten mögen, eine Bärenhäuterei. Ernste und fruchtbringende Arbeit ging voran, sie erst war die Voraussetzung für die Freuden des Lebens. Von den letzteren galt es: „Wir ziehen sie nur heran, um den Kopf nicht zu überanstrengen und als Gegengewicht gegen gelehrte Verdrießlichkeit und gegen das Zuviel der philosophischen Gravität, die sich die Denkerstirn nicht ganz gutwillig durch die Grazien glätten läßt."

Friedrich unterschied genau die „nützlichen" und die „angenehmen" Beschäftigungen. Zu den nützlichen zählte er

das Studium der Philosophie, der Geschichte, der Sprachen. Zu den angenehmen gehörten eine belebte Tafel, Musik, Theaterspiel und Mummenschanz. Der Kronprinz hat es mit seiner weiteren Ausbildung sehr ernst genommen. Er wußte selbst am besten, wie groß die Lücken seines Wissens waren, und bitter beklagte er, daß ihm das Erlernen der lateinischen Sprache verwehrt worden war. So mußte er sich an die französischen Uebersetzungen der alten Schriftsteller halten. Ach! wie gern hätte er seine von Duhan fleißig gesammelte Bibliothek zurückgehabt, sie war auf fast 4000 Bände angewachsen, als des Königs Hand rauh eingriff und die wertvolle, systematische Sammlung in Fässer packte und nach Hamburg schickte und den armen Duhan nach Memel. Jetzt in Rheinsberg ging es an ein unglaublich eifriges Lesen. „Kann Er lesen?" fragte später der alte Fritz einen seiner Adjutanten. Und als der junge Herr ob seiner Frage verblüfft darein schaute, sagte der König kurz: „Höre Er, lesen heißt denken."

Früh vier Uhr stand der Prinz auf und saß dann gewöhnlich sechs Stunden lang an seinem Arbeitstisch in dem achteckigen Turmzimmer und las. Den Gänsekiel oder das „Krayon" hatte er stets zur Hand, um nachdenkliche Stellen anzustreichen oder Auszüge zu machen. Auch pflegte er die von der Lektüre befruchteten Gedanken sofort niederzuschreiben. Dann lösten ihn die militärischen Pflichten vom Arbeitstisch und er ritt nach Ruppin hinüber, um zu exerzieren. Am Nachmittage und nach der Tafel ging das Lesen wieder los. Es gab auch Tage, wo der Prinz so eifrig über seinen Studien war, daß er nicht wußte, ob draußen die Sonne schien oder ob es regnete. „Auf der

Hin- und Herreise zwischen seinem Arbeitsraum und seiner Bücherei böte sich zu meteorologischen Beobachtungen keine Gelegenheit," meinte er humoristisch. Er pflegte auch Rheinsberg „sein kleines Kloster" zu nennen und sich mit den Mönchen des Mittelalters zu vergleichen. Vergeblich, daß seine Aerzte ihm vom allzu eifrigen Lesen abrieten. „Wenn ich nicht lesen und schreiben kann, bin ich wie die starken Tabakschnupfer, die vor Unruhe sterben und tausendmal mit den Fingern in die Tasche fahren, wenn man ihnen ihre Dose genommen hat."

Zwischen diesen Studien lief ein sich immer mehr entwickelnder Briefwechsel. Der Prinz kam auf Umwegen zu der Bekanntschaft Voltaires. Der erste Brief in die Einsiedelei Voltaires nach Cirey ging am 8. August 1736 aus Rheinsberg ab. Damit wurde der berühmte Briefwechsel des Kronprinzen von Preußen mit Voltaire eröffnet. Seine Vorliebe für das französische Schrifttum mußte notwendigerweise durch einen so blendenden Geist bestärkt werden. „Den Deutschen," hat Friedrich geschrieben, „fehlt es durchaus nicht an Geist, und die Natur hat ihnen einen gesunden Menschenverstand gegeben; die Deutschen sind arbeitsam und tief, und wenn sie sich einmal mit einer Sache befassen, so gehen sie darin auf. Ihre Bücher aber sind von einer tödlichen Weitschweifigkeit; wenn man ihnen ihre Schwerfälligkeit nehmen und sie ein wenig mehr mit den Grazien vertraut machen könnte, würde ich nicht die Hoffnung aufgeben, daß meine Nation große Männer hervorbringen könnte." Bei Friedrich bestand die große Kunst der Schriftsteller darin, „es zu vermeiden, daß der Leser gähne." Für ihn besaß gegenüber der schwerfälligen deutschen Muttersprache die

französische eine unnachahmliche Eleganz, Feinheit und Energie, in allen ihren Wendungen eine eigene Anmut. So machte denn die Brieffreundschaft mit Voltaire die schnellsten Fortschritte. „Ihr Bildnis," schreibt Friedrich, „thront in meiner Bibliothek, es hängt über meinem Schrank, der unser goldenes Vließ enthält. Es ist unmittelbar bei Ihren Werken aufgestellt und gegenüber meinem Platze, sodaß ich es immer vor Augen habe." Er sandte dem Meister französische Verse, Uebersetzungen des Horaz und anderer Klassiker und bat ihn, sie zu feilen und zu prüfen. Natürlich war der eitle Voltaire aufs Höchste geschmeichelt. Er sandte als Gegengabe seine Werke, worauf Friedrich in feinem Takt bemerkte: „dieser Tausch sei so ungleich, wie der Handel der Holländer mit den Wilden, da sie für ihre bunten Glasscherben Gold eintauschten." Wo der Kronprinz Friedrich, getragen vom Bewunderungsgeist der Jugend, verehrte, hat der König Friedrich später einsehen müssen, daß auch Voltaire so garnichts Göttliches an sich hatte, sondern lediglich Menschliches, allzu Menschliches.

So reifte in der Rheinsberger Stille unter den ernsthaften Studien der Charakter des Kronprinzen heran. Der im Angesicht von Kattes Tod durch Henkershand Zusammengebrochene mußte erkennen, daß über ihm Gewalten waren, die stärker waren als er. So brachte der Kronprinz schon aus jenen Küstriner Tagen ein gut Teil Lebensklugheit mit. Trotz seines starken Einschlages von Sentimentalität, trotz tiefen, inneren Gefühls, das unbestritten ist, herrschte in diesem hellen Kopfe der klare Verstand. Und dieser lichte Verstand ließ den Prinzen erkennen, wie falsch das Spiel der Wiener Hofburg seit Jahrzehnten war. Er ließ ihn

erkennen, daß die Politik Preußens sich im letzten Ziele nicht darauf beschränken dürfe, wie man von seinem Vater sagte, „mit gespanntem Hahn ständig auf der Wacht zu stehen, aber nie loszudrücken," sondern daß es gelten würde, in günstiger Stunde den preußischen Degen in die Wagschale zu werfen. Einen Niederschlag erfuhren seine politischen Studien in dem ‚Antimachiavell', der Gegenschrift gegen den großen Italiener Machiavelli, der seiner Zeit einen Fürstenspiegel vorgehalten hatte. In diesem Antimachiavell sind die Grundsätze festgelegt, nach welchen Friedrich als König zu leben und zu herrschen sich bemühte. Einige zu hören ist wünschenswert.

„Vorliebe für die eine Nation, Abneigung gegen die andere, Weibervorurteile, persönliche Mißhelligkeiten, untergeordnete Interessen, Kleinlichkeiten dürfen den Blick derer nicht trüben, welche ganze Völker lenken sollen. Für sie gilt es, auf das Große zu schauen und ohne Zaudern das Kleinere der Hauptsache zu opfern. Wirklich große Fürsten haben stets ihr eigen Ich vergessen, um nur an das Gemeinwohl zu denken, das heißt: sie haben jeder Voreingenommenheit sorgsam sich entwöhnt, um ihre wahren Interessen um so mehr zu erfassen."

„Es ist sehr gefährlich für einen Fürsten, seine Unterthanen zu lehren, daß es gerecht ist, für Glaubenssachen zu kämpfen; das heißt auf einem Umwege den Klerus zum Herrn über Krieg und Frieden und zum Schiedsrichter zwischen Fürst und Volk machen. Die Politik eines Souveräns will vielmehr, daß er an den Glauben seiner Völker nicht rührt und daß er, soweit es in seiner Macht steht,

die Geistlichkeit seiner Staaten und seiner Untertanen auf den Geist der Milde und Duldung führt."

Streng unterscheidet der Prinz zwischen Eroberung aus reiner Ehrsucht und zwischen Eroberung aus Notwendigkeit. Er will nur einen gerechten Krieg führen und hält den Fürsten für unschuldig an vergossenem Blut, der einen Angriff abwehrt, der einen Rechtsanspruch mit den Waffen geltend macht und der einer drohenden Gefahr entgegentritt, so lange es dazu noch Zeit ist. „Denn, es ist ein gewisser Grundsatz, daß es besser ist, zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen."

Ein dem Prinzen Nahestehender, der sächsische Herr von Suhm, der sich einen Freund Friedrichs nennen durfte, hat über den Prinzen also geurteilt:

„Ich glaube, daß seine größte Leidenschaft Ruhm und Reputation sind und daß er seine Reputation darein setzen wird, immer streng gemäß dem Gebot der Vernunft zu handeln, alle Vorurteile sorgsam von sich fern zu halten und womöglich nie über sich Gewalt gewinnen zu lassen. Er ist unerschütterlich in seinen nach reiflicher Ueberlegung gefaßten Entschlüssen, und er hat bei den traurigen Gelegenheiten, in denen er sich nie auch nur einen Augenblick verleugnet hat, Beweise seiner Standhaftigkeit und seiner Seelenstärke abgelegt."

Schon war das Auge des Kronprinzen auf den Zeitpunkt gerichtet, wo der letzte Habsburger männliche Sproß, Kaiser Karl VI. die Augen schließen würde. „Wenn der Kaiser heute oder morgen stirbt, welche Umwälzung wird man nicht in der Welt erleben! Jeder würde von seiner Nachlassenschaft mitgenießen wollen, und man würde eben-

soviel Parteien wie Souveräne entstehen sehen." Die österreichische Politik hatte den ehrlichen Sinn seines Vaters mißbraucht, hatte ihm selbst die Jugend vergällt. Was war ihm dieses Oesterreich! Und dann: es waren Ansprüche da, brandenburgische auf schlesische Lande, durch Erbrecht verbrieft. Es waren Ansprüche da auf Jülich und Berg. Es war wie eine Ahnung seiner Berufung, wenn Friedrich in jenen Tagen schrieb: „Es scheint, daß der Himmel den König bestimmt hat, alle Vorkehrungen zu treffen, welche Weisheit und Vorsicht vor dem Eintritt in einen Krieg erheischen. Wer weiß, ob für die ruhmvolle Anwendung dieser Vorbereitungen die Vorsehung nicht mich vorbehält."

Das Verhältnis Friedrichs zu seinem Vater hatte sich immer günstiger gestaltet. Seitdem die Stimmung zwischen Wien und Berlin kalt geworden war, hatte Grumbkow an Geltung beim König wesentlich verloren. Schon sprach man von Ungnade, aber diese trat nicht ein. „Es scheint, als ob sie sich beiderseits nicht trauen und auch nicht voneinander können" sagte Friedrich. Für den Kronprinzen mußte es eine Erleichterung sein, als sein alter Widersacher die Augen schloß. (März 1739). „Seit Grumbkows Tode," heißt es in einem Briefe an Wilhelmine, „ist alles in Berlin verändert. Sein Hingang hat den öffentlichen und den Familienfrieden bei uns hergestellt. Dem Himmel sei Dank, ich stehe jetzt mit dem König so gut, wie irgend möglich." In diesem Sommer von 1739 reisten Vater und Sohn gemeinsam nach Ostpreußen. Es war, als ob alle Schatten zwischen ihnen gewichen seien. „Ich kann den König garnicht genug rühmen, er ist so gegen mich, wie ich es mir immer gewünscht habe." Der König mochte wohl fühlen, daß seine Tage gezählt seien,

und das dunkle Gefühl haben, daß manches gegen Friedrich gutzumachen sei. Er schenkte mit offener Hand seinem Prinzen das königliche Landgestüt zu Trakehnen, welches für das kärgliche Budget des prinzlichen Haushaltes eine gute Aufbesserung bedeutete, denn es trug eine jährliche Revenue von 12 000 Talern, und es wurde mit jener großzügigen Gebärde geschenkt, die Friedrich Wilhelm wohl haben konnte: „Ich schenke Dir's, Fritzchen." „Im Grunde," sagt ein Zeitgenosse, „war Friedrich Wilhelm nicht geizig, er machte freigebige Geschenke und dachte nicht wieder daran."

Friedrich tat tiefe Blicke hinein in die ungeheure, seit drei Jahrzehnten nimmermüde Arbeit seines Vaters. Er konnte nicht anders, als ihm ehrfurchtsvolle Bewunderung zollen. Und hier taucht in Friedrich jener große Zug von Wahrhaftigkeit auf, der allen Groll vergangener Tage beiseite stieß und ohne Rest anerkannte, was sein Vater geleistet. Der berühmte Name Voltaires mochte dienen, dem König auch da in der Welt Anerkennung zu schaffen, wo man bisher nur achselzuckend dem Treiben des gekrönten Herrn Bruders zugesehen hatte. Hier ist der Brief Friedrichs aus Insterburg an Voltaire.

„Mein lieber Freund, wir sind endlich nach dreiwöchentlicher Reise hier angelangt, in einem Lande, welches ich als das non plus ultra der zivilisierten Welt betrachte. Es ist eine in Europa wenig bekannte Provinz, die aber verdienen würde, es mehr zu sein, weil sie als eine Schöpfung des Königs, meines Vaters, angesehen werden kann.

Das preußische Litauen ist ein Herzogtum von gut 30 deutschen Meilen Länge und 20 Meilen Breite, wenn es auch nach der samojedischen Seite hin enger wird. Diese Provinz wurde am Anfange dieses Jahrhunderts durch die Pest

verheert, und mehr als 300 000 Bewohner gingen durch Krankheit und Elend zugrunde. Der Hof, der von den Unglücksfällen des Landes wenig unterrichtet war, versäumte es, der reichen, von Bewohnern erfüllten, in jeder Art von Produktion fruchtbaren Provinz beizustehen. Die Krankheit raffte die Bevölkerung hin, die Felder blieben unbebaut und bedeckten sich mit Gestrüpp. Die Tiere waren nicht von dem allgemeinen Mißgeschick ausgenommen. Mit einem Worte: die blühendste unserer Provinzen wurde in die traurigste Einöde verwandelt.

In dieser Lage der Dinge starb Friedrich I. und wurde mit jener falschen Größe bestattet, die er nur in eitlem Prunke und in der prachtliebenden Entfaltung nichtiger Förmlichkeiten hatte bestehen lassen. Mein Vater, der ihm folgte, war von dem allgemeinen Elend tief ergriffen. Er kam hierher und sah selbst diese verwüstete Gegend mit allen den schrecklichen Spuren, welche eine ansteckende Krankheit und der schmutzige Geiz der Minister hinterlassen. Zwölf oder fünfzehn entvölkerte Städte und 400 oder 500 unbewohnte und unbebaute Dörfer waren der traurige Anblick, der sich seinen Augen darbot. Weit entfernt, sich von diesen traurigen Dingen entmutigen zu lassen, fühlte er sich vom tiefsten Mitleid durchdrungen und beschloß, die Bevölkerung, die Wohlhabenheit und den Handel in diesem Lande, welches fast die Gestalt eines Landes verloren hatte, wiederherzustellen. Seit dieser Zeit hat der König keine Ausgabe gescheut, um seine heilsamen Absichten zu verwirklichen. Er erließ zuerst weise Anordnungen; er baute alles wieder auf, was die Pest verwüstet hatte, er ließ Tausende von Familien aus allen Teilen Europas kommen. Die Ländereien wurden urbar gemacht,

das Land bevölkerte sich wieder, der Handel blühte von neuem auf, und gegenwärtig herrscht mehr als je Wohlstand in dieser fruchtbaren Gegend. Mehr als eine halbe Million Bewohner leben in Litauen, es gibt mehr Städte, mehr Herden, mehr Reichtum und mehr Fruchtbarkeit, als es früher gab und als es in irgend einer anderen Gegend Deutschlands gibt. Und alles dies, was ich geschildert habe, verdankt man nur dem Könige, der es nicht allein angeordnet, sondern auch selbst die Ausführung geleitet hat, der die Pläne entworfen und sie allein ausgeführt hat, der weder Sorgen noch Mühen, noch gewaltige Ausgaben, weder Versprechungen noch Belohnungen gescheut und gespart hat, um einer halben Million denkender Wesen ihr Glück und ihre Existenz zu sichern, die sie nur ihm verdanken. Ich habe in der offenherzigen und fleißigen Art, deren sich der König bedient hat, um diese Einöde bewohnt, fruchtbar und glücklich zu machen, etwas so Heroisches gefunden, daß es mir schien, als müßten Sie, wenn Sie die näheren Umstände dieser Wiederherstellungsart erführen, von denselben Empfindungen erfüllt sein."

In Danzig hatte sich plötzlich des Königs Befinden verschlechtert. Seine Umgebung merkte sichtlich an der Stimmung des Monarchen den nahenden Zusammenbruch. Es war für den Prinzen schon das beste, wenn er in Rheinsberg blieb. „Der Aufenthalt in Berlin," sagt Ranke, „ward ihm noch immer nicht leicht. Wie manches Mal, wenn er einen wolkenlosen Himmel zu finden sich schmeichelte, ward er von öffentlichen Zeichen der väterlichen Ungnade betroffen. Er sagt, er habe der boshaften Nachrede gegenüber, die ihn dann verfolgte, nicht allein sein Selbstgefühl, sondern auch seine Wahrheitsliebe bezwingen müssen, um zu schweigen." Als

Anfang 1740 der König im Rollstuhl sitzend das Tabakskollegium aufgesucht hatte, kam plötzlich der Kronprinz in die Gesellschaft hinein, um seinen Vater zu begrüßen. Entgegen den Regeln der Gesellschaft, die keinen persönlichen Zwang auferlegten, selbst gegen den König nicht, erhoben sich sämtliche Anwesende ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen. Zornig ließ Friedrich Wilhelm seinen Rollstuhl aus dem Zimmer schieben und sandte den kurzen Befehl: die Gesellschaft sollte auseinandergehen, weil sie der aufgehenden Sonne gehuldigt habe. Solche Auftritte, verstärkt durch Zuträgereien, vor denen Friedrich nicht sicher war, haben noch manches Grollen und Wetterleuchten heraufgeführt. Aber längst hatte Friedrich Wilhelm erkannt, daß in diesem Sohne Friedrich etwas Ungeahntes steckte. Andererseits hatte der Prinz in seiner bedrängten Jugend gelernt: es war in dieser Welt unmöglich, mit dem Kopfe durch die Wand zu rennen, es war unmöglich, sich gegen alle Autorität, nur gestützt auf jugendlichen Elan, durchzusetzen. „Aber," hat Friedrich später gesagt, „alles, was die Erziehung leisten kann, ist eine Herabminderung der Gewaltsamkeit der Leidenschaften: den Charakter zu ändern, das vermag keine Macht der Welt." So verschieden sonst Vater und Sohn waren, so verschieden, daß ein beobachtender Zeitgenosse gesagt hat: „Ich glaube nicht, daß es noch einmal ein solches Paar in der Welt gibt, wie diesen Vater und diesen Sohn," — so glichen sie sich doch in jenen Augenblicken, wo das jähe, cholerische Temperament emporlohte, so sehr, daß ein anderer, der Kammerdirektor Hille, meinte: „Es ist überraschend, wie der Prinz in gewissen Augenblicken unserem Jupiter mit dem Donnerkeil gleicht."

Mit dem „Jupiter“ ging es schnell abwärts. Ende April 1740 beschloß Friedrich Wilhelm nach Potsdam überzusiedeln, um dort zu sterben. „Lebe wohl, Berlin, in Potsdam will ich sterben.“ Natürlich wehrte sich ein solcher Kraftmensch buchstäblich bis zum letzten Augenblicke gegen den Tod. Das Bett meidet er, so lange es nur angeht, zieht den Rollstuhl und das aufrechte Sitzen vor, schon wegen der Atemnot, die sich immer bedenklicher einstellt. Mit peinlicher Sorge versieht er seine Königsgeschäfte, seine alten Generale und Zechgenossen aus dem Tabaksparlament sitzen um ihn herum. Der König mag nicht allein sein, nicht allein in diesem furchtbaren Zweikampf mit einem Stärkeren, es müssen bekannte Gesichter um ihn sein. Freilich andere gibt es, die er nicht sehen will, mit denen er einmal irgend etwas gehabt hat, deren Physiognomie ihm widerwärtig ist, „bei deren Anblick jeder Schmerz schmerzhafter wird.“ Ueber sein Bett ist quer ein Tisch gestellt mit Werkzeug, Leimtiegel, so daß er kleine Tischlerarbeiten verrichten kann. Oft in der Nacht (denn die Nächte sind besonders schwer und ruhelos) schallt das Hämmern hinunter auf den Schloßplatz. In Potsdam, während draußen der Mai sproßt und grünt, geht es in derselben Weise seinen Gang. Mühsam nur bezwingt der größte Bezwinger die Außenwerke. Der König läßt den Hofprediger Roloff kommen; er wünscht in Frieden mit seinem Gott dahinzufahren, möchte wissen, wie seine Aussichten in jener Welt stehen. Roloff ist ein ehrlicher Mann; er hat ein und das andere Bedenken; zwar muß er zugeben, daß der König „niemals fremdes Gut genommen, noch ihm danach gelüstet, daß er seinem Ehegelöbnis treu geblieben ist, trotz schrecklicher Beispiele allenthalben, daß er an die Bibel

geglaubt, Prediger geehrt, die Kirche fleißig besucht und befolgt hat, was er als Gottes Befehl erkannt hat". Aber Roloff wünscht über diesen und jenen Fall in diesem Königsleben dennoch einige Reue, wünscht auch, daß Seine Majestät allen Feinden vergibt, denn wie könnte Seine Majestät sonst selbst Vergebung erwarten? Friedrich Wilhelm versteht sich auch dazu; schwer fällt das Vergeben allerdings dem Schwager Georg von England gegenüber. Wohlan, auch das möge seine Königin dem Bruder schreiben — wenn er tot ist. Und dabei bleibt es, denn es ist sicherer so. — „Ein nicht zu spaltender, knorriger, mächtiger Block von Männlichkeit und Einfalt und Aufrichtigkeit, wie man ihn selten unter den neueren Söhnen Adams, unter den gekrönten Söhnen beinahe niemals zu sehen bekommt," sagt Carlyle. Als Roloff ging, seufzte Friedrich Wilhelm: „Er schont meiner nicht, aber Er tut seine Pflicht als ein guter Christ und ein ehrlicher Mann."

Vertraute lassen eine Stafette reiten und rufen den Kronprinzen herbei. Der Prinz findet seinen Vater besser, als er gedacht. Friedrich Wilhelm sitzt in seinem Rollstuhl im Sonnenschein auf dem Schloßhof und besichtigt die Bauarbeit an seinem Marstalle. Als er den Prinzen kommen sah, öffnete er beide Arme, und inmitten einer großen Menschenmenge grüßten sich Vater und Sohn. Und am selben Nachmittage wurde der Kabinettsminister von Podewils zum Könige gerufen. Trotz seiner schweren Atmung sprach der König in Gegenwart seines Ministers über anderthalb Stunden mit seinem Sohn. Es war das politische Vermächtnis Friedrich Wilhelms an seinen Thronerben. Noch einmal ging der König die Politik der letzten drei Jahrzehnte durch;

er warnte, jemals leichthin einen Krieg anzufangen, weil niemand allemal Meister sei, ihn glücklich zu endigen; nur nach reiflicher Ueberlegung und mit Gottes Beistand, dann aber alles daran gesetzt, ihn durchzuführen. Uebrigens war Friedrich Wilhelm über die Zukunft ruhig: Der Prinz hatte ihm versprochen, die Armee beizubehalten und die Finanzen so in Ordnung zu halten wie sein Vater. „Ich weiß, daß Er die Truppen liebt und brav ist, Er hat Verstand, alles wird gut gehen.“ Als nach jener Unterredung zwischen Vater und Sohn die Generale und Offiziere in das Zimmer traten, rief der König: „Aber tut Gott mir nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben hat!“ Der Kronprinz sprang von seinem Stuhl auf, ergriff des Königs Hand und küßte sie weinend. Da umschlang ihn Friedrich Wilhelm und klammerte sich am Hals des Sohnes fest und schluchzte: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe.“

Bis ins kleinste hinein hatte der König verfügt, wie man es „mit seinem Leibe halten solle,“ wenn er tot sei. Sein Sarg stand längst fertig, ein starker eichener Sarg, ohne viel Zierat, schlichte Tischlerarbeit. Der König läßt ihn vor sich bringen und besieht ihn. „In diesem Bette will ich recht ruhig schlafen.“ Friedrich Wilhelm will in voller Uniform in sein Eichenbett. Genau bestimmt ist, wer an den ledernen Riemen den Sarg tragen soll, das Bataillon, das folgen soll, „das Gewehr umgekehrt unter dem linken Arm“; die Pfeifen sollen die Melodie spielen: „O Haupt voll Blut und Wunden,“ ein Lied, dessen Text und Melodie dem König besonders gefiel. Die Potsdamer Grenadiere sollen dreimal feuern, aber die Salve soll klappen, „soll nicht plackeren“, das heißt

nachknattern, was Friedrich Wilhelm von jeher höchst verhaßt war und was er jedenfalls in seinem Eichensarge nicht mehr hören wollte. Im Uebrigen „sollen keine façons mit mir gemacht oder vorgenommen werden."

Der Dienstag, der 31. Mai brachte das Ende. In der Nacht um ein Uhr wurde Pastor Cochius zum König gerufen. „Ich habe mein Gedächtnis verloren," klagte Friedrich Wilhelm, „ich habe alle meine Gebete vergessen." Cochius beruhigte Seine Majestät, es gäbe auch Gebete in Gedanken, ohne Worte. Es litt Friedrich Wilhelm nicht im Bett. Kaum glomm die Sonne, als er schon unterwegs war in seinem Rollstuhl in das Zimmer der Königin, in das Zimmer des jüngsten Sohnes, des kleinen zehnjährigen Ferdinand, der die Masern hatte. Dieser kleine Ferdinand wurde hernach ein tüchtiger General seines großen Bruders; sein Sohn war jener Louis Ferdinand von Preußen, der anno 1806 bei Saalfeld fiel. Der König ließ seine Getreuen zusammenrufen; er hielt nun mit seinem Rollwagen im Vorzimmer, von wo aus man den Marstall übersehen konnte. Einige Pferde wurden herausgeführt. Der Dessauer und Generaladjutant von Hacke sollten sich jeder noch ein Pferd aussuchen. Der alte, harte Fürst kämpft mit den Tränen, zeigt auf das erste beste Pferd, aber Friedrich Wilhelm schüttelt den Kopf: „Durchlaucht sucht sich ja das schlechteste aus, nehmen Eure Durchlaucht jenes, das ist gut, das kenne ich." — Noch in letzter Stunde bemüht, daß alles ordentlich zugehe, will der König eine Thronentsagung abfassen und diktiert mit matter Stimme dem Adjutanten von Bredow seinen Willen ins Ohr, der Wort für Wort die königliche Rede wiederholen muß. Friedrich Wilhelm entsagt dem

Thron, „als wenn er selbst schon zehn Jahre todesverblichen, und der Kronprinz seit der ganzen Zeit im völligen Besitze der Regierung gewesen wäre.“ Minister Podewils soll die Urkunde ausfertigen. Draußen zieht die Wachtparade auf mit Kling und Klang. Noch einmal sieht Friedrich Wilhelm die geliebten blauen Jungens, die Riesen seiner Grenadiergarde, dann wird er ohnmächtig ins Bett gebracht. Der Todeskampf beginnt. Aber es sind Augenblicke von aufflackernder Kraft da. Chirurg Pitsch steht am Bett. „Fühl' Er meinen Puls, Pitsch, sage Er, wie lange ich noch lebe.“ Pitsch entgegnete, daß es lange nicht mehr dauern könne. Aber der König ist gründlich: „Woraus schließt Er das, Pitsch?“ Pitsch muß seine Ansicht begründen, so gut er kann. Friedrich Wilhelm fordert einen Spiegel. Diese ungeheuere Kraft will ihren eignen Tod vor Augen sehen, will sich auch bei dem wichtigen Geschäft des Sterbens nur auf sich selbst verlassen. Um drei Uhr nachmittags ging die letzte Ohnmacht in den ewigen Schlaf über. „Er starb,“ sagt Friedrich, „mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine bewundernswerte Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, als Staatsmann seine Geschäfte ordnend, die Fortschritte seiner Krankheit verfolgend wie ein Arzt und über den Tod triumphierend wie ein Held.“

Der König ist tot, es lebe der König! Der den Rocher de bronce der preußischen Königsmacht stabuliert hat, liegt da, stumm und tot; kein Wort, kein armer Buchstabe mag je mehr im blechernen Kommandoton den blassen Lippen entfliehen; kein zorniges, drohendes Leuchten mag je aus den gebrochenen Augen unter den Lidern mehr hervorzucken.

Der Preußen war, ist tot. Ein anderer ist Preußen, und ein anderer weiß, daß er Preußen ist, weiß es auch in dieser zerbrochenen Stunde. Von dem ersten herben Schmerz überwältigt, ist Friedrich auf sein Zimmer geeilt. Aber schon pocht die Pflicht an: der alte Dessauer läßt sich melden, kann nicht zurückgewiesen werden, weil er abreisen muß nach Dessau. So tritt denn der rauhe Degen, bisher das Schwert der preußischen Monarchie, zu Friedrich in das Zimmer. Der Alte ist in Tränen aufgelöst, wäscht förmlich das alte Pulvergesicht mit Tränen, wirft sich dem neuen Herrn zu Füßen, umfaßt die Knie, zu ergriffen, um ein Wort zu stammeln. Dann findet er die Sprache, findet Worte für sei[ne] Trauer, findet Worte für seinen alleruntertänigsten Glückwunsch und findet noch mehr Worte. „Ich hoffe," sagt Leopold von Dessau, „daß Eure Königliche Majestät mich und meine Söhne in allen Aemtern und Würden, die wir besitzen, belassen werden, und daß Eure Majestät uns auch die persönliche Autorität im vollen Umfang belassen werden, wie wir sie unter dem verstorbenen König besaßen." Hinter der Stirn des jungen Monarchen arbeitet es. In den hellen, blauen Königsaugen ist keine Träne mehr. Das Gefühl ist zurückgedrängt, das Amt steht gebieterisch da und fordert seinen Mann. Und dann kommt es knapp in der wohllautenden, schmiegsamen, hellen Stimme von den königlichen Lippen: „Ich werde versuchen, Eure Durchlaucht in allem, was Ihnen Freude macht, zu Willen zu sein, so weit ich es kann; ich werde weder an Ihre eigenen Aemter, noch an die Ihrer Prinzen rühren. Was aber die Autorität angeht, welche Sie besessen zu haben glauben, so ist mir davon nichts bekannt; ich weiß als König von keiner

Autorität als der, die dem König selbst innewohnt." Das wetterharte, schnurrbärtige Antlitz des alten Dessauer wird sehr lang. Sehr gemessen werden die ehrerbietigen Verbeugungen, unter welchen der Sieger von Turin sich entfernt. Und es müssen Bedenken aller Art sein, die der alte Feldherr mit in seinen Reisewagen nimmt.

Am Spätabend des Todestages traf Friedrich in Berlin ein, umjubelt von einer Volksmenge, welche da hoffen mochte, unter der Herrschaft des neuen Königs einem neuen Zeitalter entgegenzugehen. — Der nächste Morgen brachte dem König eine tiefe Erschütterung. Unter seinem Fenster schwur das Regiment Glasenapp den Treueid. Friedrich erwachte und sprang erregt aus seinem Bett und stürmte in wilder Gemütsbewegung im Vorzimmer auf und ab. So traf ihn der Oberhofmarschall Pöllnitz, beinahe außer sich, aufgelöst in Tränen. Das Hoch, das ihm gebracht sei, sagte Friedrich, riefe ihm den Verlust ins Gedächtnis, den er erlitten. Worauf Pöllnitz: „Eure Majestät wollen bedenken, daß der hochselige König von unsäglichen Leiden befreit ist." „Das ist wahr," rief Friedrich schmerzbewegt, „er litt, aber er lebte!" Die Last des königlichen Hermelins, die sich auf seine Schultern herabgesenkt hatte, mochte den jungen König in diesem Augenblick schwer drücken, aber seine Willenskraft siegte augenblicks. Als in der nächsten Minute die in Berlin kommandierenden Generale eintraten, stand vor den im Dienst ergrauten Herren kein schmerzbewegter Mensch mehr, sondern ein König. „Wir haben, Messieurs, unsern gemeinschaftlichen Herrn und König verloren, wir müssen suchen, uns darüber zu trösten. Ich hoffe, Sie werden mir beistehen, die schöne Armee zu erhalten, welche Sie meinem Vater ha-

ben bilden helfen. Gegen einige von Ihnen liegen Klagen über Härte, Habsucht und Uebermut vor. Stellen Sie dieselben ab! Ein guter Soldat muß ebenso wohl menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und brav." Am nächsten Tage schwuren im Charlottenburger Schloß die Minister. Der König: „Ich denke, daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Ganzen wäre. Sollten sich beide nicht miteinander vertragen, so soll der Vorteil des Landes den Vorzug haben."

Es war kein Zweifel mehr, daß von diesem jungen Könige ein starker Zug der Herrschgewalt ausging, ein tiefer Ernst der Auffassung seines hohen Berufs ihn beseelte. Bitterlich täuschten sich die, welche erwartet hatten, daß nun ein Zeitalter der schönen Künste beginnen würde, daß ein Hof, an welchem Musen und Grazien herrschten, den knappen Soldatenhaushalt Friedrich Wilhelms ablösen würde. Aber nichts von alledem. Voltaires begeisterte Verse an den gekrönten Freund, in welchen er ihm riet, seinen Völkern den Prometheusfunken der Kunst und Wissenschaft zu leihen, prallten ab. Wohl waren es Verse, in denen Friedrich antwortete, aber sie lauteten:

„In Zukunft ist mein Volk, das warm ich liebe,
Der einz'ge Gott, dem meine Arbeit gilt.
Lebt wohl ihr Verse und ihr Melodien,
Leb' wohl, Genuß, selbst Voltaire lebe wohl!
Die höchste Göttin ist die Pflicht fortan."

Des Königs freier Geist offenbarte sich schon in den ersten Regierungshandlungen. Am dritten Tage der Regie-

rung schuf ein Federstrich die Tortur, die Folter aus der Welt, mit Vorbehalt zwar einiger scharf umschriebener Fälle, in welchen sie indes auch nie mehr angewendet worden ist. Und im ersten Monat gingen jene berühmten Randbemerkungen Friedrichs hinaus, welche Duldung für jede Religion verhießen, sei sie immer welchen Ursprungs. „Alle Religionen sind gleich und gut, wenn nur die Leute, so sie ausüben, ehrliche Leute sind." Und das andere erhebende Wort: „Die Religionen müssen alle toleriert werden, und muß der Fiskal mehr das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch tue, denn hier m u ß jeder nach seiner Fasson selig werden." Hier zeigt sich ein Geist, der weit über den Dingen und der Zeit steht. Ihm waren alle Bekenntnisse gleichgeachtet, sobald nur die Bekenner ihre Pflicht als Staatsbürger taten. Man muß bedenken, daß diese königlichen Worte in eine Welt hinaustönten, in welcher es um die Unduldsamkeit der Religionsbekenntnisse gegeneinander noch arg stand. Der König ragte in seinen Anschauungen weit über das Jahrhundert hinaus. Er bewies sich als ein Bürger der Jahrhunderte, die kommen sollten. — Nicht nur hier. Auch die Zeitungen wollte Friedrich nicht geknebelt wissen, wenigstens im nichtpolitischen Teil sollten sie größere Freiheit haben. Hier fiel das Königswort: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht genieret werden." Die Akademie der Wissenschaften sollte umgestaltet werden. Der praktische Vater hatte für dies Institut immer nur einen gewissen Hohn gehabt. Sein Hofnarr Gundling, dies alte Weinfaß, war Präsident der Akademie gewesen. Friedrich aber strich mit eigener in den Rechnungen „die odiöse Ausgabe für die sämtlichen königlichen Narren." Durch ein Handbillet berief er den

französischen Forscher Maupertuis aus Paris. „Kommen Sie daher, kommen Sie und pfropfen Sie auf diesen wilden Holzapfelbaum das Reis der Wissenschaften, auf daß er Früchte trage, Sie haben der Menschheit die Gestalt der Erde gezeigt, zeigen Sie auch einem König, wie süß es sei, einen Mann wie Sie zu besitzen." Der als Freidenker verfolgte und aus seinem Halleschen Lehramt vertriebene Philosoph Wolff mußte aus Marburg zurückkommen. „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wert gehalten werden." Mit einer Reihe Gelehrter wurden Verhandlungen angeknüpft, um sie für Berlin zu gewinnen.

Zu seinen vornehmsten Pflichten rechnete Friedrich eine königliche Fürsorge für seine Mutter. Sophie Charlotte liebte höfischen Glanz, der ihr an der Seite ihres rauhen Gemahls nie zu Teil geworden war. Als die Königinwitwe ihren Sohn, wie es Gebrauch war, mit Majestät anreden wollte, bat Friedrich, ihn wie bisher als ihren Sohn anzureden, eine Bezeichnung, die ihm lieber sei als jede andere aus mütterlichem Munde. Er gab ihr die Mittel, den Hofstaat in Monbijou glänzender zu führen als bisher. Nie versäumte es Friedrich, wenn er in Berlin war, seine Mutter zu besuchen, nie aber auch gestattete er irgend eine Einmischung in seine Politik, denn bei aller Verehrung für die königliche Frau sah Friedrich wohl ein, daß die Mutter sich zu sehr in die Politik gemischt hatte in jener unseligen Heiratsgeschichte. Schon als Friedrich Wilhelm anno 1735 so schwer erkrankte und sein Tod bevorzustehen schien, hatte der Kronprinz zu seiner Schwester gesagt, „er werde als König die größte Rücksicht für seine Mutter nehmen und sie mit

Ehrenbezeugungen überhäufen, aber in die Geschäfte dürfte sie sich nicht mischen, und sollte sie es versuchen, so sollte sie sehen, mit wem sie es zu tun hätte."

Seiner Königin Elisabeth Christine richtete Friedrich einen für Berlin reichen Hofstaat ein. Vier Hofdamen, vier Hoffräulein, ein Oberhofmeister, eine Oberhofmeisterin, Kammerherren, zwölf Pagen und reichliches Hofgesinde. An ihrem Hof fehlte nur eins: der König. Man erwartete in Berlin zuerst die Einleitung einer Scheidung, sie erfolgte nicht. Wir wissen schon aus Friedrichs eignen Worten, daß die Haltung seiner Frau in ihrer schweren Lage so edel war, daß ihm eine Verstoßung als eine unerhörte Härte erschienen wäre, deren er nicht fähig war, aber nie vergaß er den Zwang, der ihn in diese Ehe getrieben hatte, und er mied mehr und mehr die Gemeinschaft des täglichen Lebens mit ihr. Beide Gatten gingen ihren einsamen Weg. Das war nun ihr Geschick.

Der König richtete seine Hofhaltung in Charlottenburg ein. Durchaus kein glänzender Hof. Vor allem, wie mancher der Rheinsberger Genossen erwartet haben mochte, keine Günstlingswirtschaft. Wohl ließ der König Duhan de Jandun aus seiner Einsamkeit aus Memel zurückkommen, aber nur, um ihn so nützlich zu verwenden, wie er sich verwenden ließ. Freund Jordan wurde nach reiflicher Ueberlegung etwas ganz anderes, wie er erwartet haben mochte, nämlich — Armeninspektor. Später kam Keith, der Vertraute und Deserteur von Wesel, aus Portugal zurück. Kein Wort von alten Dingen. Was fangen wir mit Keith an? Keith wird das, was er werden kann und durchaus nichts Höheres, nämlich Stallmeister. Cäsarion-Keyserlingk, der

sich wohl als erster Günstling fühlen mochte, brachte eine Menge Empfehlungen unterschlupfsbedürftiger Existenzen, war unerschöpflich mit seinen Empfehlungen. Sie fanden nur wenig Rücksicht. Eines Tages ging der König gerade gegen seinen Keyserlingk heraus: „Mon cher Keyserlingk, höre einmal, du bist ein braver Bursche; ich liebe, dich singen und scherzen zu hören, aber deine Ratschläge sind die eines Toren.“ — Einen Genossen für höhere geistige Anregung fand Friedrich in dem Venetianer Algarotti. Dieser hochgebildete Italiener, der sein umfassendes Wissen in einschmeichelnder Form mitzuteilen wußte, wurde Friedrich fast unentbehrlich, ja, er schien sich zu langweilen, wenn Algarotti nicht zur Stelle war. Der Italiener stand unabhängig da und brauchte nicht nach einem Posten zu schielen.

Im Uebrigen war weder ein Wechsel im System des königlichen Vaters, noch auch in den Aemtern. Der treffliche sparsame Finanzminister Boden blieb, die Generale und Flügeladjutanten blieben, selbst diejenigen, von denen man glaubte, daß sie zu Friedrichs Feinden zählten, wie Derschau und Hacke. Der König kannte weder Gunst noch Ungunst, nur Tüchtigkeit. Von seinen Generalen mochte dasselbe gelten, wie von seinen Ministern. Er wechselte nicht gern. „Habe ich ein Pferd, das stolpert, aber sonst gut ist, so behalte ich es lieber, als daß ich ein neues nehme, dessen Fehler ich nicht kenne: dasselbe muß von den Ministern gelten, nämlich, daß man mit ihnen so wenig wie möglich wechseln soll.“

Der neue König war noch mehr sein eigener Minister, als sein Vater es gewesen. Da sind drei Schreiber, die er vorfindet, mit Namen Eichel, Schumacher und Lautensack,

die im Laufe der Zeit geheime Kabinettsräte werden und sich ganz und gar in Friedrichs Arbeitsart hineinfinden, sodaß sie den kleinsten Wink, die knappste Bleistiftnotiz verstehen, übersetzen und ausführen können. Im Sommer um vier Uhr früh, im Winter um fünf Uhr mußten sie mit ihren Mappen antreten, oder wenigstens zur Hand sein; und dann gab es ein Tagespensum für sie, das nicht eben klein war. Waren Kabinettsräte und Minister abgefertigt, so pflegte der König mit seinem Generaladjutanten nach Berlin zu militärischen Besichtigungen zu reiten. Bei Tafel ging es sehr lebhaft her. Der König war zufrieden, wenn der Witz spielte, mochten die Antworten keck sein, wenn sie nur treffend waren. Am Abend war dann ein kleines Konzert, in welchem Friedrich die Flöte blies, und zwar, wie ein sächsischer Virtuos gesagt hat: „besser, als es einem König zukomme." Das Leben war einfach. Nur das eine bedauerte der König, wie er an Voltaire schreibt: „Die Kürze des Tages, da er mir vierundzwanzig Stunden zu wenig zu haben scheint. Ich arbeite mit beiden Händen, mit der einen für die Armee, mit der anderen für das Volk und die schönen Künste."

Die hatten sich geirrt, die da glaubten, daß es unter diesem neuen König mit dem Soldatenstaat zu Ende sei. Zu Ende war es nur mit dem Steckenpferd des Vaters, mit dem Potsdamer Riesenregiment. Die Kosten desselben wurden auf über 200 000 Taler berechnet, die Friedrich mit dem Nutzen des Regiments der „langen Kerle" nicht in Einklang zu stehen schienen. Die kräftigsten und schönsten, nicht die längsten, steckte er in das Regiment, das er als Kronprinz geführt hatte, und bildete daraus die berühmten

drei Bataillone der Garde zu Fuß. Der Rest kam nach Magdeburg in die Sternschanze, lauter Ausländer, Italiener, Slavonier, Ungarn, Kroaten, die so absterben sollten, wie sie da waren, und „so einer wegläuft, soll ihm nicht nachgeschickt werden, sondern laufen lassen." Was hier an Geld gespart wurde, legte der König als Fonds für sechzehn neue Bataillone an, vermehrte so die Armee um 10 000 Mann und hatte nun über 90 000 Mann unter den Waffen. Dazu, dank der Sorge seines Vaters, zehn Millionen preußische Taler im Staatsschatz. Es war eine gewaltige Rüstung für einen Staat von knapp zwei ein viertel Millionen Einwohnern. Oesterreich hatte damals eine sechsmal so starke Einwohnerzahl, Frankreich war fast zehnmal so stark bevölkert. Und während Oesterreich-Ungarn und Frankreich dalagen als große, zusammenhängende Länderblöcke, war das kleine Preußen seiner Lage nach ein zerfetzter und in seinen Grenzen schwer zu verteidigender Staat. Mark Brandenburg und Pommern bildeten den Kern. Das östliche Preußen war von diesem Kern getrennt durch das polnische Küstenstück, das sich mit Danzig in die Ostsee hineinschob. Ostpreußen war nichts als eine große polnische Enklave. Dazu im Westen, südlich von Hannover, preußisch Minden, die Grafschaft Mark und Kleve, alles kleine, verzettelte Enklaven. Die preußischen Lande, wie sie da waren, schrien förmlich nach vernünftigen, haltbaren Grenzen. Viel empfindlicher noch wie sein Vater erkannte dies Friedrich. Es war nicht nötig, daß Voltaire ihn scherzhaft stachelnd, den „König der Grenzlinien" nannte.

Aber während Friedrich Wilhelm stets den Hahn gespannt auf der Wacht stand, war Friedrich gewillt, bei der

ersten Gelegenheit das Gewehr an die Wange zu reißen und loszudrücken. Vom ersten Tage der Regierung geht seine ganze Politik darauf hinaus, klare Händel zu schließen. Seine Gesandten waren angewiesen, „solide Grundlagen zu verlangen, — Realitäten." Und klug waren die Instruktionen, die dieser junge König gab. Der alte Oberst von Camas ging nach Versailles. „Die Vermehrung meiner Truppen", instruierte ihn der König, „welche sich während Ihres Aufenthalts in Versailles vollziehen wird, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meiner lebhaften und ungestümen Art zu sprechen; Sie können sagen, daß zu fürchten sei, daß diese Vermehrung ein Feuer hervorbringen könne, welches ganz Europa in Brand stecke, daß der Charakter junger Leute es mit sich bringe, unternehmend zu sein, und daß die heroischen Ideen in der Welt die Ruhe vieler Völker gestört hätten und noch störten." Aber selbst unter dem Gewicht solcher Andeutungen war es Camas zunächst unmöglich, vom Kardinal Fleury „Realitäten" zugesichert zu erhalten. Es bedurfte der Tat, um die Aufmerksamkeit Europas auf Friedrich zu lenken.

Inzwischen reist Friedrich in drei Reisewagen mit einigen Herren seines Hofstaats gen Königsberg zur Huldigung. Unterwegs mustert das scharfe königliche Auge die Truppen. In Liebstadt wird ein Grenadierkapitän, weil seine Kompagnie in Unordnung ist, auf der Stelle kassiert. Ein königlicher Blitzstrahl, den das Offizierkorps sich merken mag. In Angerburg begegnet der König dem Generalleutnant von Katte, dem Vater seines Katte. Der alte Herr, der seine Regimenter vortrefflich in Ordnung hat, wird Feldmarschall, eine Art Schmerzensgeld für jenen dunklen Tag

von Küstrin. Ein Oberst Posadowsky erhält den Orden „Pour le mérite" für den trefflichen Zustand seines Regiments. Am 20. Juli ist in Königsberg die Huldigung. Hofprediger Quandt schließt sich eng an den Text der Bibel an und ruft dem König zu: „Dein sind wir, o Friedrich! Nur mit Dir wollen wir es halten, Du Sohn Friedrich Wilhelms! Friede, Friede sei mit Dir, Friede sei mit Deinen Helfern, denn Dein Gott hilft Dir." Eine Rede, die Friedrich sein Lebtag nicht vergaß, so sehr gefiel sie ihm. Am 2. August war Huldigung in Berlin. Es wird bemerkt, daß „Seine Majestät gegen Herkommen und Etikette noch eine halbe Stunde nach der Zeremonie auf dem Balkon blieb, den festen, aufmerksamen Blick auf die unermeßliche Menge vor dem Schloß gerichtet, in tiefe Betrachtung verloren." Von unten drang der Jubel, drangen die Hochrufe des Volkes hinauf, und da oben stand eine einsame Majestät, die Brust bewegt von tausend Empfindungen und am Anfang einer unerhörten Laufbahn. Welch ein Weg von diesem Balkon des Berliner Schlosses bis in den Lehnstuhl auf der sonnigen Terrasse von Sanssouci durch 46 Jahre eines Königsdaseins!

Dann gings über Bayreuth und Straßburg — der König wollte französische Truppen sehen, wollte auch wohl romantische Erinnerungen pflegen, (man denke an die geplante Flucht nach Straßburg!) — in die Klevischen Lande hinunter bis Wesel. Schwester Wilhelmine ist von dem Wiedersehen mit ihrem königlichen Bruder nicht sonderlich entzückt. Friedrich war nach ihrer Meinung kühl, gemessen, seine Liebkosungen gezwungen. Schwester Wilhelmine ver-

gißt wohl, daß ein König den Kopf voll Staatssorgen hat, deren eine die andere jagt, keine Zeit zu Zärtlichkeiten.

In Frankfurt am Main macht der König im tiefsten „Inkognito" eine Schwenkung nach Straßburg. Die fehlenden Päſſe werden unterwegs angefertigt, mit dem Siegelring des Königs gesiegelt. Friedrich nennt sich Comte Dufour, sein Bruder Prinz August Wilhelm wird Graf von Schaffgotsch, auch das Gefolge nimmt falsche Namen an. In Straßburg kommandiert der alte Marschall Broglie; er war ein Herr von siebenzig Jahren, ungeschickt in seinem Benehmen. Das Inkognito Friedrichs wird durch einen preußischen Deserteur entdeckt.

Der Marschall redet den König, der doch nur als Graf Dufour gelten wollte, mit Majestät an, nachdem er ihn eine halbe Stunde im Vorzimmer hat warten lassen. Der alte, greise Herr ist sehr geschwätzig. Friedrich hält es für das beste, schleunigst abzureisen. Einer Parade französischer Truppen hat er beigewohnt, also gesehen, was er will.

Auf dieser Reise auf Schloß Moyland begegnet der König zum ersten Male Voltaire, der von Brüssel herüber gekommen ist. Leider hat Friedrich das Fieber, und Voltaire kommt an ein Krankenbett. Immerhin, die fieberfreien Stunden verbringt man über der Tafel und in der Gesellschaft des sprühenden Franzosen. Voltaire liest aus seinem Mahomet vor; und wenngleich einiges an dem Manne dem Könige schon heute nicht gefiel, dennoch ist Friedrich entzückt. „Sein Geist arbeitet unaufhörlich," schreibt er an Jordan, „jeder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem bon mot. Du wirst mich bei meiner Zurückkunft sehr geschwätzig finden, aber erinnere dich, daß ich zwei

Gegenstände gesehen haben, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und französische Truppen." Der Franzose aber war nicht weniger entzückt, wenigstens hielt er es für gut, so zu tun. Der Gelehrte Maupertuis, der in Wesel zum König gekommen war und mit nach Berlin reiste, erhielt von Voltaire folgende Zeilen: „Als wir beide von Kleve abreisten, Sie rechts und ich links, glaubte ich beim jüngsten Gericht zu sein, wo Gott die Auserwählten von den Verdammten sondert. Der göttliche Friedrich sagte zu Ihnen: setze Dich zu meiner Rechten ins Paradies von Berlin und zu mir: geh, o Verdammter, nach Holland!"

Während Voltaire auf Schloß Moyland seine geistreichen bon mots spielen ließ, fast jedes Wort ein Witz und damit den König zur Bewunderung hinriß, reckte sich ganz im Stillen die Klaue des preußischen Adlers gen Herstall aus, wie um die Kraft zu proben. Herstall, ein Flecken nahe Lüttich, altberühmt von jener Zeit, wo Karl der Große dort Hof hielt, war aus der Erbschaft des Hauses Oranien im Jahre 1732 an das Haus Brandenburg gefallen. Friedrich Wilhelm hatte Schöffen hineingesetzt und seine Oberhoheit über Herstall zu wahren gesucht, aber seit acht Jahren an dieser Herstaller Erbschaft nichts erlebt als Aerger und Verdruß. Der Fürst-Bischof von Lüttich, Georg Ludwig, ein Herr von über achtzig Jahren, ein jüngerer Sohn aus dem Hause Berghes, den man einst „in Brüssel in geringer Gestalt hatte einhergehen sehen," und den später die hohe Geburt in das Kirchenamt gerufen hatte, zeigte sich im höchsten Grade widerspenstig: die Oberhoheit über Herstall gebühre ihm und keinem andern; preußische Werbeoffiziere wurden festgesetzt, ein preußischer Gesandter nicht vorgelassen.

„Er werde seine Untertanen von Herstall vor den preußischen Uebergriffen zu schützen wissen.“ Darüber waren Jahre vergangen, selbst die Energie des Soldatenkönigs erlahmte an diesem Herstaller Handel mit dem zähen Priester. Aber Friedrich war gewillt, hier ein Ende zu machen. Wohl warnten die Minister ihren jungen Herrn vor dem Einspruch fremder Mächte, vor allem vor dem des Kaisers, warnten vor einem Krieg. „Wenn die Minister über Verhandlungen reden,“ entgegnete Friedrich, „sind sie geschickte Leute; wenn sie vom Kriege reden, ist es, als wenn ein Irokese von Astronomie spricht.“ Am 7. September erscheint ein preußischer Geheimrat in Lüttich mit der Frage, ob der Bischof auf der Oberhoheit über Herstall bestände und ob er die dortigen Rebellen noch fernerhin zu unterstützen gedenke. Die preußische Majestät erwarte Antwort innerhalb achtundvierzig Stunden. Solche Sprache gegenüber einem Reichsfürsten? denkt der Bischof. Die schlohweiße, violette Eminenz begehrt auf, kann in so kurzer Zeit nicht einmal die Räte zusammenrufen. „Gut,“ sagt der Gesandte, „so ist mein Geschäft zu Ende.“ Am 11. September überschreitet Generalmajor von Borcke mit 2000 Grenadieren und Dragonern die Grenze des bischöflichen Gebiets, — „2000 triftige Beweisgründe,“ wie Voltaire meint — besetzt Maaseyck und fordert 20 000 Taler Kontribution und täglich fünfzig Louisdor Verpflegungsgeld. Borcke mit seinen Pommern besorgt das aufgetragene Geschäft pünktlich und unbeugsam. Zwar schreit der Bischof zum Kaiser, zu den Franzosen, zu den Holländern, aber Friedrich bleibt unerschütterlich. Der Handel von Lüttich schließt damit ab, daß der Bischof die Herrschaft für

200 000 Taler kauft. Indes erregte dies tatkräftige Vorgehen des Königs ganz Westeuropa. „Das ist die Sprache Ludwig XIV.," hieß es. Aber König Friedrich sah weder rechts noch links, er hatte Ehre und Erbrecht in seiner Art gewahrt und war des zufrieden.

Größere Pläne in der Brust, kehrt Friedrich nach Berlin zurück. Bei Wesel werden Verschanzungen angelegt, „für Zwecke militärischer Revüen", wie es in den Zeitungen heißt. Aber hier denkt Friedrich eine Armee zu sammeln, um auf dem Posten zu sein, wenn die Erbschaft Jülich und Berg fällig wird. Hier will er das im großen Stile unternehmen, was er in Herstall „probeweise" in so kurzer Frist fertig brachte. Zunächst aber denkt er an einen ruhigen Winter in Rheinsberg, denkt an Arbeit, Musik und gute Gesellschaft. Sein Geschick wollte es anders.

Am 26. Oktober war in Berlin der Vertrag zwischen dem Bischof von Lüttich und der Krone Preußens unterzeichnet. Zwei Tage später aber klappt ein Reichstagsbeschluß von Regensburg und eine kaiserliche Ermahnungsschrift, ein sogenanntes Dehortatorium, nach. Der Brief des Kaisers war höchst unfreundlich, verlangte sofortige Zurückziehung der Truppen aus Lütticher Gebiet, Rückerstattung der Verpflegungsgelder, der Kontribution und Befolgung dieser kaiserlichen Mahnung innerhalb acht Wochen. Friedrich beantwortete den kaiserlichen Brief recht schroff, und sein Gesandter in Wien erhielt außerdem die mündliche Weisung: „Der König von Preußen werde sich zu geeigneter Zeit und Gelegenheit dieses wenig freundlichen Verhaltens des Wiener Hofs erinnern." — Zeit und Gelegenheit standen vor der Tür, klopften schon vernehmlich,

ja drohend an, als der Kurier mit Friedrichs Weisung für Wien sattelte.

Denn schon sprengte auch von Wien her ein Reitender heran, die lederne Tasche schwer von wichtiger Kunde. Bei Wien auf seinem Jagdschloß Favorite war Kaiser Karl VI. in der Nacht zum 20. Oktober plötzlich gestorben, kaum sechsundfünfzig Jahre alt. Etliche sagten, daß den Kaiser Kummer aufgefressen habe, andere, daß er zu viel Pilze gegessen. „Er hatte," schreibt der preußische Gesandte, „während seiner letzten Regierungsjahre allen Aerger schweigend verschluckt, ohne sich jemals laut zu beklagen, aber das hat ihm das Herz abgefressen." Das Sterben des Habsburgers hatte in mancher Linie etwas von dem des Brandenburgers. „Ihr seid dumme Käuze" (zu seinen Aerzten), „die ihr meine Krankheit nicht erkennt; wenn ich tot bin, so sollt ihr, ich befehle es, meinen Leichnam öffnen, um zu sehen, was mir gefehlt hat, — Ihr könnt dann kommen und es mir sagen." Nicht ohne rauhen Humor, wie man sieht. Wie der Brandenburger seinen Sarg zu sehen verlangte, so wollte dieser Habsburger noch den goldenen Becher sehen, in den sein Herz gelegt werden sollte. Er war ein guter Mann, der Habsburger, wie der Brandenburger es war, zwar nicht ein Gran jener gewaltigen Kraft, jenes Herrschergeistes, der in Friedrich Wilhelm lebte, aber doch viel guter Wille und als Erbe des zähen Geschlechts der Habsburger jener hohe, stolze Sinn, der ihnen allen innewohnte. Er hatte etwas Feierliches in seinem Wesen, selbst wenn er lachte, blieb er feierlich, die kaiserliche Herrschgewalt nach besten Gaben verkörpernd. Er baute viel, interessierte sich lebhaft für die Marine, für den Handel, liebte

die Musik, konnte ein Orchester dirigieren und komponierte sogar. Mit seiner Braunschweigerin aus dem Hause Bevern führte er eine musterhafte Ehe. Aber sein Kummer war es, daß keine männlichen Erben da waren, nur Töchter, Maria Theresia, die älteste, und: die Erbfolge des Hauses war männlich. Mit dem Tode des Kaisers drohte die Habsburgische Hausmacht, die von zäher Tatkraft in fünf Jahrhunderten zusammengeballt war, auseinanderzufallen. „Gott gebe uns einen Prinzen," seufzten die Würdenträger Oesterreichs, „sonst ist an nichts anderes zu denken, als daß die Erblande spolia gentium — ein Raub der Geschlechter werden." — Es war in dem Jahre der Pest von 1713, da dieser unheimliche Gast in Wien seine Opfer suchte, als der Kaiser sich entschloß, ein Hausgesetz zu verkündigen, kraft dessen die ihm angestammten Erbkönigreiche und Erblande nach seinem Tode sämtlich und ungeteilt an seine männlichen Nachkommen, wenn er aber deren nicht habe, an seine Töchter oder an seine Schwestern fallen sollten, allemal jedoch ungeteilt und nach dem Rechte der Erstgeburt. Dieses Hausgesetz tauchte dann in der Politik jenes Jahrhunderts auf als die sogenannte „pragmatische Sanktion", ein politisches Ungeheuer, das durch die Kabinette der einzelnen Staaten kroch und den Perrücken genug zu denken gab. Es wurde zur Lebensarbeit Kaiser Karls, dies Hausgesetz von allen Mächten garantieren zu lassen, denn er wurde der Furcht nicht ledig, der arme Kaiser, daß trotz aller Hausgesetze die mit männlicher Erbfolge gesegneten deutschen Fürstenhäuser ihre Ansprüche auf Habsburgische Erblande geltend machen würden. Da waren die bayrischen Wittelsbacher, den Habsburgern eng verschwägert, die auf die

Krone Böhmens Anspruch machten. Da war Kursachsen, ebenfalls ein Schwäher des Kaisers, der auf Teile Schlesiens spekulierte, vielleicht auf das ganze Schlesien, welches so notwendig war, um Sachsen und Polen zu verbinden. Da war endlich Brandenburg, das nur zu gut begründete Ansprüche auf einen Teil Schlesiens hatte, und das, um mit Voltaire zu sprechen „achtzigtausend Beweisgründe“ marschieren lassen konnte. Wie wacklig diese ganzen Verträge wegen der pragmatischen Sanktion eigentlich waren, zeigt die Aeußerung, die damals der Kardinal Fleury dem preußischen Oberst Camas gegenüber tat: „Er habe die Garantie nur unter Vorbehalt der Rechte Dritter gegeben,“ worauf Camas erstaunt entgegnete: „Dann sei ja die Garantie wertlos und nichtig.“ „Das ist doch bei solchen Gelegenheiten selbstverständlich,“ erwiderte Fleury sarkastisch. Vergebens hatte der große Savoyer Eugen unermüdlich geraten, statt langweilige diplomatische Verhandlungen zu führen, das Heer zu rüsten und zu verstärken und einen Kriegsschatz zu sammeln. Seine Stimme war verhallt, und er selbst hatte inzwischen seine klugen Augen geschlossen. Das Heer hatte durch die letzten Türkenkriege schwer gelitten und war durchaus nicht schlagfertig, und im Schatz waren ganze 100 000 Gulden, an deren Verwaltung — so sagt man — 40 000 hohe und niedere Beamte arbeiteten! Und somit mußte denn die junge Erzherzogin Maria Theresia, die in den Gassen Wiens am 30. Oktober durch Herolde als souveräne Erzherzogin von Oesterreich und Königin von Ungarn und Böhmen ausgerufen wurde, ihr Vertrauen auf das pragmatische Pergament setzen und im übrigen vom Himmel das Beste erwarten.

Eine stolze, junge Königin, auf welche mit der weiblichen Schönheit der Braunschweigischen Mutter auch die Welfisch-Habsburgische Erbschaft: der ganze Stolz, die Tatkraft und Zähigkeit dieser Geschlechter überkommen war. Zu diesen ererbten Vorzügen gesellte sich Tugend, gesellte sich eine Charaktergröße, eine weibliche Anmut und Würde, die der königlichen Frau alle Herzen gewinnen mußte. Sie hatte in der Ehe mit Franz von Lothringen (wir begegneten ihm bei Friedrichs Verlobung in Potsdam) ihr Lebensglück gefunden. Die Herzogin war 23 Jahre, als sie ihr Erbe antrat. Im Rate ihres Vaters fand sie unter den hochadeligen Herren keinen, der ihr Vertrauen eingeflößt hätte. Einer aus dem Bürgerstand, der Protokollführer der geheimen Staatskonferenz Johann Christoph Bartenstein, ein Professorensohn aus Straßburg, führte die junge Herrscherin in die Staatsgeschäfte ein, von denen sie bisher keine Ahnung hatte. Der bürgerliche Mann, von der Adelskaste stark angefeindet, hatte bei dem Thronwechsel der Fürstin seine Entlassung angeboten, voraussetzend, daß sie sonst ohne sein Zutun erfolgen würde. Aber die Fürstin antwortete kühl und klug: „Es ist jetzt nit Zeit, davonzugehen, bemühe Er sich, so viel Gutes zu tun als möglich, Böses zu tun werde ich Ihn schon verhindern." Die junge Erzherzogin hatte sonst keine Ursache, Bartenstein zu lieben. Der bei ihrem Vater so einflußreiche Mann war gegen die Heirat mit dem Lothringer gewesen, obgleich er wußte, daß es eine Herzenssache der Kaisertochter war. „Des Nachts sieht sie ihn im Traum, und des Tags unterhält sie ihre Hofdamen nur von ihm," hieß es damals in Wien, als der Lothringer die Kaisertochter fand. Um Frankreich der pragmatischen

Sanktion geneigt zu machen, gab man das alte Erbe des jungen Herzogs, Lothringen, heraus und verpflanzte sein Geschlecht nach Toskana. Wohl wehrte sich der Jüngling gegen diese Politik, aber rauh sagte Bartenstein: „Keine Abtretung, keine Erzherzogin!" Maria Theresia besiegte den Widerwillen gegen den anmaßenden Mann und hielt ihn, in klugem Herrschersinn Person und Staatswohl trennend. Und jetzt in dem aufflammenden Streit mit dem König Friedrich stand Bartenstein von vornherein allen preußischen Ansprüchen feindlich gegenüber. Aber er stand auf der Seite, die Maria Theresia, von ihrem Erbrecht fest überzeugt, für richtig hielt; und nie hat die fürstliche Frau dem Minister vergessen, was er ihr in jenen Tagen des Zweifels gewesen ist.

Am Nachmittag des 26. Oktober traf der Kurier mit der Botschaft von des Kaisers Tode in Rheinsberg ein. Der König lag just im heftigen Fieberanfall darnieder. Das Wechselfieber hatte ihn seit der Reise nicht verlassen. Er trank Pyrmonter Brunnen und nahm Chinarinde, das bekannte, damals aufkommende Fiebermittel. Man ließ diesen Anfall vorübergehen, bevor man dem König die Depesche brachte. Friedrich erblaßte, als er die Kunde las. Welche Wandlungen der Weltgeschichte standen bevor! Es ist der Augenblick der völligen Umwandlung des alten, politischen Systems: der Stein hat sich gelöst und kommt ins Rollen, eine Welt mit sich reißend.

„Ich werde meinem Fieber den Laufpaß geben, denn ich habe meine Maschine nötig." So der König selbigen Tages an Voltaire. Kabinettssekretär Eichel erhielt Befehl, den Generalleutnant von Schwerin und den Minister von

Podewils sofort nach Rheinsberg zu rufen, und beide Männer trafen am nächsten Tage ein. Das königliche Hirn hatte einen Plan geboren, der feststand und dessen Wege nur noch zu beraten waren. Drei Tage weilten Schwerin und Podewils in Rheinsberg. Die Beratungen waren so eingehend und ununterbrochen, daß der König von der Tafel fernblieb und mit seinen Räten zusammenspeiste. Das Ergebnis faßten Schwerin und Podewils in einer Denkschrift zusammen, die sie dem König vorlegten. Zwei Wege gab es nach Meinung seiner Räte, Schlesien an die Kurlinie Brandenburg zurückzubringen: einmal die friedliche Erwerbung durch Verhandlungen, vielleicht Geldopfer an den bedürftigen, österreichischen Schatz, unter Vermittlung Englands und Spaniens. Zweitens aber eine kriegerische Eroberung im Anschluß an Frankreich. Podewils glaubte ein Bündnis nicht entbehren zu können; überhaupt galt der Minister Friedrich als der „Zitterer von Natur, den das bloße Wort Krieg erschrecke." Und doch war der König entschlossen, auf eigne Hand zu handeln, ohne sich in dieser Frage mit irgend einer Macht zu verquicken. „Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen: wenn man im Vorteil ist, soll man ihn für sich geltend machen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen, mit allem. Mache ich mir den Vorteil nicht nutzbar, so halte ich ein Gut in Händen; das ich nicht zu gebrauchen verstehe. Benutze ich aber den Vorteil, so wird man von mir sagen, daß ich die Geschicklichkeit besitze, mich der Ueberlegenheit über meine Nachbarn zu bedienen."

Wie war die rechtliche Frage in dieser schlesischen Sache? Friedrich glaubte sich ganz und gar im Recht. In der Erbfrage wegen Jülich und Berg hatte das Haus Habsburg

seinen Vater trotz aller Dienste, die Friedrich Wilhelm geleistet, schmählich im Stich gelassen. Dank war er also in Wien nicht schuldig; er dachte auch nicht mehr an Jülich und Berg, seitdem diese schlesische Frage ihn ganz beherrschte. Seit Menschenaltern waren Ansprüche wegen Schlesien an das Erzhaus gestellt worden. Ein Markgraf von Brandenburg aus der Kurlinie war einst von den böhmischen Königen in aller Form mit dem Herzogtum Jägerndorf in Schlesien belehnt worden, war dann aber in das Unglück Friedrichs von der Pfalz, des Winterkönigs, verwickelt und verjagt worden. Indes konnte aus dem Unglück dieses Einzelnen nicht abgeleitet werden, daß nun die ganze Kurlinie von Brandenburg des Erbrechts auf Jägerndorf verlustig gehen sollte. Es war auch von Oesterreich wiederholt anerkannt, daß man dem Hause Brandenburg eine Entschädigung schuldig sei. Aber das Kurhaus wollte sich nicht mit Geld abfinden lassen. Es hatte Land und Leute eingebüßt, hatte an seiner Stellung in der Welt verloren, ein Ding, scheinbar nicht mit Geld gut zu machen. Die Falkenaugen des großen Kurfürsten hatten vor zwei Menschenaltern diesen schlesischen Handel scharf verfolgt. Er hatte einen Plan entworfen, für den Fall, daß der Mannesstamm des Hauses Habsburg ausstürbe, sich Schlesiens zu bemächtigen. Es spielten auch noch Erbverträge mit, die einst Kaiser Ferdinand I. nicht hatte bestätigen wollen, obgleich ihm nach Meinung Brandenburgs ein Bestätigungsrecht garnicht zustand. Im Uebrigen war jener Markgraf durch das Schwert vertrieben, nicht durch einen Rechtsspruch. Der alte Kanzler Ludewig in Halle hatte auf die Veranlassung des Ministers von Ilgen, des alten, treuen Beraters König Friedrich Wilhelms, all jene Doku-

mente und Belege für die preußischen Ansprüche auf Schlesien seit vierzig Jahren gesammelt. Friedrich war gewissenhaft genug, um sich in die alten Pergamente selbst zu vertiefen, und er ist überzeugt worden, daß die preußischen Erbansprüche auf Schlesien durchaus berechtigt waren. „Die pragmatische Sanktion könne hier nicht gelten," meinte er, „denn niemand könnte etwas erben, was dem Erblasser überhaupt nicht gehört habe. Selbst wenn die pragmatische Sanktion aber gültig sei, so sei Preußen durchaus nicht verpflichtet, diese Erbordnung anzuerkennen; nur unter der Bedingung, seine Ansprüche auf das Herzogtum Berg zu gewährleisten, habe der verstorbene König die pragmatische Sanktion seinerseits gewährleistet; der Vertrag aber sei vom Kaiser gebrochen, Preußen sei aller Verpflichtungen ledig." Im Uebrigen wollte der König nicht in eine langwierige Erörterung der Rechtsfrage eingehen und lehnte die Einwände des vorsichtigen Podewils mit der Bemerkung ab: „Die Rechtsfrage ist Sache der Minister, sie ist Ihre Sache, es ist Zeit, insgeheim daran zu arbeiten, denn die Befehle an die Truppen sind gegeben." Friedrich war entschlossen, von Schlesien zunächst Besitz zu ergreifen und dann zu verhandeln.

Während die Truppen der Monarchie mobil gemacht wurden, blieb Friedrich in Rheinsberg. Er war in einer gehobenen, zuversichtlichen Stimmung. „Wir arbeiten hier ernstlich, ich will die kühnste, unerwartetste, größte Unternehmung beginnen, welche je ein Fürst meines Hauses gewagt hat. Der Zustand meiner Truppen läßt einen glücklichen Erfolg hoffen. Mein Herz ist erfüllt von guten Vorahnungen." Die Diplomaten und Geschäftsträger steckten die Köpfe zusammen. Was sollte das werden! Der außer-

ordentliche Gesandte Marchese Botta, von Wien kommend, um die Thronbesteigung Maria Theresias anzuzeigen, sah auf seinen Wegen überall die Rüstungen. In seiner Audienz bei Friedrich machte er eine Anspielung auf die schlechten Wege in Schlesien, worauf der König lächelnd: „Das schlimmste, das einem passieren kann, wird sein, daß man beschmutzt am Ziele ankommt.“ Der englische Gesandte Sir Dickens mahnt den König an die Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion, worauf der König: „Gedenken S i e, die aufrecht zu halten? Ich hoffe nicht, meine Absicht ist das keineswegs.“ Der französische Gesandte Beauvau glaubte sogar, hier den ersten Akt eines Krieges gegen Frankreich zu sehen. Der ständige Botschafter dagegen, Valory, meinte, der König von Preußen werde mit dem gehen, der ihm die größten Vorteile biete. Voltaire war auch in Berlin eingetroffen, einer Einladung des Königs folgend. Er hatte aber geheimen Auftrag vom Kardinal Fleury, den König auszuhorchen. Aber aus Friedrich war durchaus nichts herauszubringen. „Sie haben recht,“ meinte Voltaire zu Valory, „er wirft sich in irgend ein Abenteuer, und wenn er dabei zu Fall kommt, so wird er wieder Philosoph werden.“

Voltaire war dem König sehr willkommen. Er verlebte einige schöne und für ihn sehr viel Gewinn bringende Tage zu Rheinsberg. „Voltaire ist angekommen,“ schreibt Friedrich an Algarotti, „funkelnd von neuen Schönheiten; es gibt nichts leichtfertigeres als unsere Beschäftigungen. Wir machen Verse, wir treiben Gedankenanatomie, wir tanzen, schmausen, verlieren unser Geld im Spiel und kitzeln unsre Ohren durch weiche Harmonien. So geht es in der Welt, und so lebt man in dem kleinen Winkel am Rennus-

berge." — Allerdings tat Friedrich bei diesem Besuch des Franzosen einen Blick in seinen eigentlichen Charakter. Voltaire machte eine große Rechnung für die Herausgabe des Antimachiavell, Reisekosten und anderes mehr. Das ganze Bestreben des Mannes ging dahin, sich ein Vermögen zusammenzuscharren. Friedrich an Jordan: „Dein Geizhals soll seine unersättliche Begierde, sich zu bereichern, bis auf die Hefe leeren, er soll die 3000 Taler erhalten. Er war sechs Tage bei mir, das macht täglich 500 Taler, das heißt: seinen Hofnarren teuer bezahlen; (c'est bien payer un fou) niemals hat ein Narr solchen Lohn erhalten."

Einer erhob die Stimme, der ein Recht hatte zu sprechen, oder wenigstens es zu haben glaubte, der Alte Dessauer. Es mochte dem alten Herrn schwer fallen, sich bei einer solchen Unternehmung ausgeschaltet zu sehen; er warnte und klagte. Aber der König entgegnete: „Ich hoffe, daß Sie sich beruhigen werden und mit Geduld erwarten, zu was ich Sie bestimme." Als der Alte dann dringend um ein Kommando bat, entgegnete Friedrich: „Ich ehre wohl Ihre Verdienste und Fähigkeiten, behalte mir aber die jetzige Unternehmung für mich allein vor, auf daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen ziehe mit seinem Hofmeister ins Feld." Dennoch erschien der alte Haudegen am Abend des 11. Dezember in Berlin und erzählte jedem, der es hören wollte, daß die Sache nicht gut ablaufen würde. „Er würde mich selbst eingeschüchtert haben," sagte der König später, „wäre mein Entschluß nicht mit der äußersten Festigkeit gefaßt worden." Am 13. Dezember früh vier Uhr bestieg der König den Reisewagen und fuhr Schlesiens Grenzen entgegen, froh gestimmt und siegesbewußt, aber jedenfalls nicht ahnend, daß dieser

kühne Schritt eine Kette von Kriegen entfalten würde, die fast ein Vierteljahrhundert die Welt in Atem halten sollten.

Drei Tage später, am 16. Dezember 1740 überschritt der König mit einem kleinen Heer von ungefähr 20 000 Mann die Grenze. „Ich habe mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel den Rubikon überschritten!“ Und dann ging es unaufhaltsam vierzehn Tage hindurch auf grundlosen Wegen bei schwerem Herstwetter in das Land hinein. Die Wege waren so schlecht, daß die Soldaten manchmal bis über die Knie im Kot waten mußten.

„Wir marschieren von 7 Uhr früh bis nachmittags um vier; dann speise ich, empfange langweilige Besuche; nachher kommt ein Kleinkram törichter Geschäfte: da heißt es Schwierigkeitsmacher zurechtsetzen, Hitzköpfe zügeln, Faulenzer auf den Trab bringen, Ungeduldige gelehrig machen, Raubgierige in Zucht halten, Schwätzer anhören und Stumme unterhalten; kurz man muß trinken mit dem, der Lust hat, essen mit dem, der Hunger hat, Jude sein mit den Juden und Heide mit den Heiden. Das sind meine Beschäftigungen, die ich gern einem andern überlassen möchte, wenn nicht dieses Phantom, Ruhm genannt, allzu oft mir erschiene. In der Tat eine große Tollheit, von der es sehr schwer ist, loszukommen, wenn man einmal davon besessen ist.“

Der König hielt auf strenge Manneszucht. Ein Patent verkündete den Schlesiern, daß sie alle, wes Standes, welcher Religion und Würde sie auch seien, versichert sein möchten, „daß wir als Freunde zu ihnen gekommen seien, jedermann in seinen Rechten und Gerechtsamen beschützen und keine friedliche Seele molestieren würden“. Den Soldaten war bei Strafe des Spießrutenlaufens, den Offizieren bei infamer

Kassation verboten, irgend etwas ohne Bezahlung anzunehmen. Das brachte Geld unter die Leute, und auf diese Bedingung hin nahmen die armen, schlesischen Dörfer ihre neuen blauen Gäste ganz gern auf. — In einer eignen Lage waren die Behörden. Sie standen im Eid zum Erzhaus und waren in der Gewalt der Preußen. In Grünberg sitzen Bürgermeister und Schöffen um den Ratstisch; vor dem Tor steht ein preußisches Regiment. Ein Leutnant erscheint und verlangt die Schlüssel. „Hier liegen die Schlüssel der Stadt," sagt der Bürgermeister auf den Tisch zeigend, „ich werde sie Ihnen unter keinen Umständen geben; wollen Sie sie sich aber nehmen, so kann ich's freilich nicht hindern."

Am 3. Januar zog Friedrich in Breslau ein. Die Stadt hatte infolge alter Gerechtsame keine österreichische Besatzung und schloß einen Neutralitätsvertrag mit dem König. Friedrich entfaltete einen gewissen Prunk bei seinem Einzug. Ein neu ernannter Königlicher Mundschenk, ein Schlesier, Graf Henckel von Donnersmark, führte den Zug der Küchenwagen. Maultiere mit goldbetreßten, blauen Samtdecken trugen das silberne Tafelgerät, dahinter mit rauschender Musik dreißig Gendarmes von der Leibwache in ihrer prächtigen, hellgelben Uniform, die dem Staatswagen voranritten. Aber kein König saß darin, auf den gelben Samtpolstern lag nur der blausamtene, mit Hermelin besetzte Königsmantel. Der König besichtigte die Wälle; dann ritt er ein, auf weißem Pferde, in reich gesticktem Gewand, über den Schultern einen blauen Samtmantel, vor ihm vier Läufer in orangefarbener Livree, hinter sich ein großes Gefolge von Offizieren, Pagen und Lakeien, alle rot gekleidet, alle zu Pferde. Niemand scheuchte die Volksmenge zurück, jeder

konnte sich herandrängen und sehen, so viel er wollte. Die Volksmenge jubelte und schwenkte die Mützen, und so sehr auch der Schnee stöberte, fast unausgesetzt entblößte der König das Haupt und dankte nach allen Seiten. „Une entrée joyeuse" hat Friedrich den Einzug mit Recht genannt. Die Neutralität wurde streng respektiert. In den Straßen zeigten sich zahlreiche preußische Soldaten, aber ohne Waffen. „Lauter schöne, wohl qualifizierte, galant montierte Leute, die aller Augen mit Verwunderung an sich zogen und bei unseren schlesischen Frauenzimmern starken Liebreiz erweckten."

Gegen Ende Januar ist ganz Schlesien in den Händen Friedrichs, mit Ausnahme einiger Festungen. Glogau, Brieg, Neisse sind umschlossen. Graf Browne kommandierte damals in Schlesien, ein Ire, ein Jakobit, der, wie so viele von der grünen Insel, Dienst in fremden Landen suchte, ein tüchtiger Mann, aber hier ein General ohne Truppen. So war für Friedrich die Besitzergreifung Schlesiens leicht, und er konnte frohen Herzens seinem Jordan berichten, daß Schlesien erobert sei, und daß er die glücklichsten Erfolge erzielt, die je Fortunas Schoß hervorgebracht habe. Einen schwereren Standpunkt, als König Friedrich im Felde, hatten seine Gesandten in der Wiener Hofburg. Zagend nur mochte der feine, gebildete, verbindliche Borcke zur Audienz gegangen sein, um dem Großherzog Franz des Königs Vorschläge zu unterbreiten. König Friedrich bot dem Hause Habsburg seine Bürgschaft für den Besitzstand Oesterreichs in Deutschland, versprach sein Bündnis für Kriegsfälle, versprach seine Kurstimme für die Kaiserwahl und zwei Millionen Gulden für den Schatz. „All diese Anträge," entgegnete Großherzog Franz, „sind zu schön, um nicht einen Nachsatz zu haben, der

vielleicht eben so bitter ist, als die Vordersätze lockend sind." Als dann Borcke mit der Sprache herausging und den Preis des Königs nannte: die Abtretung von ganz Schlesien, rief der Großherzog schmerzlich: „Lieber die Türken vor Wien, lieber Abtretung der Niederlande an Frankreich, lieber jedes Zugeständnis an Bayern und Sachsen als Verzicht auf Schlesien!" Am nächsten Tage traf Graf Gotter ein, als außerordentlicher Gesandter des Königs. Er war einer der schönsten Männer seiner Zeit, ein eleganter Kavalier, in den Hochadelskreisen Wiens außerordentlich beliebt. Friedrich hatte ihn besonders ermächtigt, eine scharfe Sprache zu führen. Auf die Frage des Großherzogs, ob der König bereits in Schlesien einmarschiert sei, entgegnete Gotter: „Dies sei sicherlich geschehen," worauf Franz entrüstet rief: „So kehren Sie zurück und sagen Sie ihrem Herrn, daß solange nur ein einziger seiner Soldaten in Schlesien steht, wir ihm kein Wort zu sagen haben." Die beiden preußischen Herren stießen auf eine Festigkeit des Willens in Wien, die sie kaum erwartet hatten. Leidenschaftlich erklärte Maria Theresia, daß sie all ihren Schmuck verkaufen werde, ja, daß sie die goldenen Altargefäße nicht schonen werde, wenn es sein müßte, daß jeder waffenfähige Mann aufgeboten werden würde, um Schlesien zu erhalten. Die Gesandten waren über die Haltung der Königin und ihres Gemahls so betroffen, daß sie dem König rieten, die Truppen aus Schlesien zurückzuziehen. In der Tat machte Bartenstein seinen starken Einfluß geltend. Maria Theresia mußte bei diesen Unterredungen ihres Mannes mit dem preußischen Gesandten hinter der Türe stehen und in dem Augenblick, wo Franz auch nur den Schatten eines Zugeständnisses zu machen schien, an die Tür klopfen.

Der König versuchte alle Mittel. Er ließ durch den Grafen Gotter dem alten Kanzler Sinzendorf, dessen Bestechlichkeit bekant war, eine Summe von 200 000 Talern bieten, wenn er seinen Einfluß zu gunsten Preußens geltend mache. Aber Bartenstein war vorsichtig genug, den Konferenzen als Protokollführer beizuwohnen und durch allerlei Gesten seinen Unwillen zu verstehen zu geben. In einer schroffen, fast höhnischen Note wurden alle Anerbietungen Friedrichs abgelehnt. Die Waffen mochten entscheiden.

Friedrich hatte sich einige Zeit in Berlin aufgehalten und sich mit dem Alten Dessauer beraten, ihn gebeten, „dreiste" heraus seine Meinung zu sagen. Der alte Fürst verschwieg gewisse Bedenken nicht, vor allen Dingen müsse Glogau schleunigst genommen werden. Außerdem seien die preußischen Postenketten zu dünn, das Erscheinen eines österreichischen Heeres könne gefährlich werden. Nach seiner Rückkehr ins Feldlager setzte der König sich persönlich so aus, daß er beinahe gefangen worden wäre. In der Erkenntnis, wie schwere Folgen solcher Zufall haben könnte, schrieb er an den Minister Podewils die echt königlichen Worte: „Wenn mir das Unglück zustoßen sollte, gefangen genommen zu werden, so befehle ich Ihnen und mache Sie mit Ihrem Kopf dafür verantwortlich, meine während meiner Gefangenschaft gegebenen Befehle nicht zu beachten und dafür zu sorgen, daß der Staat für meine Befreiung keine unwürdige Handlung begehe. Ich will und befehle für jeden Fall, daß man noch kräftiger handle. *Ich bin nur König, wenn ich frei bin.*"

Schon zog der österreichische Feldmarschall Graf Neipperg über das Gebirge heran. Bei Mollwitz (10. April

1741) kam es zur Schlacht. Der österreichische General wurde bei Tafel überrascht, aber seine starke Reiterei warf in einer glänzenden Attacke die preußische gänzlich. König Friedrich selbst geriet in das dichteste Getümmel, wurde von den fliehenden Karabiniers und Dragonern mit fortgerissen. Es sah recht schlimm aus. Graf Schwerin beschwor den König, das Schlachtfeld zu verlassen, die Rückzugslinie war bedroht. Der König ritt in der Richtung von Oppeln davon. Als er am Stadttor von Oppeln Einlaß verlangte, wurde mit Schüssen geantwortet. Schon hatten feindliche Husaren die Stadt besetzt, nur die Schnelligkeit seines Schimmels rettete den König. In Löwen, wohin ihn sein „Mollwitzer Schimmel" trug, war bereits ein Adjutant, der ihm den Sieg meldete, — einen Sieg, der nur der unerschütterlichen Haltung und Feuerdisziplin preußischer Infanterie zu danken war. In knappen Worten hat der König die beiden Waffen gewertet. „Unsere Infanterie sind lauter Cäsars, und die Offiziere davon lauter Helden; aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holt." — Friedrich hat es dem sonst so hochgeschätzten Feldmarschall Schwerin niemals vergessen, daß er ihm den Rat gab, vom Schlachtfeld zu reiten, so daß er als König diesem ersten Sieg preußischer Waffen fern bleiben mußte.

Der Triumph Brandenburgs über Habsburg erregte aller Orten großes Aufsehen. Die Diplomaten der fremden Mächte sammelten sich im preußischen Hauptquartier. „Jeder sucht seinen Topf mit an unser Feuer zu stellen," meinte Podewils, der sogleich nach Mollwitz in Breslau ankam. Friedrich konnte abwarten, wer am meisten böte. Zwar wußte er durch seinen Gesandten in Petersburg, daß sein feindlicher Oheim, Georg II. von England, der Neidling,

seit Monaten an einem Bündnis halb Europas gegen ihn spann. Aber der Sieg von Mollwitz zerriß die Fäden. König Georg erbot sich, zwischen Oesterreich und Friedrich mit Frankreich zu vermitteln. Aber schon hatte Friedrich mit Frankreich angeknüpft. Zwar König Ludwig XV. war nicht kriegerisch gesonnen. In einer der Beratungen warf der König gelangweilt das Wort hin: „Wir haben nur eins zu tun, wir bleiben ruhig auf dem Mont Pagnote." Das ist so viel wie „in Abrahams Schoß." Worauf ein witziger Höfling lebhaft entgegnete: „Eure Majestät wird dort oben frieren, denn Ihre Vorfahren haben dort keine Hütten gebaut." Unter der Jugend Frankreichs gab es eine starke kriegerische Strömung. Ihr Träger war zwar kein Jüngling mehr an Jahren, aber eine Feuerseele: der Marschall Graf Belle-Isle. Der erschien jetzt im Lager Friedrichs vor Mollwitz, bereit, ein Bündnis zu schließen. Friedrich ließ ihn, bevor er auf Unterhandlungen einging, einige Tage im Lager, mochte Belle-Isle sich dort umsehen. Und was Belle-Isle sah, war allerdings sehenswert. Dies preußische Heer in seinen langen Lagergassen, erstaunlich in seiner Tüchtigkeit und Pünktlichkeit, seinen Waffenübungen, seiner Schulung. Und inmitten dieses Heeres der König, der die Dienste eines Ober-Generals tat, den nichts auszeichnete, als der große Ordensstern auf der linken Brust seines blauen Waffenrocks.

Belle-Isle hatte seine Weisungen, denn in Frankreich wünschte man, um die Macht des Hauses Habsburg zu schwächen, daß nicht Maria Theresias Gemahl, sondern der Kurfürst von Bayern, Karl Albrecht, zum deutschen Kaiser gewählt würde. Aber Friedrich war keineswegs gewillt, mit Belle-Isle abzuschließen, bevor er nicht den englischen Bot-

schafter gehört hatte. Alles, was er verlangte, hatte Belle-Isle zugestanden. Das war ihm genug. Der König wollte nur dann ein Bündnis mit Frankreich, wenn eine andere Lösung des Knotens nicht möglich war. Er wollte nun erst sehen, was der König von England ihm bieten ließ, und so sehr der Marschall Belle-Isle auch drängte, er mußte unverrichteter Sache abreisen.

Am 7. Mai traf Lord Hyndford, ein vornehmer Schotte, im Lager von Mollwitz ein. Der König, welcher die Umtriebe seines Oheims kannte, nahm die Freundschaftsversicherung, die der Gesandte im Namen seines Monarchen abgab, sehr kühl auf: „Mylord, wie kann ich an sowas glauben, das sich selbst widerspricht." Es kam zu einer Einigung nicht. „Die Rolle eines ehrlichen Mannes zu bewahren unter Schelmen," schrieb Friedrich an Podewils, „ist eine höchst gefährliche Sache, und fein sein mit Betrügern ist ein verzweifeltes Beginnen." „Wenn es als ehrlicher Mann zu gewinnen gilt, so werden wir ehrlich sein, und wenn düpiert werden muß, so seien wir denn Schelme."

Als plötzlich König Georg II. wieder eine drohende Haltung einnahm und seinem Gesandten Auftrag erteilte, die Räumung Schlesiens zu verlangen, schloß Friedrich, ohne zu zögern, den Vertrag mit Frankreich ab (5. Juni 1741). Die Konferenzen mit Lord Hyndford wurden zum Schein fortgeführt, der französische Vertrag zunächst geheim gehalten. Der König von Frankreich verpflichtete sich, in Bayern und in Nordwestdeutschland Hilfstruppen erscheinen zu lassen, und besonders Bayern zu einem tatkräftigen Vorgehen gegen die österreichischen Erblande anzutreiben. Er verpflichtete sich, den Bruch Schwedens und Rußlands herbeizuführen, um

Friedrich den Rücken gegen das Zarenreich zu decken, und er gewährleistete dem König von Preußen den Besitz von Niederschlesien und Breslau. Erst wenn Schlesien rechtskräftig abgetreten war, sollte Friedrich seinerseits auf die Ansprüche an Jülich und Berg zugunsten des Hauses Pfalz-Sulzbach verzichten. Die brandenburgische Kurstimme sollte dem Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern zufallen. Schweden sollte seine früher verlorenen Provinzen von Rußland ohne Einspruch Preußens zurückerobern dürfen.

Friedrich hoffte von der Hilfe Frankreichs viel. „Das sind meine drei Artikel: Nachdrücklich, schnell und von allen Seiten zugleich," nannte er den Preis, für den Frankreich seine Bundesgenossenschaft erkaufte. Wenn aber nicht innerhalb zwei Monaten Frankreich im Verein mit Bayern im Herzen der österreichischen Monarchie stände, „so könne man sich auf ihn verlassen, wie auf das Laub im November". Aber die Friedenspartei in Frankreich stützte sich auf den alten Kardinal Fleury, der vor dem Weltbrand, der auszubrechen drohte, tief erschrak. Der Kardinal hielt die Hand auf den Beutel und wollte das nicht hergeben, was zum Kriegführen in erster Linie nötig ist: das Geld. Dennoch förderte Belle-Isle den Vormarsch der französischen Truppen, so gut er konnte. Am 15. August 1741 überschritten die Franzosen den Rhein. Jetzt ließ Friedrich in Frankfurt durch seinen Wahlbotschafter offen verkünden, daß er bei der Kaiserwahl seine Stimme dem Kurfürsten von Bayern geben werde. Kur-Köln, Kur-Pfalz, auch Kur-Mainz und Kur-Sachsen folgten nach einigem Zögern. Der zweideutige König Georg von England kam in gehörige Aufregung. Von der Westgrenze her marschierten die Franzosen heran, östlich bedrohte

sein Hannover der Dessauer mit 30 000 Mann Preußen. Um die Neutralität für sein Kur-Hannover zu erwirken, sagte auch er seine Stimme dem Bayern zu. „Nun der britische Leu seine Pranken eingezogen, ist nicht länger zweifelhaft, daß sich Einstimmigkeit ergibt, welches so trefflich ist als glorreich," schrieb hochbeglückt der bayerische Wahlbotschafter.

Der Sommer von 1741 war unkriegerisch. Friedrich nutzte ihn in der Hauptsache zum Exerzieren und, um seine Kavallerie auszubilden. „Es soll und muß unsere Kavallerie sich nicht anders als mit dem Degen einlassen." Besonders die jüngste Truppe, die Husaren unter Hans Joachim von Ziethen, bildeten sich zur Zufriedenheit des Königs aus. Stolz zeigte der König schon Ende Juli dem französischen Gesandten Valory seine Reiterei, nach dessen Worten: „Fürwahr, das Ueberraschendste, was sich in seiner Art denken läßt."

Aber bald ward der König sehr unzufrieden mit seinen Bundesgenossen, den Franzosen. Da gab es nichts als anscheinend berechnete Saumseligkeit. Wenn der König erwartet hatte, die Franzosen und Bayern in zwei Monaten vor Wien zu finden, wurde er bitter getäuscht. Nicht Frankreich wollte Friedrichs und der Deutschen Geschäfte gegen Oesterreich besorgen, sondern die deutschen Fürsten sollten die französischen Geschäfte besorgen, indem sie sich gegenseitig zerfleischten. Die spätere Politik Napoleons war nichts Neues, sie war eine alte Aßkarte der französischen Politik der Jahrhunderte. „Die Häuser Sachsen, Pfalz, Bayern und Brandenburg werden nur unser Interesse fördern," sagte der Gesandte Beauvau zu König Ludwig, „wenn sie die Königin von Ungarn rupfen, und wir haben nicht zu fürchten, daß die

Beute, unter sie verteilt, eines dieser Häuser bis zu einem für uns beunruhigenden Grade vergrößert." — Ganz offen sagte jener Beauvau bei den Beratungen in München zu dem preußischen Gesandten Schmettau: „Wenn wir den Kurfürsten von Bayern zum Herrn Wiens machen, hören wir auf, seine Herren zu sein."

Während die Königin Maria Theresia sich den Ungarn in die Arme wirft, das alte Mißtrauen der Habsburger gegen die Magyaren überwindend, rücken die Truppen der Franzosen und Bayern in die Erblande ein. Schon glaubt man Wien verloren. Da begeht König Friedrich einen großen strategischen, einen größeren politischen Fehler. Sein Versuch, den Feldmarschall Neipperg von Neiße abzuschneiden, ist mißglückt, sein Mißtrauen aber in die französische Kriegführung und Zuverlässigkeit aufs höchste gestiegen. Er entschließt sich, durch Vermittlung des englischen Gesandten ein Abkommen mit Neipperg zu schließen, nach welchem nach einer Scheinbelagerung Neiße innerhalb 14 Tagen dem König übergeben werden soll, während Marschall Neipperg sich mit seinem Heer ungehindert über das Gebirge nach Mähren oder, wohin er sonst will, zurückziehen darf. Der Vertrag wurde zu Klein-Schnellendorf am 9. Oktober 1741 geschlossen. Er befreite das einzige Heer, daß die Königin Maria Theresia hatte, aus dem Bannkreis König Friedrichs, der dafür Schlesien erkaufte, denn Maria Theresia hatte durch Neipperg die Zusage geben lassen, in einem Friedensvertrage, der bis Ende des Jahres abgeschlossen sein sollte, ganz Niederschlesien an den König von Preußen abzutreten. Der König bedingte ein unverbrüchliches Geheimnis für diesen Vertrag, dessen Bekanntwerden ihn, der eben erst mit Frankreich einen

Vertrag geschlossen hatte, in höchst zweideutigem Lichte erscheinen lassen mußte. Aber allmählich sickerte dennoch die Kunde von einem „Friedensschlusse zwischen Oesterreich und Preußen" durch. Man machte allenthalben große Augen über diese scheinbar sehr krasse Realpolitik Friedrichs. Es ist nicht zu verkennen, daß Friedrich hier gewaltige Vorteile für ein Linsengericht verkaufte, als er das einzige Feldheer Oesterreichs aus der Hand ließ. Eine glückliche Schlacht gegen Neipperg brachte damals die habsburgische Monarchie an den Rand des Verderbens. Niemals hat Friedrich sich später in gleich vorteilhafter Lage befunden.

Das Jahr 1741 verging ohne Friedensschluß, und der König mußte von neuem ins Feld. Die Wappnung Ungarns war erfolgt. Maria Theresia konnte Anfang 1742 ein neues schlagfähiges Heer ihren Feinden entgegenstellen. Alle erstrittenen Vorteile wurden den Bayern und Franzosen abgejagt, und während der arme Kurfürst Karl Albrecht sich am 24. Januar 1742 in Frankfurt die Kaiserkrone aufsetzte, rückten die Magyaren sengend und brennend in sein Bayernland ein und besetzten seine Hauptstadt München. — König Friedrich mußte wieder der Helfer in der Not sein. Er drang an der Spitze der preußischen und kur-sächsischen Truppen nach Mähren vor, seine Husaren streiften bereits bis nahe an Wien. Aber die Sachsen, in der Furcht, daß ihre Grenzen bedroht sein, zogen sich zurück. Friedrich war wieder ganz auf sich angewiesen. Er dachte lebhaft daran, seinen Frieden mit der Königin von Ungarn zu machen. Wieder gingen die Verhandlungen hin und her, wieder war Lord Hyndford als Vermittler in Tätigkeit. Der König verlangte jetzt nicht nur Niederschlesien, sondern auch die böhmischen Kreise König-

grätz und Pardubitz. Die Verhandlungen zerschlugen sich und der König geriet, nach seinem Kabinettssekretär Eichel, „in einen Zorn, in welchem er nichts als Rache atmete.“ —

Inzwischen war der Schwager Maria Theresias, Prinz Karl von Lothringen, herangerückt. Bei Chotusitz kam es zur Schlacht (17. Mai 1742). Sie endete mit einem völligen Siege Friedrichs. „So ist denn dein Freund zum zweiten Male in einem Zeitraum von dreizehn Monaten Sieger,“ schrieb der König an seinen getreuen Jordan. „Wer hätte vor ein paar Jahren gesagt, daß der Jünger Jordanscher Philosophie, Ciceronischer Rhetorik und Baylescher Dialektik die Rolle des Kriegers spielen würde? Wer hätte gesagt, daß die Vorsehung sich einen Poeten erküren würde, um das europäische System umzustürzen und die Berechnung der Könige von Grund aus zu verrücken?“ Die schlichte Antwort des Freundes lautete: „Ich war um Ew. Majestät noch nicht vier Wochen, da wußte ich, daß Sie bestimmt seien, große Dinge zu tun.“

Das französische Heer, welches inzwischen durch höfische Einflüsse unter das Oberkommando des Marschalls von Broglie gestellt war, des ruhmredigen Mannes, den Friedrich in Straßburg kennen gelernt hatte, focht ohne Glück. Friedrich aber, der nicht Neigung hatte, die Kastanien für Frankreich und Bayern aus dem Feuer zu holen, dachte ernstlich an Frieden. In Breslau begannen die Verhandlungen, in Berlin wurden sie schließlich zu Ende geführt, und Maria Theresia trat im Friedensvertrag vom 28. Juli 1742 Schlesien an König Friedrich ab. Der Staat Friedrichs gewann 650 Quadratmeilen und eine Million 200 000 Seelen, sich um ein volles Drittel seines bisherigen Umfanges ver-

größernd. Mit Recht konnte Friedrich sagen: „Ich kehre in mein Vaterland zurück mit dem tröstlichen Gefühl, daß ich mir ihm gegenüber nichts vorzuwerfen habe!" Die Franzosen waren tief erschrocken über diesen Frieden. „Die Wut gegen Eure Majestät," schrieb der Pariser Gesandte, „ist hier maßlos; man ergießt sich in Aeußerungen, die ich ohne ausdrücklichen Befehl nicht mitzuteilen wage." Aber Friedrich hatte gute Gründe, sein Verhalten zu rechtfertigen. „Kann man mich dafür verantwortlich machen, daß der Marschall Broglie kein Turenne ist? Ich kann nicht aus einer Nachteule einen Adler machen." Es wäre kein Unrecht, meinte der König, aus einer Allianz zurückzutreten, von welcher der Leiter der französischen Geschäfte, Kardinal Fleury, eingestanden, daß er sie nur mit Bedauern geschlossen habe. Wenngleich alles gut abgelaufen und Preußen mit einer unerhörten Vermehrung von Land und Leuten aus dem Kriege hervorgegangen war, so konnte man dennoch bei Friedrich eine gewisse Kriegsmüdigkeit bemerken. Mollwitz sowohl wie Chotusitz hatten dem König gezeigt, daß das Glück der Schlachten launisch ist. Beide drohten im Anfang verloren zu werden und in beiden war der Erfolg in der Hauptsache der außerordentlichen Bravour der preußischen Armee zu danken. Was er gesehen, prägte sich dem König ein: „Die Tapferkeit und die gute Führung sind es, die im Kriege entscheiden, und nicht die hohlen und unsinnigen Hirngespinste der Diplomaten." Oder: „Papier wird es nicht ausmachen, sondern vigoureuse Operationen." Oder: „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente." Zu diesen allgemeinen Grundsätzen gesellten sich besondere praktische Folgerungen. „Was die Sicherung

unseres neuen Besitzes anlangt, so gründe ich sie auf eine gute und zahlreiche Armee, einen vollen Schatz, furchtgebietender Festungen und Paradeallianzen, die wenigstens der Welt imponieren."

Während Friedrich für die Angliederung Schlesiens an den Staat sorgte, loderte der österreichische Erbfolgekrieg um die pragmatische Sanktion weiter. Der König von England Georg II. war mit einem Heer von Hannoveranern und Hessen auf den Plan getreten und bedrohte die Krönungsstadt Frankfurt. Der arme Kaiser Karl VII. hatte trotz seiner mühsam erworbenen Kaiserkrone (die Königskrone von Böhmen war ihm schon wieder verloren) keine Stätte, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Geld hatte er auch nicht und hing völlig von der Gnade der Franzosen ab. Die Dinge waren für Maria Theresia im Steigen. Ihre Heere erfochten Siege, es schien fast so, daß es dem Erzhaus glücken würde, sich für den Verlust von Schlesien durch Eroberung der bayrischen Erblande schadlos zu halten. Stand doch seit Jahrhunderten die Sehnsucht der Habsburger nach dem Erbe der Wittelsbacher. Feldmarschall Khevenhüller trieb die Franzosen vor sich her, denen der Kaiser mit seinem kleinen Heer wie ein Anhängsel folgte. Schließlich neutralisierte Karl seine Armee unter Zustimmung Englands und Oesterreichs. Ein zweites französisches Heer unter dem Marschall Noailles war auf dem Schauplatz erschienen. Bei Dettingen (27. Juni 1743) kam es zur Schlacht. Erst schien sie für die Franzosen günstig, dann aber wurden ihnen alle Vorteile wieder entrissen. Hier bei Dettingen flammte der alte Nationalhaß zwischen den Engländern und Franzosen auf, wie in den Tagen der Jungfrau. Es gab Engländer, welche ihre Feinde mit dem

Flintenkolben totschlugen, es gab Soldatenweiber, die eine herrenlose Flinte an die Wange rissen, um den Tod ihrer Männer zu rächen. — So groß war der Jubel in Wien, als Maria Theresia, gekrönte Königin von Ungarn und Böhmen und gehuldigte Erzherzogin von Oesterreich, nach Wien zurückkehrte, daß sie ihre getreuen Völker bitten mußte, „ich kann nicht mehr, Kinder, laßt's mich heut'." — Aber das Herz der königlichen Frau wurde durch die Erfolge gestählt, ihr Hang lebhafter, die Kaiserwahl anzufechten und in erneutem Wahlgang ihrem Gemahl den kaiserlichen Stirnreif römischen Reichs deutscher Nation einzuhandeln.

Friedrich seinerseits durfte nicht leiden, daß Kaiser Karl VII. bezwungen wurde. „Mylord," rief er erregt dem englischen Gesandten zu, „ich kümmere mich nicht um das, was den Franzosen geschieht. Aber ich kann nicht dulden, daß der Kaiser zu Grunde gerichtet oder entthront wird." Aber andererseits war König Friedrich nicht geneigt, alle Kastanien für den Wittelsbacher aus dem Feuer zu holen. Wohl war der Kaiser ein talentvoller, redlicher Mann, so redlich, daß der preußische Gesandte zu sagen pflegte: „Wenn man die Wahrheit über etwas wissen wolle, so frage man den Kaiser am besten persönlich." Aber mit dem Glanz der Kaiserwürde, die sich auf seinen Scheitel herabgesenkt hatte, wuchsen seine Ansprüche. Da es mit dem Königreich nichts war, glaubte Karl durch anderen Landzuwachs sein Bayern vergrößern und zu einem Königreich erweitern zu müssen. Außerdem beanspruchte er als Kaiser sechs Millionen Gulden Jahresrente. „Sechs Millionen jährlicher Revenuen," ließ ihm Friedrich sagen, „fände man nicht auf dem Markte,

sondern man müsse sich darum schlagen und sich rechtschaffen anstrengen und zu dem Zweck gute Truppen haben."

Um diese Zeit stieg in Friedrich der Gedanke an einen deutschen Fürstenbund auf, dessen Heeresführer er selbst sein wollte. Dieser Fürstenbund war ein Keim jener Idee, die uns nach Menschenaltern Bismarcks Größe durch Blut und Eisen erkämpft hat.

Aber es war keine Zeit damals, die einer solchen Erhebung fähig gewesen wäre. Die deutsche Kaiserherrlichkeit mußte erst durch den Schmelzofen des napoleonischen Zeitalters hindurch, um den Stoff zu liefern, aus dem ein deutsches Reich geformt, zusammengeschweißt werden konnte. Friedrich war zu klug, um seine Zeit an Unmögliches zu verschwenden, zu helläugig, um nicht zu sehen, daß aus diesem zerstückten Deutschland mit seinen dreihundert Staaten und Städten kein wehrhaftes Ganzes zu schaffen sei. Die meisten der Reichsstände waren in diesem Kampfe um die Kaiserherrschaft neutral, obwohl Erzhaus, Kaiser, Franzosen und Engländer aus dem deutschen Felle ihre Riemen schnitten. So ungeheuerlich waren die Zustände, daß ein Glied des Reiches, Hessen-Kassel, sowohl beim Heer des Kaisers als auch bei der sogenannten „pragmatischen" Armee des Königs Georg von England seine Hilfstruppen stehen hatte, die sich nun, wiewohl Kinder desselben Landes, bekämpfen mußten, wofür eigentlich, wußten wohl die wenigsten von ihnen. So reiste der König vergeblich an etliche Höfe: „Ich fand Niemanden, der sich hergeben wollte; die einen versagten aus Schwäche, die anderen aus Ergebenheit für das Haus Oesterreich." Aber das Haus Oesterreich, in seinen Erfolgen immer mehr erstarkend, wurde hochfahrender von Tag zu Tag.

Beschlossene Sache war es in Wien, die bayrischen Erblande dem Kaiser zu nehmen: man gebe der römisch-deutschen Majestät Toskana dafür, man gebe ihr Neapel und Sizilien, mag dann kaiserliche Majestät aus der gehörigen Entfernung regieren, was für das österreichische Erzhaus sehr dienlich sein wird. Der arme Karl VII. irrte heimatlos zwischen zwei geschlagenen Heeren umher. In der gut österreichisch gesinnten Krönungsstadt Frankfurt höhnte man ihn aus offenen Fenstern. Er war so ausgepowert, daß Marschall Noailles ihm zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes 40 000 Taler leihen mußte. Die Kaiserherrlichkeit des römischen Reiches deutscher Nation war auf dem tiefsten Stand angelangt.

Friedrich mischte sich nicht sonderlich gern in diese verfahrenen Dinge. „Der König von Preußen übereilt sich nicht: seine Stunde ist noch nicht gekommen!" schrieb er an den Gesandten Schmettau, der mit dem Kaiser umherzog. Und nach Paris an Rothenburg: „Es freut mich doch, daß ich meine natürliche Lebhaftigkeit mehr im Zaume halte, als die Welt erwartet!" — Aber seine Stunde kam. Der alte Kardinal Fleury, Frankreichs allmächtiger Lenker, war gestorben. Im Oeil de boeuf zu Versailles witzelten die Höflinge: „Le cardinal est mort, vive le roi!" — den alten Huldigungsruf der Könige Frankreichs parodierend. Der König wollte fortan sein eigener Premierminister sein. Nicht an Gaben fehlte es dem fünfzehnten Ludwig, nicht an Einsicht, deren er oft genug zeigte. Aber ihm fehlte der sittliche Ernst zur tatkräftigen Arbeit. Es tat bald jeder Minister, was ihm gut däuchte. Als Friedrich einst mit den französischen und englischen Gesandten, Marquis Valory und Lord Hyndford, in der Loge der Oper saß, ließ der nicht ganz herabgelassene

Vorhang die Beine der Balletteusen sehen. „Ganz das französische Ministerium," sagte der König, — „Beine ohne Kopf!"

Im Spätsommer 1743 war Voltaire in Berlin erschienen, insgeheim im Auftrage des französischen Ministeriums, um Friedrich zu sondieren. Der König nahm die politische Sendung seines literarischen Freundes als komisch auf. Eine Denkschrift, die der Franzose einreichte, erhielt seltsame Randbemerkungen. Die Mahnung, daß Oesterreich nur darauf sinne, Schlesien zurückzuerobern, wurde im Marginale beantwortet:

On les y recevra
Biribi
A la façon de Barbari,
Mon ami.

„Darf ich denn keine günstige Nachricht meinem Hofe bringen?" seufzt Voltaire. — „Ich stehe in keinerlei Verbindung mit Frankreich; ich habe von Frankreich nichts zu fürchten noch zu hoffen. Wenn Sie wollen, will ich einen Lobgesang auf Ludwig XV. ohne ein Wort der Wahrheit verfassen: aber was politische Geschäfte anbelangt, so liegen deren jetzt keine gemeinsamen zwischen uns vor."

So wurde der beflissene Voltaire abgefertigt: „Ich liebe Sie von ganzem Herzen; ich schätze Sie, ich will alles für Sie tun, außer Torheiten und Dingen, die mich durch ganz Europa für immer lächerlich machen würden und im Grunde gegen meine Interessen und meinen Ruhm wären."

Im Frühjahr 1744 sandte Friedrich den Grafen Rothenburg nach Paris. Die Grafen von Rothenburg hatten schon vor Jahrhunderten sich dem Hause Brandenburg

angeschlossen, waren im Herzogtum Crossen begütert. Dann war ein Zweig nach Frankreich gekommen, dort Kriegsdienste zu nehmen. Mit Erfolg, denn ihr kriegerischer Ruf war ruhmvoll, auch im Elsaß war die Familie jetzt angesessen. Aus diesem Zweig kam Graf Rothenburg. Friedrich hatte ihn im Rheinfeldzug kennen gelernt und schätzte an ihm die französische Anmut des Betragens und die gesunde deutsche Urteilskraft. Bei Chotusitz führte er einen Teil der Reiterei und wurde schwer verwundet. Im Sattel gerecht wie auf dem Parkett, war Rothenburg der richtige Mann für die Sendung. Er speiste des öfteren im kleinsten Kreis mit Ludwig und seiner Herzogin Chateauroux, die aus dem schlaffen Monarchen einen Helden haben wollte. Es gelang ihm durch lebendige Schilderungen preußischer Kriegstaten den König zu entflammen. Ludwig wollte es Friedrich von Preußen gleichtun, wollte an der Spitze seiner Truppen ins Feld ziehen, ein Siegender wie jener. Er tat es auch: aber wie!

Der königliche Bourbon zog nicht wie Friedrich zu Felde im einfachen Waffenrock und nicht anders ausgestattet, wie irgendeiner seiner Generale, sondern mit einem endlosen Zuge von Wagen, Karren, Chaisen, Küchenwagen, Köchen und Kammerdienern; sogar eine Schauspielertruppe führte er mit sich, eine Musikbande mit ihren Trommeln und Geigen und Flöten. Natürlich fehlte im Gefolge des Königs auch nicht die schöne Chateauroux. Sie war die dritte von drei Schwestern in der Gunst des Königs. Ihr Einfluß auf den Monarchen war außerordentlich, aber wie man gestehen muß, anfeuernd und weckend. Sie dachte wohl an die Rolle einer Agnes Sorel, die Karl VII. zu Taten stachelte. Das

Bündnis mit Frankreich wurde am 5. Juni 1744 geschlossen. Frankreich gab die Stellung als Hilfsmacht des deutschen Kaisers auf und erklärte sowohl an England wie auch an Oesterreich unmittelbar den Krieg. Friedrich verpflichtete sich mit 80 000 Preußen, die als kaiserliche Hilfsvölker in Böhmen einbrechen sollten, auf den Plan zu treten. Auch der deutsche Kaiser hieß den Vertrag gut, glaubte er doch, so zu seinem Königreich Böhmen zurückzugelangen. Bereitwillig sagte er Friedrich für den Fall der Eroberung Böhmens einige die schlesischen Besitzungen ergänzenden böhmischen Kreise zu.

Aber während König Ludwig nach Flandern zog, brach Prinz Karl von Lothringen, der Schwager Maria Theresiens mit einem starken Heere über den Rhein vor, nach Frankreich hinein. Es war die höchste Zeit, daß Friedrich marschierte, und zugleich war es der günstigste Augenblick, denn die Hauptarmee des Erzhauses war über 100 Meilen von Böhmen entfernt. König Friedrich erklärte öffentlich, daß er nicht in eigener Sache auftrete, sondern lediglich zum Schutze des Kaisers, um durch sein Schwert „dem Reiche die Freiheit, dem König die Würde, Europa den Frieden wiederzugeben.“ Im Grunde war dem Wiener Kabinett der Krieg willkommen. Man hatte eine Reihe von Siegen über die Franzosen und Reichstruppen erstritten, hatte den Kaiser seiner Erblande gänzlich beraubt und die Franzosen über den Rhein zurückgeworfen. Man glaubte jetzt, eine Gelegenheit zur Wiedergewinnung Schlesiens zu haben, denn die Wunde um den Verlust der blühenden Provinz blutete tief in der Brust Maria Theresiens. Sie brach in Tränen aus, sobald sie nur einen Schlesier sah. Dieser König von

Preußen hatte in den Augen des Wiener Hofes weder Treue, Ehre noch Religion. „Großes," so meinte Herzog Franz, „wäre geleistet, wenn man diesen Teufel mit einem Schlage zermalmen und ihn so weit zurückbringen könnte, daß man ihn nicht mehr zu fürchten brauchte."

Am 2. September bereits stand Friedrich mit seinem Heere vor Prag. Am 16. September war die Festung in seinen Händen, die ganze Besatzung mußte das Gewehr strecken. Schleunigst war inzwischen das österreichische Heer vom Rhein zurückgerufen worden und marschierte unaufhaltsam quer durch Deutschland auf Böhmen zu. Schon hatte Friedrich triumphierend an Podewils geschrieben, er sei überzeugt, daß der ganze Verlauf ihm kein Dementi geben würde, als sich das Blatt zu seinen Ungunsten wendete.

König Ludwig war aus Flandern eiligst umgekehrt mit all seinem Troß und Wagen, um Elsaß zu schützen. Friedrich ließ ihn durch seinen Gesandten Grafen Schmettau auffordern, die Oesterreicher festzuhalten, bis er sich ganz Böhmens bemächtigt habe. Aber der arme König Ludwig wurde in Metz krank. Er war damals noch Ludwig der Vielgeliebte, „le bien aimé!"

Vierzigstündige Gebete hallten durch die Dome und Kathedralen Frankreichs. Die schöne Chateauroux wurde vom Krankenbett des Königs vertrieben, die Königin aus Paris herbeigerufen. Dann erst spendete der Bischof von Soissons, des Königs Großalmosenier, Absolution und Wegzehrung. Sie war nicht nötig; der König genas. Die verzweifelten Leibärzte hatten schließlich einen Quacksalber an das königliche Sterbebett vorgelassen, der ein Abführmittel verordnete, das genügte, um alle Beschwerden zu heben.

Aber diese plötzliche Krankheit des Königs hatte die Dinge arg verwirrt. Die gut fortschreitende Eroberung von österreichisch Flandern war aufgegeben und als Prinz Karl von Lothringen über den Rhein zurückwich, schien es der französischen Majestät, daß genug getan sei. Statt das österreichische Heer durch ständige Verfolgung festzuhalten, ließ man es marschieren und Friedrich auf den Leib rücken. Prinz Karl war seinem Heer vorausgeeilt und stellte sich in Schönbrunn seiner Schwägerin vor, um sie zu überzeugen, „daß er nicht im Rhein ertrunken sei." Maria Theresia hatte inzwischen genug zu tun gehabt, ihren Franz davon abzuhalten, daß er selbst das Oberkommando übernahm. Sie liebte ihren Mann aufrichtig, aber sie traute ihm die Feldherrngaben, die sie bei seinem Bruder vermutete, nicht zu. Großherzog Franz kämpfte jedoch sehr hartnäckig um seinen Anteil am Feldherrnruhm. Die Königin-Erzherzogin mußte alle erlaubten Mittel aufwenden, um ihren „Alten", wie sie ihn nannte, von einer Dummheit abzuhalten. „Ich nahm," schildert sie humorvoll, „meine Zuflucht zu unseren gewöhnlichen Mitteln, den Liebkosungen, den Tränen, aber was vermögen die über einen Gatten neun Jahre nach der Hochzeit! Auch bei diesem besten Gatten der Welt erreichte ich nichts. Endlich geriet ich in meinen Zorn, und der hat mir auch so gute Dienste getan, daß er und ich krank geworden sind."

So blieb es dem Schwager Karl vorbehalten, mit König Friedrich abzurechnen. Er fand, ins Feldlager nach Böhmen kommend, die Sachen in sehr günstigem Stande und vermeinte durch die richtige Taktik, den König von Preußen aushungern zu können, während Friedrich nach einer Feld-

schlacht förmlich dürstete. Prinz Karl hatte die sächsischen Truppen an sich gezogen — Kursachsen stand in diesem Kriege auf Seiten des Erzhauses — und war um ungefähr 15 000 Mann stärker als Friedrich. Der König sah ein, daß nur eine glückliche Schlacht ihn vor dem Rückzug retten könnte. Aber eine solche war nicht zu erreichen. Der alte Feldmarschall Traun, der dem Prinzen beigegeben war, riet von jeder Entscheidungsschlacht ab. Schließlich mußte Friedrich, getrieben vom Hunger, seine ganzen böhmischen Vorteile aufgeben und sich aus Böhmen nach Schlesien zurückziehen. Es war ein böser Mißerfolg. Da die Hälfte der preußischen Truppen aus angeworbenen Fremdlingen bestand, war die Desertion sehr groß. Das Heer, das über das Erzgebirge nach Schlesien zurückebbte, war in einer traurigen Verfassung; nach dem Urteil des alten, treuen Münchow, der jetzt Oberpräsident der schlesischen Kammer war, „nichts als ein Haufen Menschen, noch beieinander gehalten durch die Gewohnheit und die Autorität der Offiziere." Aber auch unter diesen herrschte Mißmut. Man schüttelte den Kopf und glaubte, die militärischen Fähigkeiten des Königs doch überschätzt zu haben. Solche Stimmung konnte dem scharfen Auge des Königs nicht verborgen bleiben, und doppelt wohlgetan muß es Friedrich haben, wenn in jenen Tagen Hans Karl von Winterfeldt den schönen Ausspruch tat: „mit dem gemeinen Mann sei alles zu wagen, was man nur Braves erdenken könnte, wenn nur die Offiziere ein Beispiel geben würden."

In dichten Scharen drangen die Vortruppen und leichten Völker der österreichischen Armee über das Erzgebirge in Schlesien ein. Schon hatte Maria Theresia ein

Manifest erlassen, welches die Schlesier ihres Gehorsams und Eides gegen den König von Preußen entband und sie aufforderte, unter das Szepter des Erzhauses zurückzukehren. Aber Friedrich war entschlossen, jetzt keinen Schritt mehr zu weichen. Er hatte eingesehen, daß ein Rückzug wenigstens dasselbe kostete, wie eine verlorene Schlacht. Er hatte den alten Dessauer nach Schlesien geschickt, um die Oesterreicher wieder hinauszujagen: „Denn aus Schlesien kann ich mir so wenig resolvieren, herausschmeißen zu lassen, als wie aus der Mark." Zu dem französischen Gesandten Valory sagte der König: „Ich werde Schlesien verteidigen bis auf den Tod, so gut wie Brandenburg."

Leider war das französische Bündnis für den König ganz wertlos geworden. Der fünfzehnte Ludwig war von Metz genesen nach Paris zurückgekehrt, wo das Hoflager in zwei sich auf den Tod befehdende Parteien gespalten war. Die von der Chateauroux beschützte preußische Partei hatte durch den Fall der Herzogin einen schweren Schlag erlitten. Aber mit dem zurückgekehrten Leben war auch dem König der Wille zurückgekehrt, sich diese Frau zu erhalten. Gerade ihr schärfster Gegner, der Minister Maurepas, — „das Schürkchen", wie er am Hofe genannt wurde, — mußte der Verstoßenen das königliche Bedauern aussprechen über die unwürdige Behandlung, die ihr zu Metz geschehen war. Aber nur wenige Tage konnte die schöne Frau triumphieren. Ein hitziges Fieber nahm sie fort. König Ludwigs Herz hatte sehr an dieser Frau gehangen. Sie hatte ihm mehr bedeutet, als eine Geliebte. „Niemand," so klagte er, „als diese Frau, habe ihm jemals die Wahrheit gesagt." Er verfiel in jene Melancholie des Gemüts, die ihn niemals wieder

losließ und ihn in jene Tatlosigkeit und Ausschweifung hinabzog, von der die Hofchronik so viel zu erzählen weiß, viel mehr vielleicht, als wahr ist. Das Unglück wollte, daß der Graf Belle-Isle, mit einer Botschaft nach Berlin unterwegs, von Hannoverschen Truppen aufgefangen und nach England gebracht wurde. Dazu kam, daß der preußische Gesandte, Graf Schmettau, welcher den geschickten Rothenburg abgelöst hatte, sich seiner wichtigen Sendung als nicht gewachsen erwies. Ein Kurier, den Schmettau an Friedrich entsandte, wurde von österreichischen Husaren abgefangen und seine den Gesandten schwer kompromittierenden Berichte umgehend vom Hofe in Wien veröffentlicht. Das hatte natürlich eine tiefgehende Verstimmung am Hofe Ludwigs XV. zur Folge. Frankreich begann mit England und Oesterreich wegen des Friedens zu unterhandeln, der König von Preußen war auf sich selbst angewiesen.

Der bittre Witz der Weltgeschichte wollte es, daß am 20. Januar 1745 in seiner Residenz zu München der siebente Karl seinen Kaiserpurpur von den Schultern sinken ließ und starb. Er war in seinem Leben so viel herumgejagt worden, daß man ihm das Ausruhen wohl gönnen konte. Sein Heimweh nach München war stets so groß gewesen, daß er schier daran zugrunde ging, und Maria Theresia zeigte den großen Zug ihres Frauenherzens, daß sie ihren Generalen befahl, München zu schonen und den Kaiser in Ruhe sterben zu lassen. — Mit dem Tode des Kaisers war der Grund zum Kriege fort, aber der Krieg selbst war da. Oesterreich, Sachsen, England standen in Waffen gegen Preußen, und die Briten versuchten es, durch Bestechung den russischen Großkanzler Bestuschew auf ihre Seite herüberzuziehen. Es

blieb Friedrich nichts übrig, als mit dem Schwert den Gordischen Knoten zu zerhauen. In jenen Tagen hat der König nach einem der großen Grundsätze der Kriegsführung gehandelt, den später Napoleon zu dem seinigen machte, den Scharnhorst und Gneisenau befolgten und der noch heute gültig ist: „Wer alles bewahren will, bewahrt nichts, der wesentliche Gegenstand, an den man sich halten muß, ist das Heer des Feindes.“

Wie seinen Vater, den toten Kaiser, hatten die Oesterreicher jetzt auch den jungen Sohn, den Kurfürsten Maximilian Joseph aus seinen Erblanden verjagt. Da legte sich schließlich der alte, uns wohl bekannte Diplomat, Graf Seckendorff, der bislang das kaiserliche Heer geführt hatte, ins Mittel, um zwischen Bayern und Oesterreich Frieden zu stiften. „Grobianus Seckendorff,“ wie Maria Theresia ihn nannte, brachte es fertig, daß dem jungen Kurfürsten seine Erblande wiedergegeben wurden, wofür er seine Stimme als Kurfürst für die Kaiserwahl dem Großherzog Franz zusagte. Maria Theresia gab die Wittelsbacher Lande leichten Herzens heraus, denn schon sah sie sich im Geiste wieder im Besitze des teuren Schlesien. So trat auch Bayern auf die Seite Oesterreichs. Sachsen hatte sich dem Erzhaus angeschlossen, um sich einen Raub an brandenburgischem Gebiet zu sichern. Natürlich begehrte auch Georg von England einen Fetzen Brandenburgs zur Abrundung seines Hannover. Bayern sollte ein Stück von der Pfalz haben, wo hingegen die Pfalz wiederum mit den Klevesĉhen Landen bedacht werden sollte. Für die Teilnahme Rußlands sollte Ostpreußen herausgegeben werden. So schwebte über dem Haupte des Königs ein förmlicher Teilungsplan, und was ihm nach

einer völligen Niederlage geblieben wäre, das wäre bitter wenig gewesen. Ueberhaupt herrschte eine gereizte Stimmung im Reich gegen den König von Preußen. Die aufregenden Jahre der Kaiserzeit des siebenten Karl ließen überall den Wunsch wach werden, daß der Kaisermantel wieder habsburgische Schultern decken möge. Man wollte in dem zweiten Kriege, den Friedrich angefangen hatte, nicht eine Hilfe für den nun toten, landflüchtigen Kaiser erblicken, sondern nur einen verschleierten neuen Raubzug gegen Maria Theresia. Vor allen Dingen aber erweckte es in deutsch fühlenden Kreisen eine schlimme Abneigung gegen Friedrich, daß er sich den Franzosen verbündete. Schon damals galten jene als die Erbfeinde des Landes. Noch waren die Raubzüge und Mordbrennereien Ludwigs XIV. im Elsaß und am Rhein nicht vergessen; die deutschen Herzen bluteten, wenn sie der verlorenen deutschen Lande gedachten. Auch die Franzosen, die im Erbfolgekrieg als Hilfstruppen des Kaisers auftraten, hausten schlimm; ganze Regimenter unter ihnen waren marodierendes Takelpack. Die Mannszucht war schlecht, groß die Anmaßung des französischen Hochadels, der die Heere führte. Nicht umsonst war der Jubel im Kern Deutschlands, als Friedrich zwölf Jahre später in der Schlacht von Roßbach eben diese Franzosen davonjagte.

Der König, ganz auf sich selbst gestellt, war in einer eignen Lage. Man merkte seinem Wesen an, daß er den Ernst erkannte. Was halfen ihm die Vorteile, die Frankreich in Flandern erfocht? Das war für ihn ungefähr dasselbe, als wenn Frankreich außerhalb Europas irgendeinen Sieg erfocht; auf dem Kriegstheater in Böhmen und

Schlesien blieben die Dinge doch, wie sie lagen. „Friedrich schien ernster geworden. Er hatte weniger Anmaßung; er hörte; seine Aeußerungen waren zartfühlender und weniger schneidend.“ So will der französische Gesandte Valory beobachtet haben. Wenn die Feldjäger mit Botschaften kamen, so war der König leicht aufgeregt.

„Mein Blut wallt böse, das Spiel, das ich spiele, ist so beträchtlich, daß es mir unmöglich ist, dem Ausgang mit kaltem Blute entgegenzusehen.“ Dann wieder: „Beruhigen wir uns, arbeiten wir mit Emsigkeit, machen wir uns nicht vorweg Gedanken über das, was die Zukunft uns bereiten wird!“ Ein Wahlspruch für jedermann!

Seit dem 17. März 1745 war der König wieder im Feldlager in Schlesien. Die Nähe seiner Truppen, die gute Verfassung, in welcher er sie fand und die mancherlei Vorteile, welche die Preußen im kleinen Krieg erzielten, belebten seine Hoffnungen auf einen guten Ausgang. In den Briefen an Podewils lodert eine wunderbare Tatkraft auf. „Entweder werde ich keinen Mann nach Berlin zurückführen, oder wir werden siegreich sein.“ Dem getreuen Eichel, der die Sorgen seines königlichen Herrn täglich sieht, diktiert er in die Feder als offizielle Order für Podewils: „Seine königliche Majestät deklamieren hierbei fort et ferme, daß an keine Zession des geringsten Stückes von Ober- oder Niederschlesien noch des Glatzischem jemals zu gedenken sei, und daß, wenn der Wienerische Hof darauf insistiert, des Königs Majestät le tout pour le tout riskieren und nichts oder alles verlieren wolle.“ Friedrich wußte, daß er um die Großmachtstellung Preußens kämpfte. Ging der Krieg verloren, so waren Beutegierige genug da, den preußischen Staat aufzuteilen.

Selbst dies Aeußerste sah Friedrich voraus. „Welcher Schiffskapitän ist feige genug, wenn er sich von Feinden umringt sieht, wenn er alle Anstrengungen gemacht hat, sich loszumachen und keine Rettung mehr sieht, daß er da nicht hochherzig die Lunte in den Pulverraum wirft, um dem Feind die Erwartung zu trügen?" König Friedrich war entschlossen, das Aeußerste zu leisten, er verlangte das Aeußerste auch von seinen Offizieren. „Ich will keine timiden Offiziers haben; wer nicht dreist und herzhaft ist, meritiert nicht, in der preußischen Armee zu dienen." Franz Karl von Winterfeldt war es, der ihm in der Aufmunterung des Offizierkorps zur Seite stand. Er war es, der einen Generalbefehl für alle Regimenter wünschte, nach welchem „sich kein Offizier unterstehen sollte, fürchterliche Zeitungen auszusprengen, oder sein Raisonnement dahin abzugeben, als ob die Sache übel ablaufen könnte." — Dem General von Bredow, der auf einem vorgeschobenen Posten steht, läßt der König auf seine Beschwerde schreiben: „Ein Mensch, der sein Handwerk versteht, kann auch einen schlechten Ort defendieren und ist dies eine Gelegenheit für ihn, sich zu freuen, weil er dadurch seine Kapazität bezeugen kann." — Graf Truchseß von Waldburg, der die Vorhut des rechten Flügels kommandiert, handelt nicht selbständig genug, schickt zu viel Stafetten. Der König läßt ihn fragen, ob er toll sei, daß er um jede Bagatelle einen Reiter satteln ließe: „Es scheint, der Herr General schreibt gern viel." Oberst Winterfeldt wird gesandt, um nach dem rechten zu sehen. Der König verspricht ihm eine Stute, wenn er die Fehler von Truchseß gut mache. „Wenn schon die Dépense gemacht werden solle," entgegnet Winterfeldt lachend, „so will ich schon lieber das Geld davor nehmen,

und mich in Kloster Grüssau abmalen lassen, allwo ein Maler sein soll, der vor drei Taler ein ganz Porträt in Lebensgröße malt." Dieser Winterfeldt war ein Mann nach dem Sinne des Königs. Sieben Stunden lang hielt er bei Landshut mit kaum 3000 Mann einen Angriff des ungarischen Generals Nadasdy aus und jagte ihn, als er „Soutien" erhielt, in die Berge zurück. Unter ihm ritt der junge Rittmeister von Seidlitz eine glänzende Attacke. Auch Ziethen war da. Mit 600 Mann Husaren durchschlich er die leichten Truppen der Oesterreicher, wie man sagt 14 000 Mann, und überbrachte glücklich einen Befehl des Königs an den Markgrafen von Schwedt. Friedrich lag indes auf der Lauer. „Ich spreche Ihnen nicht von meinen Dispositionen," schrieb er an Podewils, „aber ich kann Sie versichern, daß ich sie ohne Sorge der Kritik eines Condé und anderer großer Generale unterbreiten würde." Seine Vorhut berichtete dem König genau über die Bewegungen des Feindes. Das Grenzgebirge wurde lebendig. Um die Mittagszeit des 3. Juni zeigten acht große Staubwolken das Herannahen der feindlichen Kolonnen. „Die österreichische und sächsische vereinigte Macht," sagt ein armer Landschullehrer jener Gegend, „brach gegen Abend aus dem Gebirge wie eine Wasserflut hervor und überschwemmte gleichsam unsere ganze Gegend." Prinz Karl von Lothringen und der Herzog von Weißenfels, der Führer der sächsischen Armee, — einst ein abgewiesener Freier Schwester Wilhelminens — hatten sich auf dem Galgenberg bei Hohenfriedberg unter freiem Himmel ihre Mittagstafel decken lassen und beobachteten schmausend und bechernd — Prinz Karl becherte gar gern — die glitzernden Heerschlangen, die aus den Eng-

pässen heraustraten und sich drunten in der Ebene entwickelten. Ein stolzer, den Mut schwellender Anblick, ihrer Siebenzigtausend fast, wohlgewappnet und siegessicher. „Es müßte keinen Gott im Himmel geben," rief Prinz Karl, „wenn wir diese Schlacht nicht gewinnen sollten!" König Friedrich indes, der seinerseits eifrig das Fernrohr gebrauchte, sagte trocken zu Valory: „Jetzt ist der Feind da, wo wir ihn haben wollen." Mit ganzer Seele steckte Friedrich in seinem Unternehmen. Er wußte, daß hier pro aris et focis gekämpft werde.

Noch graute kaum der Junimorgen, zwei Uhr schlug's von den Kirchtürmen, als der König seine Generale um sich versammelte und ihnen die Dispositionen zur Schlacht gab. Seit acht Uhr abends waren die preußischen Regimenter auf dem Marsche; in der Front des österreichischen Heeres standen die preußischen Lagerzelte, brannten die Wachtfeuer; aber es waren nur Kulissen für die große Aktion: die Zelte waren leer. Die preußische Wetterwolke sammelte sich am linken Flügel des ahnungslosen Feindes. Um vier Uhr löste General Dumoulin die ersten Kanonenschüsse. Um sieben Uhr wichen nach zäher Gegenwehr die Sachsen aufgelöst in das Gebirge zurück. Prinz Karl suchte durch seine österreichischen Truppen die Schlacht herzustellen. Vergeblich. In der Flanke angegriffen, vom preußischen Infanteriefeuer arg zugerichtet, werden die österreichischen Massen nach der Mitte zusammengedrängt. Aber noch sind unerschütterte Grenadierregimenter da, schlachtgewohnte Leute. Da bricht General Graf Geßler durch eine Lücke der preußischen Infanterie mit seinem Dragonerregiment Bayreuth vor, an zehn Schwadronen rasselnder, säbelschwingender Dragoner.

Ein wilder, unerhörter Ritt. Sechs alte, mit gewohnter Tapferkeit kämpfende Regimenter werden in einem Satz über den Haufen geritten, die Gefangenen hundertweise hinter die Front geschickt, an dreitausend, und dazu eine Beute von Trophäen, über welche die Sieger selbst erstaunen: sechsundsechzig Fahnen allein. Regiment Bayreuth darf fortan auf den Patronentaschen die Zahl 66 tragen — eine Zahl, die einst noch weit größere Bedeutung haben soll für die Geschichte seines Hauses im Kampf mit Oesterreich — und darf den Grenadiermarsch durch Tambours schlagen lassen. Seit 1918 vergangene Zeiten!

Am 4. Juni 1745 um acht Uhr früh hatte der König den Sieg von Hohenfriedberg in der Tasche; ein Kunstwerk von einem Sieg, welcher erkennen ließ, daß hier ein Genie an der Arbeit war. Hier hatten sich überlegene Strategie, bewundernswerte Taktik und die Bravour des Offiziers und des gemeinen Mannes zu einem Sieg vereinigt, der leuchtend dasteht in der Geschichte des preußischen Heeres. „Die besten Alliierten, die wir haben, sind unsere eigenen Truppen," sagte der König und setzte seinen Tapferen später ein Denkmal in folgenden Worten: „Ich habe Offiziere gesehen, die lieber starben als wichen; ich habe gesehen, wie sie und selbst die Gemeinen in ihrer Mitte keinen mehr dulden wollten, der Schwächeanwandlungen gezeigt hatte, von welchem man in anderen Heeren sicher kein Aufhebens machen würde; ich habe Offiziere und Soldaten gesehen, die schwer verwundet sich weigerten, ihren Platz zu verlassen und sich nach einem Verband umzusehen. Mit solchen Truppen würde man die ganze Welt bändigen, wären nicht die Siege ihnen selbst so

verhängnisvoll wie ihren Feinden." Aber auch ein Gefühl regte sich in der Brust des Königs, das ihn ahnen ließ, es habe ein Höherer über ihm und seinem Heere die Hand gehabt. Marquis Valory mag sehr erstaunte Augen gemacht haben, als er den König, der für einen Freigeist galt, sagen hörte: „Gott hat meine Feinde verblendet und mich wunderbar in seinen Schutz genommen." Seinen Offizieren aber sagte der König ernst: „Ich danke Gott von Herzen für den mir geschenkten Sieg, macht Ihr es ebenso!" Seiner alten Mutter schrieb er aus dem Feldlager einen Brief und ließ seine Brüder unterzeichnen: „Ich habe die Prinzen ihre Namens unterzeichnen lassen," — auf daß die gute Mutter beruhigt sei über ihre Söhne, die sich an diesem Tage wie Grenadier und Musketier unerschrocken den Kugeln ausgesetzt hatten.

Wie jeder Sieg hatte dieser von Hohenfriedberg politische Wandlungen im Gefolge. Der bestechliche, russische Kanzler Bestuschew wurde leichenblaß, als er die Kunde vernahm. Der mißgünstige Onkel Georg von England, der zurzeit in Herrenhausen bei Hannover residierte, wurde höchst bedenklich und war zu Vermittlungen zwischen Oesterreich und Preußen bereit. Aber die am meisten betroffene Fürstin, Maria Theresia, wollte von irgend welchem Nachgeben nichts wissen. Das Angebot der brandenburgischen Kurstimme lockte sie nicht. „Ihr Gemahl sei nach einer leeren Ehre nicht begierig und wolle auf keinen Fall Kaiser sein unter Vormundschaft des Königs von Preußen. Im übrigen sei die Kaiserkrone ohne Schlesien nicht des Tragens wert." Ihrem Schwager Karl schrieb sie: „Die beste Feier für die Kaiserkrönung seines Bruders sei ein Sieg über Friedrich."

Sie bestand dem englischen Gesandten gegenüber darauf, daß nochmals die eisernen Würfel rollen sollten, bevor an Frieden zu denken sei. „Wenn ich morgen mit ihm Frieden machen müßte, so würde ich noch diesen Abend ihm eine Schlacht liefern.“ Allerdings die Kaiserwürde war dem Großherzog Franz gewiß. Die Franzosen waren vor dem vereinigten Heer der Oesterreicher, Hannoveraner und Holländer zurückgewichen, und Frankfurt war in der Macht der österreichischen Partei. Der Kurfürst von Mainz konnte den Wahltag zu Frankfurt eröffnen. Von den neun Kurstimmen gaben am 13. September sieben Wahlbotschafter ihre Stimme dem Gemahl Maria Theresiens. Der Brandenburger und der Kurpfälzer waren abgereist, nachdem sie gegen die Ueberhastung des Wahlverfahrens feierlichen Protest eingelegt hatten.

Inzwischen standen sich in Böhmen die feindlichen Heere gegenüber. Während Friedrich die Bezwingung der Oesterreicher auf sich nahm, stand der Alte Dessauer, im preußischen Heere kurzweg „der Fürst“ genannt, an Sachsens Grenzen. Die Sachsen hatten sich von den Oesterreichern getrennt, um ihre eigene Heimat zu schützen. Auch Friedrich hatte beträchtliche Streitkräfte abgezweigt und kaum 22 000 Mann im Lager von Staudenz. Der König hatte mit Geldmangel und Verpflegungsschwierigkeiten zu kämpfen und war entschlossen, den Rückzug nach Schlesien zu nehmen, um dort die Winterquartiere zu beziehen. Prinz Karl lechzte nach Revanche für Hohenfriedberg. Die Lage schien ihm sehr günstig. Das preußische Lager war zur Rechten von Bergkuppen eingeschlossen und sollte nun von der Linken durch die leichten ungarischen und kroatischen Truppen unter dem

geschickten Nadasdy umgangen werden, um es gänzlich zu umzingeln. Die österreichischen Herren wollten ähnlich operieren, wie Friedrich bei Hohenfriedberg operiert hatte, im Schutz der Nacht sich entwickeln und in der Morgenfrühe losbrechen. Von der Paßhöhe der Trautenauer Straße übersahen die Führer das Preußische Lager, das da unten friedlich vor ihnen lag, ahnungslos, wie es schien. „Werden halt morgen früh in Zeit von einer Stund solches Tröppel Menschen wie in einem Schnupftuch zusammennehmen," scherzte der alte Fürst Lobkowitz, worauf Prinz Karl bedenklich meinte: „Durchlaucht wollen halt den Zipfel vom Taschentuch wohl zuhalten, daß Ihnen nit einer oder mehrere echappieren, da Sie die Preußen noch nit probiert haben." Aber König Friedrich stand früher auf als seine Gegner. Am nächsten Morgen 4 Uhr bei der Paroleausgabe wird ihm gemeldet, daß im österreichischen Heer Bewegung sei, hier und da Staubwolken sichtbar, zweifellos feindliche Reitermassen, die anrücken. Der König wirft sich aufs Pferd und reitet zur vordersten Husarenfeldwache. Eben teilt die Sonne den Septembernebel, der König ist sich sofort klar: kein Zweifel, er wird von zwei Seiten angegriffen. Aber gleich hat ihm sein Genius den Plan eingegeben, wie das Glück des Tages zu packen sei. Dort auf der Graner Kuppe lag die Entscheidung. Dort stand, zwischen der Reiterei und der Infanterie eingefügt, eine große Batterie. Das Kühnste schien dem König hier das Beste. Blitzschnell sanken die Zelte des preußischen Lagers, blitzschnell standen die Bataillone unter den Waffen, saßen die Reiter im Sattel und aus dem rechten Flügel wurde die Front. Die Oesterreicher, welche anzugreifen dachten, wurden zu Angegriffenen.

Allerdings der Aufmarsch kostete Menschen. Unter dem Geschützfeuer des Feindes mußte er vollendet werden. Die Stückkugeln rissen acht bis zehn Pferde auf einmal fort, ganze Rotten fielen; was im Sattel saß, blieb sitzen und ritt dem Feind entgegen. Aus dem Anmarsch entwickelte sich sofort der Angriff. Feldmarschall Buddenbrock läßt die Gendarmes und Breslauer Kürassiere ohne Verzug gegen die Höhen anreiten. Was unglaublich scheint, geschieht. Unter dem Feuer der Batterie stürmen die preußischen Reiter unaufhaltsam gegen die Höhe vor, gegen die Masse der oben haltenden österreichischen Schwadronen. Es sind die besten Kavallerieregimenter des österreichischen Heeres, Karabiniers und reitende Grenadiere. Der alte Lobkowitz kommandiert hier: es ist Zeit, Lobkowitz, daß du dein Schnupftuch offen hältst. Aber seine Reiter sitzen wie gebannt in ihren Sätteln, glauben kaum, daß das wirklich geschieht, was ihre Augen sehen.

Und jetzt kommen auch noch Garde du Corps. Graf Rothenburg, fieberkrank, in einer Sänfte getragen, führt seine Dragoner heran. Das erste österreichische Treffen wird mit Wucht gegen das zweite, gegen das dritte geworfen. Ein steiler Talgrund hemmt den Rückzug. Zu Hunderten stürzen die Reiter kopfüber in den Bruch, in kaum einer Stunde sind die stolzen, feindlichen Schwadronen wie weggewischt, die weiten Wälder haben die Flüchtigen aufgenommen. Inzwischen ist die preußische Infanterie nicht müßig gewesen. Gewehr im Arm klimmen sechs Bataillone Grenadiere und Alt-Anhalt die feuerspeienden Höhen hinauf gegen die Batterie. Aber das verheerende Feuer mäht so in ihren Reihen, daß sie bestürzt zurückweichen. Schon

brechen die österreichischen Grenadiere mit dem Siegesgeschrei: „Es lebe Maria Theresia!“ zur Verfolgung vor; aber preußische Regimenter drängen nach, bis auf hundert Schritt heran an den Feind, dann Schnellfeuer wie auf dem Exerzierplatz. Die Höhen werden gestürmt, die Batterie genommen. Da Friedrich seine Wucht auf den rechten Flügel geworfen hatte, war die Linie, die er gegen den linken feindlichen verwenden konnte, nur dünn. Das österreichische Fußvolk und die sächsischen Bataillone, die dort hielten, wehrten sich verzweifelt. Um ein Ende zu machen, sprang Prinz Ferdinand von Braunschweig vom Pferde, zog den Degen und setzte sich an die Spitze des zweiten Bataillons Garde. Prinz Ferdinand erhielt einen Schuß am Knie; sein jüngerer Bruder Albrecht fiel beim Sturm auf die Batterie. Eine österreichische Stückkugel hatte ihm den Kopf zerschmettert. Der dritte dieser Braunschweiger stand drüben, Ludwig, österreichischer Generalfeldzeugmeister. Ihn verwundete eine preußische Kugel. Noch kürzlich hatten sich die drei Brüder zwischen den Lagern getroffen.

Dies war die Schlacht von Soor. (30. September 1745.) Gegen eine Uebermacht, 20 000 Mann mehr, in einer Stellung, die schier unangreifbar war, hatte König Friedrich diesen Sieg erfochten. Nicht wie bei Hohenfriedberg, planvoll vorbereitet, sondern sozusagen aus dem Stegreif hatte des Königs kriegerischer Genius geschaffen. Blitzschnell hatte sein Geist alle Möglichkeiten erwogen, blitzschnell die Lage erfaßt und benutzt. Gewiß: dieser König hatte in seiner Hand eine außerordentliche Heermaschine; aber er verstand es auch, sie außerordentlich zu nutzen. Die Dankbarkeit ließ Friedrich schlicht gestehen: „Ich hätte ver-

dient gehabt, bei Soor geschlagen zu werden, wenn nicht die Geschicklichkeit meiner Generale und die Tapferkeit meiner Truppen mich vor solchem Unglück bewahrt hätten." Im Rücken des Lagers hatten die Kroaten geplündert, den Kabinettssekretär Eichel und den „Dechiffreur" gefangen genommen. „Zwei der vornehmsten Minister," wie es im Wiener Schlachtbericht prahlerisch hieß. Es gelang aber dem geschickten Eichel auf der Fahrt zum feindlichen Hauptquartier die wichtigsten Papiere zu vernichten. In der Tat hatten die kroatischen Horden böse im Lager gehaust. Der König hatte nichts mehr, als was er auf dem Leibe trug, und lebte „von der Gefälligkeit seiner Offiziere." Auf einem abgerissenen Blatt berichtet er nach Berlin: „Die Oesterreicher sind total geschlagen, ein andermal mehreres."

Nun vermochte Karl von Lothringen seinem kaiserlichen Bruder keinen Sieg zur Krönung schenken. Am 3. Oktober war Franz in Frankfurt gekrönt. Seine Königin war mit ihm dort. Sie freute sich über alle Maßen, daß der geliebte Mann das Kaiserornat tragen durfte. Als er aus dem Römer zurückgekommen war, gab die glückliche Frau mit dem Schnupftuch das Zeichen zum Hochruf. Gewiß, Kaisermantel und Kaiserkrone standen dem schönen Manne sehr gut. Aber das war eigentlich auch alles. Wohl hatte er gute Eigenschaften, einen gesunden Menschenverstand, vor allem aber einen Rechengeist, der ihn trieb, seine Reichtümer, die er in Venedig und Amsterdam angelegt hatte, zu mehren. Sonst aber war er wohl der Träger des Hermelins, seine tapfre Frau war der „heimliche Kaiser". Mit Recht nannte man sie Kaiserin-Königin. Sie war es, die mit ihren Ministern und Räten die Kaisergeschäfte nach dem Gesichts-

punkt der österreichischen Politik besorgte. Das Gefühl, einen großen politischen Sieg durch die Kaiserwahl ihres Gemahls erlangt zu haben, hob den Mut Maria Theresiens: sie dachte nicht an Frieden. Was bei Soor verloren war, mochte in Niederschlesien wiedergewonnen werden.

Der Sieg von Soor hatte für den König wenig strategische Bedeutung. „Ich habe," schreibt er an Podewils, „von meiner Seite getan, was Menschen möglich ist und von mir abhängt, den Rest der Siege überlasse ich der Vorsehung, und Sie werden mir bezeugen können, daß ich nichts vernachlässigt und mir nichts vorzuwerfen habe." Immer wieder sucht Friedrich, auch in seinen Briefen, eine Rechtfertigung vor sich selbst. Er will sozusagen sich selbst schriftlich bescheinigen, daß er seine Pflicht gegen den Staat erfüllt. Die Lust am Ruhm selbst ist längst erloschen. Wohl möchte er Ruhe, aber er darf sie sich nicht gönnen, denn seine Feinde sind geschäftig.

Während Friedrich glaubte, daß es zum Frieden kommen würde, wurde in Dresden gesponnen und beraten. Die Sachsen wollten mit Gewalt das Stück Preußen erobern, das ihnen als Beute zugesagt war. Maria Theresia sandte vom Rhein ein Hilfskorps. Prinz Karl von Lothringen, verstärkt wiederum durch sächsische Truppen, sollte von Böhmen in die Lausitz einbrechen. An der preußischen Grenze hatten sich Russen gesammelt, und schon waren zwei österreichische Generale zu diesen neuen Verbündeten unterwegs. Der schwedische Gesandte Rudenschöld war der erste, der den König warnte. Es war gerade am Tage, am 11. November, als die Fahnen von Hohenfriedberg und Soor in feierlichem Zuge zur Garnisonkirche gebracht wur-

den. Augenblicks beschloß der König wieder ins Feld zu ziehen und sich über den Lothringer herzumachen. Der alte Fürst Dessau sollte sein Heer bei Halle sammeln und die Sachsen anfallen. — Bei Katholisch-Hennersdorf überfiel Ziethen die Quartiere der sächsischen Vorhut. Er machte an tausend Gefangene mitsamt ihrem General Buchner. Von dem Prinzen und seinen Oesterreichern bekam Friedrich kaum etwas zu sehen; der Lothringer machte, daß er davon kam, und ließ seine ganzen Magazine im Stich. „Ich habe die Oesterreicher geschlagen, ohne daß ich sie erreichen konnte," spottete Friedrich. Weniger schnell wie sein König war der alte Fürst-Feldmarschall. Friedrich mußte drängen und drängen. Der Alte machte fortwährend Vorstellungen, bis zum Ueberdruß. Friedrich mußte ihn förmlich zum Angriff zwingen. „Ich kann nicht leugnen, daß ich gar übel mit Ew. Durchlaucht Mannövers zufrieden bin. Ich weiß, daß ich mich allemal so deutlich ausdrücke, daß sein Tage kein Offizier von meiner Armee geklagt hat, daß er mir nicht verstünde, und ist mein Feldmarschall der Einzige, der meine deutlichen Befehle nicht verstehen kann oder verstehen will; Sie bringen mir um Ehre und Reputation." Solche Sprache mußte schließlich wirken. Am 15. Dezember griff der alte Fürst den Feind an und erfocht den glänzenden Sieg von Kesselsdorf. Der Hauptgrund seines Zögerns war die Furcht, an der Neige einer berühmten Feldherrnlaufbahn noch Schläge zu bekommen. Die Sage erzählt, daß der alte Fürst, auf der weißen Wintererde vor seinen Kolonnen haltend, ein sehr seltsames Gebet getan habe: „Gott möge ihm helfen und beistehen, oder wenn er das nicht wolle, so möge er doch wenigstens den verdammten Schurken von

Feinden nicht beistehen, sondern ruhig zusehen, wie es ausginge." Es ging gut aus. Zwei Tage später konnte Friedrich den alten Helden auf dem Schlachtfeld von Kesselsdorf umarmen. Beim Lärchenbusch an der Wilsdruffer Straße, wo der Fürst Befehl zum Angriff mit den Worten: „In Jesu Namen, marsch!" gegeben hatte, trafen sich König und Marschall. Friedrich war vom Pferd gesprungen und ging entblößten Hauptes dem alten Manne entgegen; und Augenzeugen haben bekundet, wie sehr es im Gesicht des Fürsten über diese Auszeichnung zuckte und leuchtete. Er konnte nun als Niebesiegter in die Gruft seiner Väter steigen, dieser greise Sohn des Mars.

Das war die vierte Schlacht, welche die preußischen Waffen innerhalb sechs Monaten gewonnen hatten. Mit klingendem Spiel zogen wenige Tage später die siegreichen Regimenter in Dresden ein. Der Friede, den Maria Theresia so lange verweigert hatte, war blutig erkämpft. Friedrichs Feinde hatten das Fürchten gelernt. „Möge der allgütige Gott uns behüten," seufzte der russische Kanzler Bestuschew, „daß der König von Preußen von den hiesigen Rüstungen erfährt und uns ebenso zuvorkommt, wie er es bei den Sachsen getan hat." Längst hatte König Georg von England auf einen Bericht des österreichischen Geschäftsträgers kopfschüttelnd geantwortet: „Der König von Preußen wird an einem Tage mehr tun als Prinz Karl von Lothringen in sechs Monaten." Friedrich aber war entschlossen, Mäßigung zu üben. Er bestand nur auf der Aufrechterhaltung seiner schlesischen Erwerbungen aus dem ersten schlesischen Krieg. „Ich zeige Europa viel Mäßigkeit, vielleicht wird das die Leute von der Vorstellung des ausschweifenden Ehrgeizes,

den sie mir beilegten, zurückbringen." Dieser Entschluß, den er nach Soor faßte, blieb auch trotz der zwei neuen Siege bestehen. Am Weihnachtsmorgen 1745 wurde der Friede unterzeichnet. „Ich werde fortan keine Katze mehr angreifen," sagte Friedrich, „es sei denn, um mich zu verteidigen. Für mich liegt mehr wahrhafte Größe darin, für das Glück meiner Untertanen zu sorgen, als für die Ruhe Europas." Wie sehr er unnütz vergossenes Blut bedauerte, lehrt folgende Begebenheit. Einst durchschritt der König die Vorposten. Er wollte gern einen der österreichischen Husaren, die vor der Front herumplänkelten, als Gefangenen vor sich sehen, um etwas über die feindliche Stellung zu erfahren. Es hatte sich aber keiner der flinken Husaren erwischen lassen. Da ließ der Oberst, der die Vorposten befehligte, eine Büchse holen und rief den Dragoner Arndt, einen treffsicheren Schützen, heraus. Dieser sprang vom Pferd, lud die Büchse, sah den König an und sprach: „Aber nur das Pferd, Ew. Majestät!" Zugleich mit diesen Worten fast stürzte drüben ein Husarenschimmel von der Kugel getroffen. Arndt saß geschwind auf seinem Roß, holte den davonlaufenden Husaren ein und brachte ihn zum König. Der drückte ihm zwei „Goldfritzen" in die Hand und sagte: „Brav, mein Sohn. Nicht unnütz einen Menschen erschießen!"

Die Waffen ruhten, die Kriegsstürme schwiegen — elf Jahre lang. Der Genius des Königs, der sich im Feldherrn und Staatsmann gezeigt hatte, konnte nun in segensreicher Friedensarbeit wirken und den König zeigen als das, was er sein wollte, als den ersten Diener seines Staates. Er wollte aus ehrlichem Herzen den Frieden. „Mein gegen-

wärtiges System ist, den Frieden zu verlängern, so lange es geschehen kann, ohne die Majestät des Staates zu verletzen. Es steht uns nicht an, den Krieg wieder anzufangen. Ein coup d'éclat wie die Eroberung von Schlesien, ist den Büchern vergleichbar, deren Originale gelingen, deren Nachahmungen abfallen." Diese Worte, die der König in seinem politischen Testament anno 1752 niedergeschrieben hat, waren seit Beendigung des zweiten schlesischen Krieges sein Grundsatz. Er kannte jetzt das Schwergewicht der Großmonarchien. Es war doch nicht leicht gewesen, den Habsburgern Schlesien abzugewinnen. „Die Großmonarchien gehen ihren Weg von selber, trotz eingerissener Mißbräuche und halten sich durch ihr Gewicht und ihre innerliche Stärke; die kleinen Staaten werden schnell zermalmt, sobald nicht alles bei ihnen Kraft, Nerv und Lebensfrische ist." Ein Monarch, der die Grenzen seines Staates so klar erkannte, konnte nicht wünschen, ihn aus dem Frieden zu reißen, wenn es nicht die Ehre eben dieses Staates galt. Wohl weiß König Friedrich, daß Feinde ringsum sind, daß kein Mensch auf der Welt ihm seine Erfolge gönnt, aber er hofft, daß seine Kriegsmacht und sein Ruf als Feldherr ihn davor sichern werden, „daß der jetzt geschlossene Friede nicht leicht von denen verletzt wird, denen die Preußen ihn aufgezwungen haben." Glaubte er seiner Feinde in dieser Hinsicht sicher zu sein, so glaubte er dasselbe auch von sich selbst. Ehrgeiz wird ihn nicht mehr stacheln. „Ich denke nur noch an das Eine: die Tage, die der Himmel mir noch bescheidet, in Ruhe dahinzubringen, das Vergnügen zu genießen ohne Mißbrauch, so viel Gutes zu tun als in meinen Kräften steht und Irrtum, Arglist und Eitelkeit denen zu überlassen, die sich davon berücken lassen wollen." Im

übrigen denkt Friedrich an einen frühen Tod. Im Frühjahr 1746 nahm er in Pyrmont eine Kur. Die Strapazen des Feldzuges hatten seine Gesundheit stark mitgenommen, die Gicht zeigte sich. „Ich habe die Gicht gehabt, und das ist so sicher, daß ich noch jetzt geschwollene Füße habe; das ist nicht angenehm, das ist vorzeitig. Aber es ist wahr." Die Gicht sollte fortan seine ständige Begleiterin sein. Sie hat ihn ebensowenig wie seine Feinde je untergekriegt, so sehr er damals fürchten mochte, ein frühes, gebrechliches Alter zu erleben. Er aber wollte, wie Kaiser Vespasian es einst gewünscht hatte, „stehend sterben" — „stante pede morire" — wie er in seinem Latein es ausdrückte.

Die großen Aufgaben des Friedens nahmen den König ganz hin. Die Staatsverwaltung, die sein Vater geschaffen, war für Friedrich ein unanfechtbares Erbe, das man wohl in seinem Wesen ausbauen konnte, dessen Linien man aber nicht wesentlich verrücken durfte. Alle Fäden liefen schließlich in der Hand des Königs zusammen. Er war der Mann am Ruder, war der Präsident einer Reihe von Ministern. „Nach unseren Verwaltungseinrichtungen tut der König im Staate alles, und die anderen Behörden führen eine jede in ihrem Bezirke nur das aus, was ihres Amtes ist."

Es war die heiligste Einrichtung des Staates, das Recht, an dessen Besserung Friedrich sich zunächst begab. Er erinnerte sich gern einer kleinen Begebenheit: Einem König von Epirus überreichte einst ein armes Weib eine Beschwerde. Da fuhr der König sie an und gebot ihr, ihn in Ruhe zu lassen. Das Weib aber sprach: „Und wozu bist du denn König, wenn du mir nicht Recht schaffen willst?" — Sehr hübsch ist eine Geschichte aus des großen Königs eigenem

Leben, die lebhaft an die aus Epirus erinnert und den Vorzug hat, wahr zu sein. Einmal, so wird erzählt, besuchte Friedrich nach einer Truppenschau auch ein königliches Gut. Auf dem Rückwege begleitete ihn der Amtmann, der vom Könige dazu aufgefordert war. Ehrerbietig ritt er einige Schritte hinter dem Könige auf der linken Seite und klagte Stein und Bein über den Verfall des Gutes, alle seine Bitten um die Einsetzung einer Untersuchungskommission seien fruchtlos gewesen. Dieser Klagen überdrüssig, sagte der König: „Reite er doch auf die andere Seite, auf dem linken Ohr höre ich nicht gut." Der Amtmann leistete dem Befehl sogleich schuldige Folge, fuhr aber im Anbringen seiner Beschwerden fort. „Da muß Er sich," entgegnete der König, „an den Minister wenden." — „Ach, Ihro Majestät," fiel sogleich der Amtmann ein, „der hört auf beiden Ohren nicht!" Dieser Einfall bewirkte, daß sehr bald die Beschwerden abgestellt wurden. — Eine Kabinettsorder vom 12. Januar 1746 befahl dem Kanzler Samuel von Cocceji, an alle Justizkollegien einen Befehl zu erlassen, wonach darauf hinzuarbeiten sei, daß jedermann, ohne Ansehen der Person, eine kurze und solide Justiz ohne große Sporteln und Kosten, unter Aufhebung der gewöhnlichen Verschleppung, und nur beherrscht von Vernunft, Recht und Billigkeit, wie es das Beste des Landes und der Untertanen erfordere, erhalten solle. Ein Prozeß sollte nicht länger dauern als ein Jahr. Mit den noch schwebenden Rechtsstreitigkeiten sollte aufgeräumt werden, daß es seine Art hatte. Cocceji war der rechte Mann dafür, und der König unterstützte sein Walten so tatkräftig, daß etwas vor sich gebracht wurde. Die Weisheit des Alters, — Cocceji war

schon damals 67 Jahre alt — verbunden mit einer ungeheuren Arbeitskraft, schaffte in der Tat Unglaubliches. Am Gericht zu Stettin schwebten an achthundert Prozesse, die schon über ein Jahr anhängig waren; einer sogar über zweihundert Jahre mit 70 Aktenbänden. Von Januar bis Ende Mai räumte Cocceji in Stettin und Köslin im ganzen zweitausend Prozesse aus dem Wege. In Berlin vor dem Tribunale und dem Kammergericht waren es an vierzehnhundert. Natürlich ging es beim Säubern dieses Augiasstalles etwas rauh zu. „Marsch, marsch, was fällt, das fällt," sagte Coccejis Gehilfe Jariges.

Der Sportelwirtschaft wurde ein Ende gemacht, obgleich ein hoher Justizbeamter seufzte: „Woher denn das Brot nehmen in der Wüste?" Alle Gebühren flossen in eine Kasse, aus welcher die Gehälter der Richter aufgebessert wurden. Sie alle, die bisher auf Sporteln angewiesen waren, sollten durch erhöhte Gehälter unabhängig werden. Wer sich in seiner Amtsführung nicht bewährt hatte, wurde entlassen. Ein schweres Geschick für den, den es traf, denn ein Ruhegehalt gab es nicht. Siebenzehn Räte des Berliner Kammergerichts kamen auf einmal aus dem Amt. Mit der Verschleppung der Prozesse, welche die dauernden Sporteln und Schmiergelder geschaffen hatte, war es nun ein für allemal zu Ende. Feste Gebühren und festes Gehalt. Der König gedachte zuerst, auch den Anwälten feste Bezüge aus der Staatskasse anzuweisen. Es gab eine Unmenge im alten Preußen, deren viele als dunkle Ehrenmänner ihrem Erwerbe nachgingen. König Friedrich Wilhelm hatte schon tüchtig unter ihnen aufgeräumt, und die, welche blieben, gezwungen, einen kleinen seidenen Mantel zu tragen, „damit man," wie

er derb sagte, „auf den ersten Blick die Spitzbuben von den ehrlichen Leuten unterscheiden könnte." Auch Cocceji fand, daß es schlimm mit dem Stande aussah, daß nur wenige dieser Anwälte des Rechts das nötige Ehrgefühl und die nötigen Kenntnisse hatten. Auch eine Schar von Winkeladvokaten machte sich breit, „eine wahre Pest der Justiz." Von den Anwälten wurde ebenso wie von den Richtern eine gründliche juristische Bildung verlangt. Jede Verschleppung wurde streng bestraft. Die Gebühren durfte der Anwalt erst nach Beendigung des Prozesses erheben, aus dem klugen Grundsatz, daß er dann selbst ein Interesse an der Abkürzung des Verfahrens habe. Die guten Elemente des Standes wünschten wohl, den seidenen Mantel loszuwerden, an welchem nun einmal der Makel jenes königlichen Wortes hing. Indes Friedrich war darin hartnäckig. Ironisch erklärte er, der Mantel des Advokaten sei lediglich eine Auszeichnung, eine Uniform, wie der Soldat sie trüge.

Jedes Gericht war verpflichtet, „allen Menschen, ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen, gleiche und unparteiische Justiz zu administrieren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Witwen und Waisen, auch anderer Bedrängter, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen." — Das Recht der Krone, die seitherige Kabinettsjustiz, schränkte der König wesentlich ein.

„Sie sollen auch auf keine Reskripte, wenn sie schon aus unserem Kabinett herrühren, die geringste Reflexion machen, wann darin etwas wider die offenbaren Rechte sub et obrepiert worden oder der strenge Lauf Rechtens dadurch ge-

hindert und unterbrochen wird; sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtnis sofort berichten."

Daß das Recht selbst über den Monarchen stehen müsse, diese Erkenntnis rang sich in dem hohen Geiste des Königs immer mehr durch. „Ich habe mich entschieden," sagte er später, „den Lauf der Prozesse niemals zu stören; in dem Gerichtshof müssen die Gesetze sprechen und der Souverän schweigen."

Der lebhafte, klar erkennende Geist des Königs förderte die Reform der Rechtspflege nicht nur in ihrer äußeren Gestalt, er deutete auch den Kern des Rechts in einer Schrift, die im Januar 1750 in der Akademie der Wissenschaften in Berlin verlesen wurde. Es lagen dieser Schrift eingehende Studien zu Grunde; der König hatte sich in das Recht der verschiedenen Länder vertieft. Vielfach noch wurde der Dieb an den Galgen gehängt. Dies harte Gesetz scheint dem König von den Reichen gemacht. Hier wallt ein lebhaftes soziales Empfinden in Friedrich auf, das wir wohl beachten wollen, denn es war in vielen Gliedern seines Hauses wach. „Sollten die Armen", so rief er aus, „nicht mit Recht entgegnen können: Warum hat man denn kein Mitleid mit unserm beklagenswerten Zustand; wäret Ihr barmherzig, wäret Ihr menschlich, so würdet Ihr uns helfen in unserem Elend, und wir würden nicht stehlen. Sagt, ist es gerecht, daß alle Glücksgüter dieser Welt für Euch sind und daß alle Mühseligkeiten auf uns lasten?" Der König will die schweren Strafen aufsparen für die schweren Verbrecher, für Totschlag, Mord, Raub, damit die Strafe immer gleichen Schritt halte mit dem Verbrechen:

„Sich einbilden, daß die Menschen sämtlich Teufel sind, und sie mit Grausamkeit verfolgen, wäre das Wahngesicht eines scheuen Menschenhassers; voraussetzen, daß die Menschen sämtlich Engel sind, und ihnen den Zügel schießen lassen, wäre der Traum eines törichten Kapuziners; glauben, daß sie weder alle gut noch alle schlecht sind, ihre guten Handlungen über den Wert lohnen, ihre schlechten unter dem Maß strafen, Nachsicht üben gegen ihre Schwächen und Menschlichkeit haben für alle, das heißt handeln wie ein vernünftiger Mensch soll."

Aber wie in der Justiz, so war der König auch der Meinung, daß in der Verwaltung „jetztunder der alte Sauerteig ausgekehrt werden müsse." Hier griff Friedrich unmittelbar ein. Sein Vater hatte als Mittelpunkt der gesamten Verwaltung das Generaldirektorium geschaffen, das, in vier Abteilungen gegliedert, die Verwaltung der Provinzen besorgte. Es gab also keine eigentlichen Fachministerien wie heute. Daneben waren zwar im Laufe der Zeit noch einige Fachminister eingetreten, oder es hatten die Abteilungsminister Fachministerien übernehmen müssen. Das ganze Gefüge hin und her war schwierig genug. Nur durch gemeinsames Zusammentreten waren gültige Beschlüsse zu fassen. Daß dabei die Ansichten aufeinanderplatzten und viel gestritten wurde, war natürlich. „Sie sollen nicht," schreibt der König, „Ihre Zeit mit wunderlichen Disputen zubringen, und wenn Sie sich nicht in sechs Minuten vergleichen können, so soll sofort Bericht an den König erstattet werden." Die Fürsorge Friedrich Wilhelms I. für seine Minister hatte verfügt, daß bei längeren Sitzungen um zwei Uhr ein Essen von vier Gängen aus der königlichen Küche aufgetragen werde,

so gut, „als wenn vor seine königliche Majestät selbst angerichtet würde." Wohl mochte solch ein Essen öfters zu längeren Beratungen verlockt haben. Dieser Annehmlichkeit des Daseins machte Friedrich sofort ein Ende. Er meinte: „wenn sie fleißig arbeiten, So können sie ihre Arbeit des morgens in Curenten Sachen in drei Stunden verrichten, wenn Sie Sich aber Historien vertzehlen, Zeitungen lesen, So ist der gantze Tag nicht lang genug." Von einem jeden, der in des Königs Brot steht, will dieser Brotherr auch solide, greifbare Arbeit. Stets und ständig dringt Friedrich darauf. Seine Geheimen Finanzräte sollen ebenso gut arbeiten, wie ihre Sekretäre. „Besser und flinker wie bisher, und nicht etwa glauben, daß sie nur zum Ansehen da seien." Es ist ganz und gar nicht genug, erklärt der König, daß etwas angeordnet und befohlen werde, sondern die Hauptsache sei, darauf hinzuhalten, daß es prompt ausgeführt werde. Vom Kammerpräsidenten hinab bis zum niedrigsten Akzisebeamten soll jeder für den Bürger da sein. Nicht erschweren soll sein Beamtenheer den Städtern und Bauern das Leben, sondern erleichtern und fördern. Das kluge Auge des Königs sah tief in die Dinge hinein. In scharfer Weise geißelte er einmal die Steuerräte, welche die Aufsicht über die Stadtverwaltungen führten. „Er ist impertinent gegen den Bürger, spielt den Minister, behandelt alle Sachen en bagatelle und erniedrigt sich kaum, mit dem Bürgermeister, Ratmannen und Bürgern, mit welchen er doch zu sprechen hat, umzugehen. Er sieht nur darauf, daß er ein gutes Quartier hat in den Städten, wohin er kommt, und daß er vom Magistrat traktiert werde; alsdann ist alles gut in der Stadt." Solche Faultiere und Schmarotzer will der König nicht, will keine

Bedrückung der Bürger und Bauern. Die Pacht soll nicht so hoch geschrieben werden. „Das Plus ist verflucht, welches durch das Unglück anderer Leute gemacht wird."

Einen großen Zug hatte die Bauernpolitik des Königs: „Wahrer Reichtum ist nur das, was die Erde hervorbringt. Die Bauern sind die Pflegeväter der Gesellschaft, sie muß man zum Ackerbau ermuntern, darin besteht der wahre Reichtum des Landes." Noch hatten viele Landstriche sich von den Wunden des dreißigjährigen Krieges nicht erholt. Noch war die Bevölkerung da und dort nicht so dicht, wie sie vor hundertundfünfzig Jahren gewesen war, bevor jener mörderische Krieg begann. Und doch machte, nach Friedrichs Wort, die Zahl der Menschen den Reichtum der Staaten aus. Jede lebendige Kraft, die Arme hatte zum Schaffen, die ein Hirn hatte zum Denken, war diesem großen König ein Kapital, das dem Staat dienstbar gemacht werden konnte. Wo indes die Natur große Hindernisse stellte, die der Arm Einzelner nicht überwinden konnte, war der König bereit zu helfen. „Wenn es in meinem Staate Dinge gibt, die über die Kraft meiner Untertanen hinausgehen, so habe ich die Kosten dafür zu tragen und sie die Früchte derselben einzuernten."

Sein Vater hatte den Rhin- und Havelbruch trocken legen lassen, hatte dasselbe auch mit dem Oderbruch geplant, dann aber, die ungeheuren Kosten scheuend, die Berechnungen und Pläne zusammengelegt, in einem Umschlag versiegelt und darauf geschrieben: „Für meinen Sohn Friedrich." Es war ein Vermächtnis des Vaters, das Friedrich hier antrat. Im Sommer 1747 begannen die Arbeiten im Oderbruch: Eindämmungen, das Graben eines neuen Bettes, Erdaufschüttungen, Rodungen und was sonst dazu gehörte. Sieben

Jahre lang dauerte dieser friedliche Kampf, der dem Siebenjährigen Krieg vorausging. Es wurden an 12 bis 14 Quadratmeilen ungenutzten Landes in fruchtbaren Ackerboden verwandelt. Mit Recht durfte Friedrich sagen, daß er hier eine Provinz im Frieden erobert habe. Es konnten über 1200 Familien auf dem neugeschaffenen Grund und Boden angesiedelt werden. Nicht nur hier im Oderbruch — dies war das größte Siedelungswerk — sondern überall, wo es ging, wurden Brüche ausgetrocknet und urbar gemacht. So entstanden in Pommern an neunzig neue Dörfer, fünfzig im Oderbruch der Mark, fast hundert in der Prignitz und der Kurmark, wahrlich ein gewaltiges Werk! „Ich kann nicht leugnen," sagte Prinz Moritz von Dessau, der den König verständnisvoll und tatkräftig unterstützt hatte, „wer solche Oerter fertig aufgebaut und mit hundertundfünfzig bis zweihundert Seelen besetzt siehet, wo sich vor einigen Jahren noch die wilden Tiere aufhielten, der muß sich über Eure Majestät Anordnung zur Wohlfahrt der Armee und der Lande ohne Unterlaß freuen." Ein Königsbrief rief Heimatlose und Heimatmüde ins Land. Den Anfang machten Rheinpfälzer, Rheinhessen und Schwaben, dann kamen mecklenburgische Bauern und schwedische Pommern, auch fleißige Sachsen aus dem Kurfürstentum fanden sich ein; endlich Evangelische aus den österreichischen Gebirgsländern. Jedenfalls war die größere Zahl der Bauern dieser Dörfer neu zugewandert. Die Taufe der neuerstandenen Dörfer erfolgte auf die einfachste Weise: Nach den Namen von Ministern, Generalen und Erbgesessenen, die sich irgend ein Verdienst um die Heimat erworben hatten. Da entstanden Blumenthal, Kattenhof, Podewilshausen, Coccejendorf, Rotenburg,

Forkadenberg, Schmalzenthin und andere. Der König war mit allem zufrieden; ihm war die Hauptsache, daß die Dörfer dastanden, mit eingezäunten Gehöften, mit Schulhäusern und Friedhöfen, daß dort gearbeitet, geheiratet, geboren und gestorben werden konnte; wie so ein Dorf benannt wurde, war ihm gleich, der Name ihm Schall und Rauch: „Daß je simpler solche Namens seien, je besser es damit sein wird." Auch nach dem Siebenjährigen Kriege setzte der König diese Siedlungsarbeit fort, vor allem im Warthebruch. Noch heute trägt eins dieser Siedlungsdörfer den Namen Friedrich der Große. Diesen neuen Dörfern gab der König auch amerikanische Namen, um dem Amerikafieber Auswanderungslustiger gerecht zu werden, die er in diesen „preußisch-amerikanischen" Siedlungen festhielt. Wir nennen nur: Pennsylvanien, Jamaica, Louisa, Saratoga, New-Hampshire.

Die Volkszahl der alten Lande stieg beträchtlich. In den vierzehn Jahren von 1740 bis 1753 zählte man 400 000 Seelen Vermehrung. Ganz Preußen hatte um jene Zeit vier Millionen Einwohner, Berlin 100 000, Breslau und Königsberg etwas über 50 000, Halle 30 000, die Festungen Magdeburg und Stettin waren noch zwischen 15 000 und 20 000 Einwohnern; ungefähr 30 Prozent der Bevölkerung wohnte in den Städten, 70 Prozent dagegen auf dem flachen Lande.

Von den fast dreiviertel preußischer Bevölkerung, welche auf dem platten Lande lebten, waren die meisten den adeligen Großgrundbesitzern erbuntertänig, denn es gab allein in der Kurmark und in Pommern über 2500 adelige Dörfer, denen nur ungefähr 1200 königliche und städtische Dörfer gegenüberstanden. Diese Erbuntertänigkeit hatte ihre furchtbaren Härten; sie war mehr oder weniger eine Hörigkeit, eine Leib-

eigenschaft. Die Gutsherrschaft war zugleich Gericht, Polizei, Kirchenvorstand. Der Bauer und Kätner gehörte zur Scholle, durfte sich nicht vom Flecke rühren, wenn der Grundherr es verbot, durfte nicht ohne Erlaubnis heiraten, nicht ohne Erlaubnis seine Kinder in fremden Dienst geben, denn der Gutsherr hatte auf die Dienste dieser Kinder den Vorzugsanspruch. Jede Freiheit war solchem Hörigen verschränkt. Er mußte wöchentlich verschiedene Frontage für die Gutsherrschaft hergeben, ohne Anspruch auf Entschädigung. Die große Seele des Königs empfand diesen Zustand als unerhört. Sie bäumte sich dagegen auf. „Es gibt," schreibt der König, „in den meisten Staaten Europas Provinzen, in denen die an die Scholle gefesselten Bauern Sklaven ihrer Grundherren sind; es ist dies von allen Lagen die unglücklichste, die am meisten die Humanität empört. Sicherlich ist kein Mensch geboren, um Sklave von seinesgleichen zu sein; man verabscheut mit Recht einen solchen Mißbrauch, und man sollte meinen, daß man nur zu wollen brauche, um diese barbarische Gewohnheit zu beseitigen, aber dem ist nicht so: sie hängt mit allen Verträgen zwischen den Besitzern der Ländereien und den Anbauern zusammen; der Ackerbau ist auf die Dienste der Bauern begründet. Wollte man diese abscheuliche Einrichtung auf einmal beseitigen, so würde man die ganze landwirtschaftliche Ordnung umstürzen; man müßte den Adel für einen Teil der Verluste, die er erleiden würde, entschädigen."

Hier stießen sich eben die Sachen hart im Raume. Das geschichtlich Gewordene, mochte es noch so hart sein, war da und ließ sich nicht so leicht beiseite schieben. Auf seinen Domänendörfern konnte der König bessern, und er tat es un-

gesäumt. Jeder Domänenpächter, der ein eigennütziger Bauernplacker war, hatte er noch so gut gewirtschaftet, noch so pünktlich seine Pacht bezahlt, wurde entlassen. Vor allen Dingen wünschte der König, die Fron einzuschränken. Er ließ eine Erhebung anstellen, nach welcher es in dieser Beziehung schlimm aussah. Viele hörige Bauern wurden zu sechstägiger Fron in der Woche herangezogen, viele zu vier und fünf Tagen. Der König konnte das wohl auf seinen Domänen ändern, aber der grundgesessene Adel zeigte durchaus keine Neigung, bei seinen Hörigen Erleichterungen eintreten zu lassen. Auf das strengste, — es war eine Strafe bis zu sechs Jahren Festung, — verbot Friedrich seinen Domänenpächtern, die Bauern zu schlagen. Die Gräfin Geßler — ihr Mann war jener Graf Geßler, der bei Hohenfriedberg mit den Bayreuther Dragonern die glänzende Attacke geritten hatte, — wurde wegen Mißhandlung ihrer Untergebenen zu sechs Jahren Arrest verurteilt. Sie entzog sich der Strafe durch die Flucht. Als der General Friedrich Vorstellungen machte, erklärte Friedrich dem beliebten Offizier, „daß die Justiz für jedermann und alle Leute ohne Ausnahme sei, und daß also auch, wenn Personen vom Stande der Edelleute sündigen, sie nach den Regeln des Rechts dafür büßen und gestraft werden müßten."

Der preußische Staat, wie er Friedrich überkam, war ein reiner Agrarstaat. Wohl hatte Friedrichs Vater erkannt, daß „Manufakturen" Geld und Wohlstand ins Land brachten; aber der Kaufmann, selbst der Handelsherr großen Stiles, war doch ein wenig geachteter Stand, auf den „der elendeste Gelehrte und Beamte" tief herabsah. Friedrich hatte als Kronprinz in seinem Antimachiavell wohl ausgeführt,

daß die Manufakturen aller Art das Nützlichste und Einträglichste für den Staat wären, weil sie die Bedürfnisse der Einwohner decken könnten und so verhinderten, daß das Geld außer Landes ginge, weil sie auch fremde Kundschaft heranzögen und Geld einströmen ließen. Aber schließlich waren Handel und Industrie Gebiete, die dem Staatswesen so neu waren, daß hier nur vorwärts getastet werden konnte. Friedrich mußte hier förmlich der Lehrmeister seiner Minister werden. Als der alte Handelsminister starb, rief Friedrich einen Kaufmann Fäsch, einen französischen Schweizer, bisher Agent preußischer Interessen in Amsterdam, in dieses Amt. In dem Programm, das der König diesem Manne entwirft, ist wieder jener große Zug klarer Erkenntnis dessen, was notwendig ist. Es ist nach Meinung des Königs nicht auffallend, daß es in einem Lande, das den Handel nie gekannt hat, viel zu tun gibt. „Aber," so sagt er, „wir haben Häfen, Flüsse und Fahrzeuge; was uns fehlt, ist nur ein wenig mehr Betriebsamkeit und einige Großhändler, die hinlänglich reich sind, um die neuen Unternehmungen zu betreiben; die Zeit und unabläßige Hingebung werden das Uebrige tun." Zur Ausfuhr, meint der König, seien da: Holz, Korn, Wollstoffe, Hanf, Flachs, Leinwand und Wachs; hochstämmiges Holz sei in Pommern und Brandenburg genug; schon schicke die Mark ihre Webewaren auf die Messen nach Braunschweig, Leipzig, Frankfurt, sogar nach Spanien. Er denkt an einen Schiffsbau in Stettin und Königsberg. An Waren, die das Land nötig hat, nennt er: Gewürze, Zuckerwaren, Schnupftabak, (von dem die königliche Dose große Quantitäten verbraucht!) Pelzwaren und Drogen. Ein Zwischenhandel, meint er, müsse sich entwickeln. Einfuhr und Ausfuhr,

Zwischenhandel und Schiffsgeschäft, alles seien dankbare Aufgaben für unternehmende Kaufleute. Von Emden aus, der Hafenstadt der neugewonnenen Provinz Ost-Friesland, gingen in den Jahren 1752 und 1753 die ersten Handelsschiffe hinaus, einer Handelsgesellschaft, die mit Bewilligung des Königs ein Schotte William Stuart gegründet hatte. Im Juli 1753 kam das erste Schiff „der König von Preußen" von Kanton zurück, reich beladen mit Thee, Porzellan, Rohseide und seidenen Stoffen, lauter Chinawaren. Von den Messen reisten Kaufleute hinzu, um anzukaufen. Die Gesellschaft zählte hier einen Gewinn von 200 000 Talern. Alsbald stiegen die Aktien 100 Taler über Pari. König Friedrich gebot, daß nur von der Emdener Gesellschaft Tee und Porzellan zur Einfuhr erworben werden dürfe. Die Seeleute erzählten gar manches aus China: die Chinesen hätten vorher schon vieles von den Preußen gehört und hätten staunend die ersten preußischen Schiffe in chinesischen Häfen begrüßt.

„— — — — Durch ferne Meere zieh'n preußische Flaggen,
Kehren bald zurück, mit allen Schätzen der Handlung
Und weh'n zu der Ehre der Deutschen in jauchzenden Häfen,"

also sang ein Zeitgenoß, der Poet Zachariä.

So sehr Friedrich sich über das Gelingen freute, er blieb doch in der Wirklichkeit, ließ sich von dem Gedanken eines „Preußen als Seemacht" nicht blenden: „Ich werde es niemals vollendet sehen, aber die Nachwelt kann es erleben, wenn sie den Plan weiter verfolgt und sich der geeigneten Mittel der Ausführung bedient." Der französische Admiral

Labourdonnais hatte sich für den Dienst Preußens gemeldet, aber Friedrich meinte, „qui trop embrasse, mal étreint“. „Bis jetzt,“ sagte er ein Jahr später, „sind die Hilfsquellen kaum ausreichend, die Armee zu bezahlen.“ Er wußte nur zu gut, daß für Preußen auf dem Lande unter Umständen genug zu tun sein würde. In seinem politischen Testament (1752) sagt der König in klarer Erkenntnis der politischen Lage Preußens: „Wir haben durch die Eroberung von Schlesien den Neid von ganz Europa auf uns gezogen; das hat unsere Nachbarn rührig gemacht, da ist keiner, der uns nicht mißtraute. Mein Leben ist zu kurz, um mich in die beruhigte Stimmung zurückzusetzen, die unseren Interessen zusagt.“ Wohl mochte der König in jenen Tagen empfinden, wie sehr das Wohl des Staates auf seinen zwei Augen ruhte, war er doch in den Jahren 1746 und 1747 recht krank gewesen, sodaß er selbst damals glaubte, nicht wieder zu genesen. „Ich war bis zur letzten Station vor dem Styx; ich hörte schon Cerberus bellen und erkannte schon den alten Totenfährmann und seinen verhängnisvollen Nachen.“ Aber solange Atem in ihm war, wollte er für den Staat sorgen, wollte ihn innerlich so festigen, daß der Staat seine Monarchen trüge. Er strebte in all seinen Zielen nur darnach. „Auf daß das Geschick des Staates gesichert sei, ist es nötig, daß sein Wohl nicht abhängt von den guten und schlechten Eigenschaften eines einzelnen Menschen, sondern daß er sich durch sich selbst aufrecht erhält.“

Aber über seiner rastlosen Arbeit mochte Friedrich die alte Liebe und Sehnsucht nach Kunst und Wissenschaft nicht begraben. „Seit meiner Kindheit,“ so hat König Friedrich sieben Jahre nach dem großen Krieg geschrieben, „habe ich

die Kunst, die Literatur und die Wissenschaften geliebt, und wenn ich zu ihrer Verbreitung beitragen kann, so gebe ich mich dem mit aller der Leidenschaft hin, deren ich fähig bin, weil es in dieser Welt kein wahres Glück ohne sie gibt."

Am 1. Mai 1747 weihte Friedrich durch ein großes Fest sein „Lusthaus auf dem Weinberge," sein Sanssouci ein. Es war zwar kein Haus „Sorgenfrei," sondern die Sorgen um Staat und Heer begleiteten Friedrich auf Schritt und Tritt. Aber wenigstens konnte er seine Freistunden sich so gestalten, wie er es liebte. Die ersten Verse, die des Königs Hand in Sanssouci auf ein Blatt warf, lauten in deutscher Uebersetzung:

„Wer wäre Meister über sein Geschick?
Ein Tor, wer die gelegne Stunde meidet!
Genießen wir den einen Augenblick,
Den morgen uns vielleicht der Himmel neidet."

Das Haus, die Gärten wurden ganz nach den Angaben und Skizzen Friedrichs ausgebaut und angelegt. So steigt aus sieben Gartenterrassen das schmale, feine Schloß empor. Marmorbildwerke schmücken die Terrassen, Lauben, Gänge und Plätze. Meisterwerke der Malerei sind in den Sälen gesammelt. Die Muse des Königs hat ihn in leichten, liebenswürdigen Versen sein Sanssouci schildern lassen:

„Dort auf des Hügels luft'ger Spitze,
Wo frei das Auge schwelgt in fernen Sichten,
Ließ sich der Bauherr zum erhabnen Sitze
Mit Fleiß und Kunst das Haus errichten.
Der Stein, vom Meißel zubereitet,

In Gruppen zierlich ausgebreitet,
Schmückt den Palast und drückt ihn doch mit nichten.
Der Morgensonne erster Strahl
Bricht golden sich im Spiegelsaal.
Sechsfach seht Ihr der Erde Grund sich schichten,
Doch sanfte Stufen lassen Euch entfliehn
Ins Laubrevier, ins hundertfält'ge Grün,
Wo Stamm und Strauch zum Labyrinth sich dichten.
Der Nymphen Schar, das neckisch junge Blut,
Sprüht aus dem Dunkel silberreine Flut
Auf Marmorbilder von nicht schlechtrem Werte,
Als sie dereinst uns Phidias bescherte."

Uns Nachgeborenen scheint dies eigenartige Schlößchen vom König Friedrich unzertrennlich. Aber auch schon für die Mitwelt gehörten Friedrich und Sanssouci eng zusammen. Allerdings von jenen, die einst in Rheinsberg mit ihm lebten, waren drei, die seinem Herzen nahe standen, in das Schattenreich gesunken. Cäsarion-Keyserlingk war in der Blüte seiner Jahre dahingerafft; Freund Jordan hatte noch die Feigenbäume und Rebstöcke aus Frankreich verschrieben, die den Garten von Sanssouci schmücken sollten, dann hatte es auch ihn getroffen; und sterbend hatte Friedrich den treuen Erzieher seiner Jugend, Duhan de Jandun, angetroffen, als er aus dem Feldzug zurückkehrte. — Das Schloß von Sanssouci war frauenlos. Wir wissen, daß das Verhältnis Friedrichs zu seiner Gemahlin nie so gewesen war, wie es sein sollte, jetzt erlosch es ganz. Selbst als der König auf den Tod lag, wagte es Elisabeth Christine nicht, ihn aufzusuchen, auch nicht in der Genesung. „Gott sei gelobt," heißt es in

einem Briefe an ihren Bruder Ferdinand von Braunschweig, „unser teurer König befindet sich besser und ist jetzt ganz außer Gefahr. Er ist sehr krank gewesen, und ich war in tausend Sorgen um ihn. Wenn ich es gewagt hätte, würde ich selbst nach Potsdam gegangen sein, ihn zu sehen.“ Sie litt sehr unter diesem Verhältnis, die arme Frau. Als bei Soor ihr Bruder Albrecht fiel, klagte sie sehr, daß der König ihr nicht einmal eine Anzeige gemacht habe. Einige rasche Zeilen, so kühl sie waren, söhnten sie wieder aus. Aber sonst blieb es beim alten. Elisabeth Christine residierte im Schloß Niederschönhausen, nördlich von Berlin. Peinlich wachte der König darüber, daß seiner Gemahlin alle Ehrenbezeugungen und Rücksichten bewiesen wurden. Jeden Verstoß nahm er persönlich sehr übel auf. Der Geburtstag der Königin wurde stets als ein glänzendes Hoffest gefeiert, nur einer fehlte dabei — der König. Sanssouci hat die verlassene Frau zu Lebzeiten des Königs nie betreten. „Glücklich, wer einmal dort sein könnte,“ klagte sie wohl, „aber nicht all dieser Prunk sollte mich anziehen, sondern nur der teure Gebieter, der den Ort bewohnt. Warum mußte sich alles so wandeln und ich die alte Güte und Gnade einbüßen.“ Ob die Königin nicht doch selbst die Schuld trug? Es lastet ein beredtes Schweigen über diesem Verhältnis der Gatten. Im Sommer 1746 wollten der König und seine Brüder ihrer Mutter ein Fest geben. Der König lehnte es ab, seine Gemahlin einzuladen: weil er fürchtete, wenn sein grognarde pimbêche (zimperlicher Griesgram) dabei sei, so wäre das ganze Fest gestört. „Wir wollen unsere Mutter unterhalten durch einen Ausflug ins Freie und ländliche Vergnügungen: halten wir uns an unseren Vorsatz und

mengen wir nicht Nesseln und Gestrüpp zwischen Jasmin und Rosen." Vermutlich wollte sich der König seine kargen Freistunden nicht durch Uebellaunigkeit verderben lassen, ein begreiflicher Entschluß, der einmal gefaßt, unabänderlich war.

Zu seiner Mutter stand Friedrich in einem innigen Verhältnis, wenngleich die verwitwete Königin kein Tüpfelchen Einfluß besaß. — Das Verhältnis zu Schwester Wilhelmine von Bayreuth war eine Zeit lang getrübt gewesen, aus Gründen, die wohl in der Empfindlichkeit Wilhelmines zu suchen waren. Ja, die Markgräfin hatte es fertig gebracht, Maria Theresia in Frankfurt zu besuchen, während ihr Bruder gegen diese Feindin im Felde stand. Aber dann tat Wilhelmine auch den ersten Schritt zur Versöhnung, und die Stellung der Geschwister zueinander ist nie mehr getrübt worden. Die Schwester war dem König im hohen Grade wesensverwandt, sie hatte gleich ihm den feinen, ausgebildeten Sinn für künstlerische Dinge, für Musik, für Literatur, und wenngleich ihre Memoiren viel Gefabeltes enthalten und durchaus nicht einwandfrei sind, so bezeigt gerade dieses Buch doch ihre außerordentliche literarische Befähigung. Ein von Geist und Witz sprudelnder Briefwechsel entwickelte sich seit 1747 zwischen Bruder und Schwester, der eigentlich nie versiegte, auch nicht in den ernsten Zeiten, als Friedrich im Felde stand und gegen eine Welt von Feinden kämpfte. Immer schüttete er der Schwester sein Herz aus, immer suchte er Trost bei ihr.

Anders war das Verhältnis zu seinen Brüdern. Prinz August Wilhelm, des Königs ältester Bruder, aber immerhin zehn Jahre jünger als Friedrich, war seit dem Jahre 1744

Prinz von Preußen und Thronfolger, da in Friedrichs Ehe keine Kinder waren. Er war mit einer Schwester der Königin verheiratet, erglühte aber in Leidenschaft für ein Hoffräulein, Marie von Pannwitz, und bestand darauf, sich scheiden zu lassen. Der König griff energisch ein und verheiratete die Hofdame. Damit war diese Leidenschaft zu Ende, aber es taten sich andere auf. Friedrich hielt es für geraten, den Prinzen zu warnen. „Wir haben so viel Beispiele von Dummheit, zu welcher die Weiber Männer herumgebracht haben, daß ich meine, ein jeder, der sich seiner Schwäche bewußt ist, muß klug auf sich achthaben und sich seiner Leidenschaft nicht so weit preisgeben, daß er ihr alles opfert und all sein Tun dem Wink des Liebchens anpaßt." Der König galt seinen Brüdern und den Anerben seines Hauses als geizig. „Der alte Onkel ist ein Geizhals," hieß es. Aber Friedrich fand sich mit solchem Urteil ab. „Wenn Sie von den Grundsätzen und dem System abgehen, die unser Vater hier zu Lande eingeführt hat, so werden Sie der Erste sein, der den Schaden davon hat."

Auch des Königs jüngster Bruder, Prinz Heinrich, fand keine Stellung zu ihm. Eine kühle, wägende Natur, war der Prinz schwer zu gewinnen. Und doch warb Friedrich um seines Bruders Herz. Seine Liebe zu seinen Geschwistern, die stets wieder aufwallte und durchbrach, ist einer der schönsten Züge im Charakterbild des großen Königs. Aber Heinrich bewahrte seine Kälte. „Die geringe Freundlichkeit," schreibt Friedrich, „die Sie gegen mich bei jeder Gelegenheit bezeigen, reizt mich nicht, einem Bruder Zärtlichkeiten zu beweisen, der davon so wenig gegen mich übrig hat." Und dann, als Heinrich dennoch seine Liebe beteuert, kommt die

sarkastische Bemerkung des Königs. „Ihre Liebe muß metaphysischer Natur sein, denn ich habe noch niemals gesehen, daß sich Leute auf diese Weise liebhaben, das heißt, ohne sich anzusehen, mit einander zu reden, oder sonst durch das geringste äußere Zeichen ihre Neigung zu verraten." Endlich kommt eine gewisse Entsagung über den König, er findet sich mit Heinrich ab. „Wir haben uns nichts vorzuwerfen, wir sind beide gleich kalt gegeneinander, und da Sie es nicht anders haben wollen, so soll es mir recht sein." Prinz Heinrich wurde der Mittelpunkt einer Partei von Unzufriedenen und konnte sich selbst in den schwersten Lagen des Krieges nicht versagen, den König abgünstig zu beurteilen. König Friedrich wußte das ganz gut. Ihm erschienen schließlich „die Prinzen von Geblüt in den Monarchien als unbefriedigte, unglückliche Zwitterwesen, als eine Art von Amphibien zwischen dem Thron und der Masse der Untertanen."

Was dem Könige die Familie versagte, mußten ihm die Freunde geben. Das erkältete Verwandtschaftsgefühl suchte in umso wärmerer Freundschaft Ersatz. Das Freundschaftsgefühl war in Friedrich von jeher wach und lebendig. Als Keyserlingk und Jordan kurz hintereinander gestorben waren, schrieb Friedrich: „Ich hatte mich auf meine Heimkehr gefreut; jetzt fürchte ich mich vor Berlin, Potsdam, Charlottenburg, vor allen den Orten, die mir die traurige Erinnerung an Freunde wecken, die ich für immer verloren habe." Und als später Graf Rothenburg starb, klagt der König seiner Schwester: „Ich sehe nichts als meinen Schmerz, alle meinen Gedanken haften an dem Verlust des Freundes,

mit dem ich zwölf Jahre in einer vollendeten Freundschaft gelebt habe."

Einen Ersatz bot dem König sein Generaladjutant Hans Karl von Winterfeldt, ein hochbegabter Offizier, der sich schon in den beiden schlesischen Kriegen hervorgetan hatte. In militärischer Hinsicht war Winterfeldt dem König wesensverwandt, aber er sprach nicht französisch, und es fehlte ihm die künstlerische und literarische Bildung, die Friedrich unentbehrlich war. Es war schließlich ein internationaler Kreis, der sich in Sanssouci um den König sammelte. Da war der Marquis d'Argens, ein Provenzale, ein feiner, witziger Geist und im Besitz einer ansehnlichen Gelehrsamkeit; er war im höchsten Grade Hypochonder, stets an eingebildeten Krankheiten leidend, dem Könige aber treu ergeben und in seiner Art ein Freund Friedrichs. Eine Reihe Briefe des Königs aus den Feldlagern des Siebenjährigen Krieges an Marquis d'Argens sind die wertvollste Quelle für des Königs seelische Stimmung während der Kriegsjahre. Dann war Algarotti da, der Venetianer, von dem wir hörten, ein etwas hochmütiger, rechthaberischer Mensch, der Friedrich durch seine Unterhaltungsgabe fast unentbehrlich war. Die Bitte um einen Gesandtschaftsposten schlug Friedrich rundweg ab, bot ihm dafür aber „eine gute Pension und viel Freiheit." „Dinge, die unvereinbar sind," meinte Algarotti. Später wurde er Königlicher Kammerherr und Graf. — Etliche Zeit mußte Friedrich um den Grafen Gotter werben, um ihn aus seinem Thüringer Landaufenthalt zurückzugewinnen. Der König schrieb ihm, daß er aus Trauer um sein Fortgehen seinen Horaz habe schwarz einbinden lassen und seinem Leibkoch befohlen, nur noch dunkel-

farbige Ragouts zu bereiten. Gotter wurde Oberhofmarschall. Aber ob Kammerherr oder Oberhofmarschall, diese Aemter hatten wenig Bedeutung am Hofe Friedrichs. „Er hat," so sprühte ein kecker Franzos „einen Kanzler, der niemals spricht, einen Oberjägermeister, der keine Wachtel zu töten wagen würde, einen Oberhofmeister, der nichts anordnet, einen Oberschenk, der nicht weiß, ob Wein im Keller ist, einen Oberstallmeister, der nicht befugt ist, ein Pferd satteln zu lassen, einen Oberkammerherrn, der ihm noch nie das Hemd gereicht hat, einen Großmeister der Garderobe, der nicht den Hofschneider kennt: die Verrichtungen aller dieser großen Aemter werden von einem einzigen Manne Namens Fredersdorf versehen, der außerdem noch Kammerdiener, Kammerherr und Kabinettssekretär ist."

Dieser Fredersdorf soll in den Küstriner Tagen als Hoboist den Kronprinzen durch sein Flötenspiel erfreut haben. Ein großer, stattlicher Mann, nicht ohne gute Umgangsformen, verwendete Friedrich ihn zu besonderen Sendungen politischer Art, die unbedingte Zuverlässigkeit erforderten. Er hatte den Titel eines Geheimkämmerers und genoß neben dem Kabinettssekretär Eichel das unbedingte Vertrauen des Königs, der sich auch um das persönliche Wohlergehen seines getreuen Dieners kümmerte. Eine Reihe eigenhändiger Zettel an Fredersdorf sind erhalten, ihres seltsamen Deutsch wegen sehr originell. Fredersdorf ist, wie es scheint, viel krank gewesen und hat verschiedene Aerzte, Besprecherinnen und dergleichen gebraucht. Da warnte der König den Getreuen „vor idioten Dokters und alten Weibern und närrischer Quacksalberei." Hier ist der Inhalt des Zettels: „Du wirst mihr zwingen deine Leute in Eid und Flicht zu nehmen auf

daß sie mihr gleich angeben müssen wen ein neuer Dokter kömmt oder dihr Medicin geschicket wird." Und dann wieder als es zur Besserung geht: „Wohr heute gegen Mittag die Sonne Scheint, So werde ich ausreiten, kom doch am Fenster ich wolte dir gern sehen, aber das Fenster mus feste zu bleiben und in die Camer mus Stark Feuer Seindt." — Ein stets gern gesehener Gast in der Tafelrunde zu Sanssouci war der Gelehrte Maupertuis. Mit großem Glück hatte er die Akademie der Wissenschaften erneuert und verband mit seiner gelehrten Bildung eine überaus fesselnde Unterhaltungsgabe und eine Schlagfertigkeit im Ausdruck und in der Antwort, wie sie der König besonders liebte. Allerdings ein eitler Mann, der leicht verletzt war, dem man aber sein sauertöpfisches Gesicht um seiner übrigen Vorzüge wegen gern verzieh. — Durch seine Gunst war der Arzt und Philosoph de la Mettrie an den Hof gekommen. Er war damals wegen seiner freigeistigen Anschauungen und seiner heftigen Angriffe auf die medizinische Fakultät von Paris aus Frankreich vertrieben. „Ich habe eine eigene Teilnahme für verfolgte Philosophen," meinte der König, „auch ich würde verfolgt werden, wäre ich nicht als Fürst geboren." Viel wert war dieser La Mettrie nicht, aber er war einer von jenen Menschen, denen man trotz aller Unart nicht böse sein kann. Voltaire nennt ihn den ersten Feinschmecker der Welt. Jedenfalls starb La Mettrie, nachdem er sich den Magen mit einer Trüffelpastete überladen hatte. Friedrich charakterisierte den Verstorbenen also: „Er war lustig, ein guter Teufel, ein guter Arzt und ein sehr schlechter Schriftsteller; aber wenn man seine Bücher ungelesen ließ, so konnte man mit ihm zufrieden sein."

Zu den Franzosen und Italienern gesellten sich zwei Schotten: die Keiths. Das waren wertvolle Menschen, beide in jenen Tagen schon Fünfziger. Einst Parteigänger der Stuarts, hatten sie nach dem Jakobitenaufstand ihr geächtet Haupt durch fremde Lande getragen, das tapfere Schwert an fremde Herrscher vermietend. Der jüngere, Jakob Keith, kam aus russischem Dienst zu Friedrich. Mit Freuden nahm der König den Türkensieger von Otschakow und Schwedensieger von Wilmanstrand auf und gab ihm gleich den Marschallstab. Dies war der Keith, der später in der Nacht von Hochkirch fiel. Sein älterer Bruder, Lord Marishal Keith, so genannt, weil die Keiths erbliche Marschälle von Schottland waren, kam aus Venedig, wo er schließlich seinen Ruhesitz genommen hatte. Es waren vornehme, ritterliche Leute, diese Keiths, beide von gediegener Bildung und weltmännischen Formen, in ihrem schottischen Ernst, in ihrer Bedächtigkeit ein gutes Gegengewicht gegen die leichte französische Schar. Der Jüngere, Jakob, kam zuerst. Kaum war er einige Tage am Hofe des Königs, als er einen höchst bemerkenswerten Brief an seinen Bruder schrieb, in welchem ein knappes, treffendes Charakterbild des Königs enthalten ist.

„Ich habe jetzt die Ehre, und was noch mehr ist, das Vergnügen, bei dem Könige in Potsdam zu sein. Ich genieße hier die Auszeichnung, fast täglich mit ihm zu Mittag und zu Abend zu speisen. Er hat mehr Geist und Witz, als daß ich mit dem meinen es schildern könnte, und spricht über die verschiedensten Dinge gründlich und sachkundig. Er hat eine Anzahl Leute, mit denen er ganz ungezwungen, fast wie ein Freund verkehrt, aber keinen Günstling; dazu eine

natürliche Höflichkeit gegen seine ganze Umgebung. Dafür, daß ich erst vier Tage um ihn bin, mag es Euch scheinen, als ob ich von seinem Charakter schon recht viel zu wissen beanspruche; darauf aber könnt Ihr Euch verlassen, wenn ich sage: nach längerer Zeit werde ich genau so viel von ihm wissen, als er mich wissen lassen will, und sein ganzes Ministerium weiß nicht mehr."

Uebrigens hätte König Friedrich keinen besseren Griff für seinen preußischen Feldmarschallstab machen können, als diesen Keith. Der König rief auch den älteren Bruder herbei. „Wie sein Bruder die Eisregion verlassen habe, um zu Friedrich zu eilen, werde er sich jetzt gern von seiner südlichen Sonne trennen," schrieb Lord Marishal zurück und kam, um nach so bewegtem Leben, an der Grenze der Sechziger, noch dreißig Jahre lang in Potsdam eine Heimat zu finden. Er diente dem Könige in wichtigen diplomatischen Aemtern, war zwei Jahre lang auf dem schweren Posten eines Gesandten in Frankreich. Offen erklärte er an der Tafelrunde, wo das Funkeln von Witzen und „Bonmots" gar nicht aufhören wollte, „daß in seinem Tarif der Esprit hinter dem bonsens und dem Zartgefühl stünde." Er führte wohl das Wort des Franzosen Fontenelle an, der sich in seinem hundertsten Lebensjahr gerühmt hatte, nie die kleinste Tugend in das Lächerliche gezogen zu haben. Und doch konnte auch dieser milde, vornehme Mann aufbrausen. „Ich will nicht der Freund eines Mannes sein," rief er entrüstet aus, als ein Tafelgenosse ihm gegenüber herabsetzend vom König sprach, „der täglich an der Tafel des Königs speist, um nachher gegen ihn seine Galle auszuspritzen." Von ihm sagte Friedrich: „Ich habe Treulosigkeit, Undank und Schlechtigkeit

der Menschen so viel an mir erfahren, daß ich vielleicht zu entschuldigen wäre, wenn ich nicht mehr an Tugend glaubte; aber der gute Lord hat mich wieder zu diesem Glauben gezwungen."

Aber so liebenswürdige und geistreiche Menschen die Tafelrunde von Sanssouci auch schon umfassen mochte, König Friedrich ruhte nicht eher, bis er auch Voltaire herbeigezogen hatte. Zwar Voltaire ließ sich bitten; er verstand die Kunst, den Besitz seiner Person zu erschweren. „An Entschuldigungen wird es Ihnen niemals fehlen," schrieb Friedrich ungeduldig, „eine so lebhafte Einbildungskraft wie die Ihre ist unerschöpflich." Man kann nicht eben sagen, daß Friedrich den Menschen in Voltaire nicht erkannt hätte. In einem Briefe an Algarotti meint der König, daß es eine Schande sei, daß eine so gemeine Seele mit einem so schönen Genie verbunden sei. Auf der andern Seite wieder beugte sich Friedrich vor diesem Genie, von dem er meint, daß seine unsterblichen Werke ein Gemeingut aller kommenden Geschlechter sein würden. Wirklich, dieser besondere Mann schien Friedrich unentbehrlich. Es war auch viel Verwandtschaft in den beiden. Das königliche Hirn gebar den Witz ebenso leicht wie das des Franzosen. An der Tafelrunde sprühten beide um die Wette. Beiden wohnte dieselbe Schonungslosigkeit inne. Es ist bekannt, daß Friedrich, wenigstens in früheren Jahren, nicht im Stande war, einen guten Witz, und mochte er verletzen, wen er wollte, im Gehege seiner Zähne zu behalten. Dasselbe war bei Voltaire der Fall. Wir wissen, was Kammerdirektor Hille einst an dem jungen Friedrich beobachtet hatte. Nur das hatte für ihn Reiz, was mit einem Korn Esprit vermengt war. Bei

Voltaire aber kam Friedrich ganz auf seine Rechnung. Der Franzose gesteht einer Nichte die geistige Uebereinstimmung zwischen dem König und sich offen zu.

„Ich bin so anmaßend zu denken, daß die Natur mich für ihn geschaffen hat. Ich habe eine so eigentümliche Uebereinstimmung zwischen seinem Geschmack und dem meinen wahrgenommen, daß ich vergaß, daß er der Beherrscher des halben Deutschlands ist und daß die andere Hälfte bei seinem Namen zittert, daß er fünf Schlachten gewonnen hat, daß er der größte Feldherr Europas ist, daß Teufelskerle von sechs Fuß hohen Helden seine Umgebung bilden — alles das hätte mich tausend Meilen weit fliehen lassen, aber der Philosoph hat mich mit dem Monarchen angefreundet, und ich sehe in ihm nur noch den guten und geselligen großen Mann."

Zunächst aber machte Voltaire sich rar. Er erklärte, daß er alles aufgäbe dem König von Preußen zum Opfer, alles was ihm teuer sei, sein Vaterland, den König Ludwig, den ersten Hof der Welt: „verkaufe alles, was du hast, und folge mir nach", sei seine Losung. Allerdings bat er zugleich um einen Vorschuß und berechnete die Unkosten der Reise auf etwa 4000 Taler. Friedrich beeilte sich, in leichten Versen seiner „Danae" den goldenen Regen ihres Jupiter anzukündigen. Zwar erklärte Voltaire, „die sehr alte Danae liebe ihren Jupiter und nicht sein Geld," aber die Geldanweisung senkte er vergnüglich in die Tasche. Friedrich war freigebig. Ein jährlicher Ehrensold von 5000 Talern, freie Wohnung, freien Unterhalt, eine Equipage, den Orden pour le mérite und den Kammerherrnschlüssel: das war die Morgengabe, die er dem geldgierigen und ehrgeizigen Manne entgegenbrachte.

Aber es mag gesagt sein, daß auch der Zauber der Persönlichkeit des Königs den Franzosen in ihren Bann nahm. In einem Briefe Voltaires an den Herzog von Richelieu heißt es:

„Ich komme in Potsdam an, die großen blauen Augen des Königs, sein holdseliges Lächeln, seine Sirenenstimme, seine fünf Schlachten, sein ausgesprochenes Gefallen an der Zurückgezogenheit und der Arbeit, an Versen und an Prosa, endlich Freundlichkeiten, um den Kopf schwindeln zu lassen, eine entzückende Unterhaltungsgabe, Freiheit, im Verkehr volles Vergessen der Majestät, tausend Aufmerksamkeiten, die schon von seiten eines Privatmannes bestricken würden — alles das hat mir den Verstand verrückt: ich ergebe mich ihm aus Leidenschaft, aus Verblendung, und ohne zu vernünfteln . . . So lebe ich seit einem Jahr."

Die Wechselwirkung, welche die beiden bedeutenden Männer aufeinander übten, war außerordentlich. Friedrich fühlte sich zur literarischen Tätigkeit ständig angeregt, und jene Jahre sind seine fruchtbarsten Schriftstellerjahre gewesen. Und Voltaire schuf in jener Potsdamer Zeit „Die Geschichte des Zeitalters Ludwigs XIV.," eine seiner bedeutendsten Arbeiten, von welcher er erklärte, daß er in Frankreich nie die Kraft dazu gefunden haben würde.

„Ich führe ein Leben der Einsamkeit und der Arbeit, was meiner Gesundheit ebenso förderlich ist als meinen Studien. Aus meinem Kabinett führen mich drei Schritte zum Abendessen mit einem Manne von Geist, Anmut und Phantasie, der das Band der Gesellschaft ist und nur das eine Unglück hat, ein sehr großer und sehr mächtiger Fürst zu sein. Ich genieße die Freude, ihm in seinen Studien nützlich

zu sein, und schöpfe daraus neue Kräfte, meine eigenen zu fördern. Indem ich ihn verbessere, lerne ich mich selbst verbessern."

In einem liebenswürdigen Vers hat der Franzose das Tagewerk des Königs festgehalten:

„Il est grand roi tout le matin,
Aprés diner grand écrivain.
Tout le jour philosophe humain
Et le soir convive divin."

Schon glaubte Voltaire, daß Sanssouci ihm eine Freistatt bieten würde für seinen Lebensabend: „Der Teufel selbst muß sich dreinmengen, wenn ich nicht die letzten fünf Jahre meines Lebens glücklich sein werde, bei einem Fürsten, der in allem denkt wie ich, und der geruht, mich zu lieben, so weit ein König dessen fähig ist."

Aber das gute Gefühl, „nach dreißig Jahren des Sturmes im Hafen zu sein," erlosch bald. Der geldgierige, neidische Mann konnte sich in seinen Leidenschaften nicht zähmen. Er ließ sich mit einem jüdischen Geldmanne ein, Abraham Hirschel, um ein verbotenes Wuchergeschäft mit sächsischen Kassenscheinen zu machen, bei dem gut verdient werden konnte. Es kam aber zwischen den beiden zu Streitigkeiten. Hirschel bezichtigte Voltaire der Urkundenfälschung, Voltaire den Juden des Betruges. Monatelang gab dieser Vorfall der Hauptstadt den Gesprächsstoff. Der junge Lessing übersetzte die Eingaben Voltaires an das Gericht ins Deutsche. Ihm war es vorbehalten, ein knappes Epigramm zu prägen, welches wohl den Nagel auf den Kopf trifft:

„Und kurz und gut den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr Voltaire war ein größerer Schelm als er."

Dem König war die Sache sehr peinlich. „Voltaire beschwindelt die Juden," schrieb er an seine Schwester. Der Hof von Sanssouci wurde ihm verboten. Dann, als ein Vergleich zustande kam, ließ ihn der König zwar wieder zu, schrieb aber sehr scharf: „Ich hoffe, daß Sie keine Händel mehr haben werden, weder mit dem Alten noch mit dem Neuen Testament. Verwicklungen dieser Art sind entehrend, und mit dem Talent des ersten Schöngeistes von Frankreich würden Sie die Flecken nicht austilgen, die diese Aufführung auf die Dauer ihrem Rufe anhaften würde. Ich schreibe diesen Brief mit dem groben, gesunden Menschenverstand eines Deutschen, der da sagt, wie er denkt, ohne doppeldeutige Ausdrücke und matte Ueberzuckerungen. Ihre Sache ist es, daraus Gewinn zu ziehen." Der Franzos zog aber durchaus keinen Gewinn daraus, sondern es blieb ein Stachel in ihm zurück. Es wurde ihm auch allerlei zugetragen über die innere Denkart Friedrichs. So log ihm der leichtfertige La Mettrie vor, daß der König gesagt habe: „Er werde Voltaire höchstens noch ein Jahr brauchen, man presse eine Orange aus und werfe die Schalen dann fort." Das nahm sich Voltaire sehr zu Herzen, er wurde fast melancholisch über die schlimmen Aussichten, die seiner warteten. Er kam sich vor, wie ein Dachdecker, der vom Kirchturm fällt und im Fliegen sich sagt: „Bon, pourvu que cela dure." La Mettrie

starb darüber, und der Stachel bei Voltaire blieb. Mit heftigem Neid blickte er auf die angesehene Stellung des Gelehrten Maupertuis, den er doch selbst dem König empfohlen hatte. Die große gesellschaftliche Stellung, das Ansehen des Akademiepräsidenten ärgerte Voltaire. Persönliches kam hinzu. Maupertuis sollte ausgesprengt haben, daß Voltaire die Werke des Königs sehr schlecht fände, und daß er gesagt haben solle, als der König ihm Verse zur Durchsicht schickte: „Wird er denn niemals müde, mir seine schmutzige Wäsche zum Reinigen zu geben?" Darget, des Königs Sekretär, sah in jenen Tagen vor dem Souper Voltaire neben Maupertuis stehen, die Hand auf des Präsidenten Schulter. Es war eben die Rede von einem Buch Maupertuis' gewesen, an dem Voltaire etwas auszusetzen hatte. Mit funkelndem, vielsagendem Blick sah Voltaire den Präsidenten an: „Je vous estime, mon président. Sie sind tapfer, Sie wollen den Krieg: sei es drum; aber inzwischen lassen Sie uns des Königs Braten genießen." Voltaire benutzte die erste beste Gelegenheit, bei irgendeinem Streitfall über eine Doktorfrage, die hier unerörtert bleiben mag, Maupertuis anonym und in hämischer Weise anzugreifen. König Friedrich seinerseits nahm für Maupertuis Partei und schrieb selbst ein anonymes Flugblatt gegen Voltaire. Aber der geistreiche Franzos hatte sich in seine Wut verrannt. In einer Schrift, „Doktor Akakia", ließ Voltaire die ganzen Schleusen seiner gestauten Rachsucht und Bosheit los. Die Zensur überlistete er durch eine Druckanweisung, die ihm für eine ganz andere Schrift erteilt worden war. Der König trat dazwischen und Voltaire mußte sich durch Unterschrift verpflichten, sich zu bessern und stillzuschweigen. Aber der Kluge hatte schon eine

Auflage in Dresden erscheinen lassen. Nun riß Friedrich die Geduld. „Ihre Werke verdienen," schrieb er an Voltaire, „daß man Ihnen Bildsäulen errichtet, Ihr Betragen aber verdient die Galeere." Am Weihnachtsabend 1752 wurde der „Doktor Akakia" auf öffentlichem Platze durch Henkershand verbrannt, eine Strafe gegen einen Autor, wie sie im Preußen Friedrichs bisher noch nicht dagewesen war. Der Franzos sandte alsbald seinen Orden und seinen goldenen Kammerherrnschlüssel dem König zurück, nicht ohne wiederum einen witzigen Vers beizufügen:

„Je les reçus avec tendresse,
je Vous les rends avec douleurs;
c'est ainsi qu'un amant, dans sons extrême ardeur
rend le portrait de sa maitresse."

Wie immer war bei Friedrich eine überlegene, geistreiche Wendung schon eine halbe Entwaffnung. Durch Fredersdorf gingen Orden, Schlüssel, Pensionspatent zurück an Voltaire, der die Ehrenzeichen auch klug wieder anlegte. Aber die Spannung blieb. Die Soupers in Sanssouci wurden dem Franzosen zu „Damokles-Mahlzeiten". Im März 1753 verließ Voltaire den Hof unter dem Vorwande einer Badereise nach Plombières. Er gelobte zurück zu kommen und jede weitere Verhöhnung Maupertuis zu unterlassen. Der König atmete auf, als der einst so Herbeigesehnte seinen Reisewagen bestiegen hatte. Aber kaum war Voltaire in Leipzig, als schon eine neue, bissige Schmähschrift gegen den verhaßten Maupertuis erschien. Der König befahl seinem Residenten in Frankfurt Voltaire bei der Durchreise Orden, Schlüssel

und einen Gedichtband abzunehmen, den der König ihm persönlich gewidmet hatte. Resident Freytag war ein schwerfälliger, pedantischer Mann, der die Sache recht schief anfaßte. Voltaire gab Schlüssel und Orden sofort heraus, konnte aber den Gedichtband nicht geben, weil er ihn noch bei seinem Leipziger Gepäck hatte. So wurde „der größte Mensch der Welt" in eine Art Haft genommen und in seinem Gasthof mehrere Wochen überwacht. Voltaire erhob natürlich ein Geschrei, welches durch ganz Europa gellte, und gebärdete sich wie rasend. Ihren Höhepunkt erreichte die Geschichte, als er einen Fluchtversuch machte, den Freytag verhinderte. Durch ein sich mehrendes Pöbelgedränge wurde der berühmte Mann in seinem Reisewagen zurückgeführt in das Kontor des Kaufmanns Schmidt, einer Art preußischen Konsuls. Sein Reisegepäck wurde durchsucht. Wütend schreit Voltaire, man möge ihm seine Schnupftabakdose lassen, er könne nicht ohne Schnupftabak leben. Die Augen des Franzosen funkeln vor Wut, er stürzt durch die halb offene Tür davon, Madame Schmidt mit ihren Kommis und drei Mägden hinterher. „Was," kreischt der umstellte Voltaire, „darf ich mich denn nicht einmal mehr erbrechen?" In diesem Kreis findet ihn sein Sekretär, „niedergedrückt, seine Finger in den Hals gesteckt". — „Mein Gott, ist Ihnen unwohl?" Aechzend, Tränen in den Augen, stöhnt Voltaire: „Fingo, Fingo!" (ich tu' ja nur so). Und in dieser Stellung denke man sich den „größten Menschen der Welt", den Verfasser der „Henriade" und der „Mérope", den ersten Geist Frankreichs, den glänzenden „Causeur" an der Tafelrunde in Sanssouci. Solch ein Ende lächerlichster Menschlichkeit mußte die „Episode Voltaire" in Friedrichs Leben nehmen.

Voltaire rollte davon, die Brust voll Haß und Geifer. Bald tauchte in Paris und in andern Hauptstädten eine abscheuliche Schrift auf, die nach der öffentlichen Meinung und auch nach der Ansicht des Königs nur von Voltaire stammen konnte. Es war eine Schilderung des Lebens am preußischen Hofe, das heißt eine gemeine Karikatur. Voltaire hatte wohl nach seinem Wahlspruch gehandelt: „Treffen, aber die Hand nicht sehen lassen.“ Mit großer Geste wies Friedrich jeden Antrag auf Verfolgung des anonymen Verfassers weit von sich. „Ich habe das Glück, mein lieber Lord,“ schrieb er an den älteren Keith, „sehr gleichgültig zu sein gegen alle Reden und Schriften, die man auf meine Kosten in Umlauf setzt; ja, ich bin ganz stolz darauf, einem armen Autor, der ohne seine Injurien gegen mich vielleicht Hungers sterben würde, Honorar einzutragen. Ich verlange weder Widerlegung des Buches, noch Bestrafung des Verfassers. Man muß eitler sein, als ich bin, um sich über derartiges Gekläff zu ärgern, dem jeder Vorübergehende auf seinem Wege ausgesetzt ist, und ich müßte weniger Philosoph sein, als ich bin, um mich vollkommen über die Kritik erhaben zu dünken.“ Der König vermutete, daß Voltaire, um seine Urheberschaft zu verhüllen, diese Arbeit erst ins Deutsche und dann wieder ins Französische habe übertragen lassen. Im übrigen war Friedrich froh, von dem schwierigen Manne befreit zu sein. „Der elendeste Narr, den ich je in meinem Leben gesehen habe; er ist nur gut zu lesen.“ Bald darauf wurde Voltaire tot gesagt, und Friedrich schrieb ironisch an seine Schwester: „Voltaire habe bei der Fahrt in die Unterwelt mit dem Fährmann Charon noch um das Fahrgeld gefeilscht und sei des-

wegen von diesem mit einem Fußtritt wieder in die Oberwelt zurückbefördert worden."

Mochte nun auch das Band zwischen Voltaire und dem König zerrissen sein, es ist keine Frage, daß Friedrich durch den Franzosen mancherlei Förderung in seiner Dichtkunst und Schriftstellerei erfahren hat. Zwar waren schon im Anfang 1750 im Berliner Schloß im Turmbau (au donjon du château) die „Oeuvres du Philosophe de Sanssouci" gedruckt worden, geziert mit sehr feinen Vignetten des Radierers G. F. Schmidt. Die drei Quartbände enthalten Oden, Episteln und vermischte Gedichte, Epigramme, eine Anzahl Prosabriefe mit eingestreuten Versen und anderes mehr, auch ein komisches Heldengedicht „Le palladion", in welchem eine Episode aus der Schlacht von Soor geschildert wird. Wie Friedrich von seiner Dichtkunst dachte, sagen uns einige Zeilen an seine Schwester: „Mein einziger Zweck war, mich während einiger Mußestunden zu beschäftigen und nicht, mir einen Platz auf dem Parnaß zu erringen; ich bin gerecht genug gegen mich selbst, um aus diesem Grunde zu fühlen, daß das, was mich durch den Reiz des Dichtens zu erfreuen vermochte, nicht auch diejenigen erfreuen wird, die wirklich gute Verse kennen und sich sicher nicht mit den harten Tönen meiner deutschen, ins französische übertragenen Muse befreunden würden." Für einen geborenen Deutschen, meinte der König, sei es kaum möglich, häufige Sprachschnitzer im Französischen zu vermeiden. So nannte er selbst in der heiteren Zueignung seiner Werke seine Muse „tüdesk" und ihr Französisch einen barbarischen Jargon. Es war denn auch so, daß Voltaire viel feilen mußte, daß aber Friedrich seinerseits von Voltaire viel lernte. In deutscher Sprache hat

sich der König höchst selten versucht. Sie erschien ihm zu ungelenk für Verse. Er beherrschte sie ja auch längst nicht so wie das Französische. Er hat später offenherzig geklagt, daß er seine Muttersprache spräche „wie ein Kutscher". So kam es, daß er nie ein Freund der deutschen Literatur wurde. Lessing, Klopstock und andere deutsche Poeten standen grollend beiseite, als sich in Sanssouci eine Art französischer Musenhof auftat. „Ein belohnter Dichter," meinte Lessing, „ist zu unseren Tagen keine geringe Seltenheit; diese Seltenheit wird aber noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend atmen." Klopstock, der von Friedrich gehofft hatte, „daß er den Deutschen mehr sein würde, als ein Oktavian, als ein Ludwig XIV.," mußte seine Heimat in Kopenhagen finden, um, geschützt vor Sorgen, seinen „Messias" vollenden zu können.

Indes, mochte Friedrich vor der deutschen Dichtkunst noch so gering denken, seine eigenen Verse im französischen Gewande bargen tiefe, deutsche Ethik in sich. Es ist zweifellos, daß in Friedrichs Gemüt ein echter, poetischer Strom quoll; er war ein geborener Dichter. Da ist die Ode „An die Preußen", in der er seinen Völkern zuruft, der Welt zu zeigen, daß der innere Wert zum Ruhm führe, daß eine Tugend, fruchtbar immer neue Tugenden hervorbringe. Da ist eine, an seinen Freund Maupertuis gerichtete Ode „Das Leben ein Traum": „Güter, Reichtümer, Ehren, Ruhm, Ehrgeiz, Ansehen, falscher und betrügerischer Glanz, ihr seid wie Rauch. Die ganze Erde ist nur ein Punkt, was wird der Mensch sein!" In einer Ode an seinen Bruder Wilhelm fragt der König: „Haben Tugend und Talente Ahnen?" und

antwortet darauf: „Je höher Dich Dein Rang in der Welt erhebt, umso mehr muß wahres Verdienst bei Dir vorhanden sein; denn dies allein schätzt man, und Du mußt wissen, wieviel Macht über die Menschen Dein Beispiel hat. Wie groß auch die Macht sei, die Dir zuteil wird, stets sei das Glück der Menschen Dein Werk, und je undankbarer sie sind, umso edler mußt Du sein; es ist ein göttliches Vergnügen, Menschen glücklich zu machen." Man erkennt in diesen Worten die hohe Auffassung des Königs von seinem Beruf, man erkennt den tiefen, sittlichen Ernst, aus welchem seine Verse quollen.

Von viel größerer Bedeutung als seine poetischen Werke sind die geschichtlichen Arbeiten Friedrichs, die „Historie de mon temps" und die „Mémoires de l'histoire de la maison de Brandenbourg". Der König stellte sich auf eine hohe Warte. „Unsere meisten Geschichtswerke," schrieb er, „sind zusammengetragene Lügen mit einigen Wahrheiten untermischt." Ueberall zeigt sich ein klarer Blick für Wirklichkeiten, ein unbestechliches Augenmaß. Diese beiden Geschichtswerke sind in ihrer Art bahnbrechend, denn sie haben der Geschichtsforschung eine ganz andere Richtung gewiesen, als sie bis dahin hatte. Von den landläufigen Geschichtsschreibern urteilt der König mit ablehnender Gebärde: „Gewiß, sehr fleißige Schriftsteller und Sammler, deren Werke aber mehr historische Wörterbücher, als wirkliche Geschichten sind. Es ist ebenso unmöglich, daß solche Kompilationen eine Geschichte bilden, als aus Buchdruckerlettern ein Buch wird, so lange sie nicht so in die Ordnung gebracht werden, daß Wörter, Sätze und Perioden daraus entstehen." Die Geschichtsauffassung des Königs ist eine rein persönliche. „Wie wahr ist es doch," ruft er aus, „daß das Schicksal der

Staaten oft nur von einem einzigen Menschen abhängt!"
Nicht die Vorsehung, so meint der König, greife in die Geschichte ein; die Einzelnen, ihre Rechte, ihre Streitigkeiten, selbst der Staat sind ihm zu geringfügige Gegenstände, um die Vorsehung zu interessieren. Sie würde kein Wunder tun, „damit sich Schlesien lieber in der Hand der Preußen als in der Oesterreichs, der Araber oder Sarmaten befinde. Also mißbrauche ich nicht einen so heiligen Namen bei einem so profanen Gegenstande."

Zu diesen beiden Werken des Königs gesellen sich die 1748 verfaßten „Generalprinzipien vom Kriege" und das „Politische Testament" vom Jahre 1752. „Die Generalprinzipien" sind in ihren Grundzügen noch heute geltend, sind in ihrer Art eine militärische Bibel, und „Das politische Testament", von dem bis jetzt nur Auszüge an die Oeffentlichkeit gelangt sind, wird mit Recht als eine der großartigsten Offenbarungen staatsmännischen Geistes gepriesen. Vor allem leuchtet aus dem politischen Testament die hohe Auffassung hervor, die Friedrich von seinem Königsamt hatte. Ein Fürst, sagt er, der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt versäumt, das Wohl seines Volkes zu fördern, sei nicht allein auf dem Thron unnütz, er mache sich sogar eines Verbrechens schuldig. „Ein Fürst ist der erste Diener seines Staates und gut bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrecht zu erhalten. Aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wohle des Staates arbeite und daß er wenigstens die wichtigsten Dinge mit Ernst betreibe."
Offen gesteht der König einmal, es mache ihm größeres Vergnügen, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, als mit der Verwaltung der laufenden Geschäfte. Aber er fügt

hinzu, daß er darum diese doch keinen Augenblick der Tätigkeit und Aufmerksamkeit entziehen würde, denn dazu sei er geboren, sie zu verwalten. Dennoch ist dem König inmitten seiner besten Tage wohl die Idee einer Verzichtleistung auf Krone und Szepter zugunsten seines jüngeren Bruders gekommen. Es war noch in den frühen Tagen, als er den Bruder höher einschätzte als später. Er meinte, er selbst würde mit 12 000 Talern leben können, würde Freunde haben und sich den Wissenschaften widmen. Aber dann schüttelte er solche träumenden Gedanken mit raschem Ruck ab. „Ich habe ein Volk, das ich liebe, ich muß die Last tragen, welche auf mir liegt, ich muß an meiner Stelle bleiben."

Wir wissen, daß Friedrich den kirchlichen und religiösen Dingen gegenüber sehr frei stand. In seinem Staate sollte jede Religion und jede Konfession geduldet werden, kein starres Dogma sollte alleinherrschen. Aber wir wissen auch, daß in dem Könige ein Zug zum Ewigen wohnte, er sich in seinem Leben und in seinem Ringen mit einer Welt von Feinden nicht selten geäußert hat. „Wir kennen," schreibt Leopold von Ranke, „sein Schwanken zwischen der Annahme eines blinden Geschickes und einer allwaltenden Vorsehung, und wie er in den großen Entscheidungen auf die letzte zurückkam. Meistenteils schien es ihm doch, daß alles ein nicht aufzulösendes Rätsel bleibe, wenn man nicht eine Vorsehung voraussetzte, die das Weltgeschick zu einem großen Ziele leite. Nur in einem Punkt war er unerschütterlich; er fuhr auf, wenn jemand im Gespräche seinen Glauben an einen lebendigen Gott bezweifelte; die populären Beweise für das Dasein Gottes, besonders den von der weisen Ordnung in der

Natur hergenommenen, wiederholte er mit dem vollsten Ausdruck der Ueberzeugung. „Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an."

König Friedrich war eine künstlerische Natur. Dies zeigt sich nicht nur in seinem persönlichen Leben, in seiner Neigung zur Poesie, zur Wissenschaft, zur Musik und zur bildenden Kunst, dies zeigt sich auch in seinen geschichtlichen Büchern, in seiner ganzen geschichtlichen Auffassung und vor allen Dingen in seiner Tätigkeit als Feldherr. Es ist keine Frage, daß die friedericianischen Schlachten der drei schlesischen Kriege zum großen Teil sozusagen „künstlerische" Schlachten sind, mit der Intuition des Genius entworfen, mit der übermächtigen Tatkraft des Genies durchgeführt. Die Geschichte hat vor Friedrich solche Schlachten nicht gekannt, auch nach Friedrich nicht. Die Anlage der Schlachten Napoleons I. war viel gröber, viel mehr auf die Massenwirkung berechnet, nach einem bestimmten System, das selten versagte. Hat doch Napoleon selbst geäußert, daß seine erste Schlacht so angelegt war, wie seine letzte. Auch von den Schlachten, die Moltke schlug, kann man nicht sagen, daß sie denen Friedrichs irgendwie glichen. Die Moltkeschen Schlachten waren wunderbar durchdachte Schachbrett-Schlachten, Siege eines zähe und folgerichtig durchgeführten Gedankens, dem selbst die Möglichkeit einer Niederlage fremd war. Allerdings war diese friedericianische Art, eine Schlacht sozusagen aus dem Handgelenk zu schlagen, immer eng mit dem Wagnis verknüpft, sie zu verlieren, wie das ja auch in empfindlicher Weise geschehen ist. Aber darum bleiben doch Hohenfriedberg und Soor, Leuthen und Roßbach, Torgau und Liegnitz leuchtende Tage in der Geschichte der Kriegskunst,

Denkmäler dessen, was ein einziger vermag, und sei seine Lage noch so verzweifelt. So will uns auch scheinen, daß anstatt des großen Friedrich man ihn besser den Einzigen nenne: „Friedrich der Einzige," denn er war ein Einziger unter den Fürsten der Jahrtausende. Hindenburg und Ludendorff stehen uns als Zeitgenossen zu nahe, als daß wir über ihre Feldherrnkunst ein sicheres, geschichtliches Urteil fällen könnten. In den Massenschlachten des Weltkrieges war auch ihre Kunst der Ueberzahl überlegen, meistert auch ihr Geist die „Wut der Zahl." Und ihrem Lehrmeister, dem Grafen Schlieffen, waren Feldzüge nicht vergönnt, er schlug seine Riesen-Schlachten nicht als „moderner Alexander", sondern nur auf dem Papier.

Friedrich war Soldat vom Scheitel bis zur Zehe. Als er aus dem ersten schlesischen Krieg wiederkam, sagte er zu Algarotti: „Ich gebe dieses métier zu allen Teufeln, und doch treibe ich es gern — ein Beweis für das Widerspruchsvolle des menschlichen Geistes." War ihm einst als Jüngling die preußische Uniform ein Sterbekittel, wie er unbedacht gesagt, sie war es längst nicht mehr. Ein König von Preußen, so erkannte er, mußte Soldat sein, mußte sein eigner Oberfeldherr sein, ein „König-Connétable". „In unserem Staat ist es sicherlich eine Ehre, mit der Blüte des Adels und der Auslese der Nation an der Festigung der Disziplin zu arbeiten, die den Ruhm des Vaterlandes aufrecht erhält und es im Frieden Achtung gebietend, im Kriege siegreich macht." Der Waffenrock war dem Könige die tägliche Tracht; es kam selten vor, daß er sie mit dem Hofkleid vertauschte. Ein Leutnant galt ihm mehr als ein Kammerherr, und im Adel hieß es längst: „Königsbrot ist immer das

beste." Die Offiziere nahm der König mit wenig Ausnahmen aus dem Adel. Wir haben schon erzählt, aus welchem Grunde. König Friedrich Wilhelm I. hatte bereits das Offizierkorps von jenen Offizieren gereinigt, die, aus langem Waffendienst kommend, emporgestiegen waren. Dadurch, daß jetzt die Offiziere derselben Kaste, dem Adel, entstammten, ließ sich erst das kameradschaftliche Verhältnis der einzelnen schaffen. Bürgerliche Soldaten und Unteroffiziere konnten erst nach zwölfjähriger Dienstzeit in der Front Offiziere werden. Aber es waren dann doch größtenteils Leute ohne Erziehung. Aus den gebildeten Bürgerkreisen war kein Andrang zur Offizierslaufbahn. Die Söhne dieser Kreise gingen dem Militär lieber aus dem Wege. Es war schließlich eine berechtigte Praxis, die der König ausübte, und die mit seiner philosophischen Ansicht, „daß alle Menschen gleich alten Geschlechts seien," nichts zu tun hatte. Seine fünf Schlachten hatten ihm die ungeheure Bravour des Adels vor Augen geführt, „davon die Rasse so gut ist, daß sie auf alle Art meritiert, konservieret zu werden." — Allerdings mußte Rasse und Bravour vieles ersetzen. Mit der Bildung war es nicht weit her. Wohl dienten eine Reihe höherer Offiziere in Friedrichs Heer, die von der Universität kamen und rege geistige Interessen hatten, aber es war auch so mancher General da, dessen Erzieher ein Dorfschullehrer gewesen. Noch waren die Offizierstypen längst nicht ausgestorben, wie sie im Heere des Vaters dienten, wie jener Peter Blankensee, von dem Kronprinz Friedrich gespottet hatte, „es werde nicht zu merken sein, wenn der seinen Geist aufgäbe." Indes besserte sich der Bildungszustand zusehends, wenn auch sehr allmählich. Ständig auf der Wacht vor Feinden, oder wie

der König sagte, „mit einem Fuß im Steigbügel,“ ging die militärische Ausbildung jeder anderen vor.

Der König verlangte von seinen Offizieren unendlich viel. Die Tage seiner Heeresschau waren im ganzen Lande gefürchtet. Da stiegen allerorten „die Wünsche von Frauen, Kindern, Freunden mit Inbrunst zum Himmel, daß die Ihren in diesen fürchterlichen drei Tagen nicht unglücklich werden möchten.“ Wo Friedrich auf Untüchtigkeit und Nachlässigkeit stieß, war er unerbittlich: Einschub eines Vordermannes, Versetzung von der Kavallerie zur Infanterie, aus einem Feldregiment in ein Garnisonregiment, in schweren Fällen unmittelbarer Abschied, „weil seine Königliche Majestät keine Leute ernähren könnte, die ihren Dienst nicht mit der gehörigen Exaktitüde verrichteten.“ So arbeitete Friedrich unabläßig an der Schärfung der Waffen, die er nur zu bald gebrauchen sollte. Um das Jahr 1753 standen rund 140 000 Soldaten unter den Waffen, gut geschulte, tapfere, zum großen Teil kriegserprobte Leute. Den größten Teil stellten Kantonpflichtige der preußischen Lande, deren Dienstzeit damals zwanzig Jahre betrug. Sie wurden aber im Durchschnitt nur drei Monate jährlich zur Fahne eingezogen. Den übrigen Teil des Jahres mochten sie Haus und Hof, Gewerk und Arbeit versehen. Sehr stark war noch der Einschlag von Geworbenen. Die meisten derselben kamen freiwillig. Friedrichs Fahnen verhießen Sieg und Beute. Es waren jene unruhigen Naturen, die im täglichen Handwerk, hinter dem Pflug, daheim zu Haus sich kein Genüge wußten; so marschierten sie dem Kalbfell nach. Viele hatten schon in anderen Ländern gedient und machten aus der Desertion ein Geschäft, um das Handgeld neuer Herren zu erhalten.

Aber sie waren dennoch in den Schlachten brauchbar und verkauften ehrlich ihre Haut. So zuverlässig allerdings längst nicht, wie die geborenen Landeskinder, die immer den Kern des Heeres bildeten, die auch meistens auf die schwierigsten Punkte gestellt wurden. Von solchen Regimentern durfte Fürst Moritz von Dessau getrost sagen: „Eure Majestät können dem Regiment Szepter und Krone anvertrauen: wenn die vor dem Feinde laufen, so mag ich auch nicht bleiben." Wohl mochte Friedrich, gestützt auf ein so zahlreiches, festgefügtes Heer, wie es keine andere Macht Europas auch nur annähernd besaß, in seinem „Politischen Testament" die Worte niederschreiben: „Wenn die Ehre des Staates Euch zwingt, den Degen zu ziehen, dann falle auf Eure Feinde der Blitz und der Donner zugleich."

Dem König selbst war es vorbehalten, so zu handeln, wie er es seinen Nachfolgern in diesen Worten angeraten. Es stand so um die preußische Armee, daß der König nur die Marschbefehle zu geben brauchte, und es wurde marschiert. Friedrich war im geheimen gut bedient und wußte seit langem, daß Oesterreich, Sachsen und Rußland Ränke gegen ihn spannen. General von Winterfeldt war in diesen geheimsten Geschäften des Königs rechte Hand. Der Kluge hatte von irgend jemand einen Wink erhalten, daß im sächsischen Kabinett Ränke gesponnen wurden, und darauf nachgefaßt. Der sächsische Kabinettskanzlist Menzel hatte hier gute Dienste geleistet. Der verschwiegene Eichel, des Königs Kabinettssekretär, spielte auch eine Rolle dabei, sandte ein ganzes Bund Schlüssel nach Dresden, wie solche für Geheimschränke gut brauchbar waren. Menzel tastete dann den brauchbarsten heraus, und dieser wurde entsprechend zurecht

gefeilt. Dunkle Wege, in der Politik aber von jeher notwendig. So kamen die geheimen Urkunden und Verträge in Abschrift an Winterfeldt und den König. Erst im Jahre 1757 wurde die Sache entdeckt, Menzel mit zwei Mitwissern in Warschau verhaftet. Er gestand, im ganzen 3000 Taler Bestechungsgeld erhalten zu haben. In Berlin hatte Winterfeldt einen Sekretär der österreichischen Botschaft gewonnen, namens Weingarten. Auf Umwegen, durch seine Liebste, des Schloßkastellans zu Charlottenburg Tochter, kam man an diesen Mann heran. Die Depeschen und Gesandtschaftsberichte, die bei Graf Puebla ein- und ausgingen, kamen so zum Teil zur Kenntnis Winterfeldts und erhellten wiederum die sächsischen Aktenstücke. So wußten König und General recht gut, was sich zusammenspann. Der arme Menzel hat wegen Hochverrats mit lebenslänglicher Haft büßen müssen, 27 Jahre lang, „mit Haaren überwachsen, Beine und Arme zusammengefesselt, die Füße mit schweren eisernen Banden aneinandergeschraubt," bis er starb. Weingarten entkam, nahm seine Kastellanstochter und blieb in Preußen an irgendwelchem Ort, wo ihn Oesterreichs Rache für sein schlimmes Tun nicht ereilen konnte.

Es war ein förmlicher Teilungsplan Preußens, der sich über Friedrichs Haupt zusammenzog. In Rußland, Oesterreich und Sachsen wurde lebhaft gerüstet. Rußland sollte 150 000 Mann marschieren lassen, Oesterreich 100 000, und eifrig warb Graf Kaunitz-Rietberg, der erste Minister Maria Theresiens, um den Beitritt Frankreichs zu dem Bündnis. Graf Kaunitz, der nimmermüde Ränkeschmied, war Jahre lang Gesandter in Paris gewesen und kannte die Stimmung des dortigen Hofes genau. Man wollte seitens der Verbün-

deten den Beitritt Frankreichs noch erwarten und erst im Frühjahr 1757 losschlagen. Bis dahin sollte nach Kaunitz Meinung „das Spiel recht verdecket werden.“ „Mit Gottes Hilfe,“ meinte der Graf, „werden wir den hochmütigen König so viel Feinde auf den Hals ziehen, daß er darunter erliegen muß, und es ihm wie vormalen dem in der Historie berühmten Henrico Leoni ergehet.“

Aber Friedrich war entschlossen: „Mir bleibt nur noch übrig, lieber zuvorzukommen, als mir zuvorkommen zu lassen.“ Er wollte, wie er sich lateinisch ausdrückte, „Praevenir quam Praeveniri“. Der König hatte am 17. Januar 1756 mit England eine Uebereinkunft geschlossen, nach welcher sich die Mächte Preußen und England verpflichteten, in Deutschland den Frieden aufrecht zu erhalten. Der König von England glaubte dadurch sein Kurfürstentum Hannover vor französischen Angriffen zu schützen, Friedrich sich gegen den Ueberfall der ihm drohenden Koalition zu sichern. Da nun aber Frankreich und England ständig im Seekriege lagen, so wurde in Paris dieser Vertrag Friedrichs als eine Unfreundlichkeit gegen das ihm bisher verbündete Frankreich empfunden. Und gerade diese Uebereinkunft zu Westminster trieb Frankreich Friedrichs Gegnern in die Arme.

Es waren nicht allein geheime Kanäle, die dem König Kunde brachten von den Plänen seiner Feinde; allmählich wurde das Gerücht, daß gegen Preußen etwas im Werke sei, so offenkundig, daß Fürsten und Gesandte Friedrich warnten. Der Herzog von Braunschweig übersandte seinem königlichen Schwager den Brief „eines über die geheimen Unterströmungen am Wiener Hofe gut unterrichteten Mannes.“

Die Warnung kam vom Prinzen Ludwig von Braunschweig, demselben, der als österreichischer General bei Soor verwundet wurde: „Seine preußische Majestät muß wissen, ob die Lage der Dinge am Petersburger Hofe ihm erlaubt, dem Wiener Hof zuvorzukommen, der sicherlich den Vorsatz hat, ihn sobald als möglich anzugreifen.“ Aus Hannover und Mecklenburg kamen Nachrichten von bedeutenden Pferdeankäufen auf österreichische Rechnung. Aus Dresden berichtete ein preußischer Offizier, daß die ungarischen Reiterregimenter nach Böhmen ausrückten. — Es ist sicher, daß König Friedrich den drohenden Krieg gern vermieden hätte. Auch der englische Gesandte machte Vorstellungen: vielleicht habe Oesterreich es nur darauf abgesehen, Preußen in die Rolle des Angreifers hineinzudrängen, um so seine ganzen Defensiv-Bündnisse flüssig zu machen. Als Sir Andrew Mitchell dem König diese Meinung vortrug, rief Friedrich scharf: „Wie, mein Herr! Was sehen Sie in meinem Gesicht? Glauben Sie, daß meine Nase dazu gemacht ist, Nasenstüber hinzunehmen? Bei Gott, ich werde sie mir nicht gefallen lassen!“ Und dann, auf ein Bild Maria Theresiens zeigend, das im Zimmer hing: „Hier ist nichts zu helfen, diese Dame will den Krieg haben, sie soll ihn bald haben.“ — Am 18. Juli 1756 ging ein Kurier nach Wien, der dem preußischen Gesandten den Befehl brachte, in besonderer Audienz nach dem Grunde der großen Rüstungen zu fragen. Zehn Tage später stand Herr von Klinggräffen im Lustschloß zu Schönbrunn vor der Kaiserin. Maria Theresia behandelte den preußischen Herrn sehr hochfahrend; sie las von einem kleinen Zettel die von Kaunitz verfaßte Antwort ab: „Die bedenklichen Umstände der allgemeinen Angelegenheiten haben

mich die Maßregeln für notwendig ansehen lassen, die ich zu meiner Sicherheit und zur Verteidigung meiner Verbündeten ergreife, und welche überhaupt nicht bezwecken, irgend jemand zum Schaden zu gereichen. Dies bitte ich dem Könige, Ihrem Herrn, zu berichten." Ein kühler Wink der Hand, und die Audienz war zu Ende. In Wien sehnte man herbei, daß der König angreifen möge. „Er soll sich entweder," so schrieb der sächsische Graf Flemming nach Dresden, „mit seinen Rüstungen bei langsamem Feuer verzehren, oder, um das zu vermeiden, zu übereilten Entschlüssen hinreißen lassen."

Friedrich war bereit. An die Regimenter ergingen die Befehle zur Mobilmachung. Gleichzeitig ritt ein zweiter Kurier zu Klinggräffen mit der gemessenen Order, von der Kaiserin-Königin eine bindende, klare Erklärung zu verlangen. „Man muß wissen, ob wir uns im Kriege befinden oder im Frieden; ich überlasse der Kaiserin die Entscheidung." Maria Theresia lehnte es ab, sich zu erklären. „Doch," so ließ sie Friedrich sagen, „die Informationen, die man Seiner preußischen Majestät von einem Offensiv-Bündnis zwischen ihr und der Kaiserin von Rußland gegeben habe, seien absolut falsch und erfunden." — — „Die Antwort ist gekommen und ist nichts wert!" schrieb Friedrich eigenhändig unter den Marschbefehl an Herzog Ferdinand von Braunschweig. Friedrich wußte, daß man ihm von Wien die Unwahrheit schreiben ließ. Das Angriffsbündnis der beiden Kaiserhöfe war klipp und klar verabredet und der Angriff für das nächste Frühjahr festgesetzt, nur unterzeichnet war es noch nicht. „Da ich keine Sicherheit mehr habe für die Gegenwart noch für die Zukunft, so bleibt mir nur der Weg der Waffen übrig, um die Anschläge meiner Feinde zu ver-

eiteln. Ich habe keine ehrgeizigen Pläne noch begehrlichen Wünsche. Meine Schritte bezwecken nur gerechtfertigte Vorkehrungen für meine Sicherheit und meine Unabhängigkeit."

Niemandem war der Ernst der Lage klarer als dem König. Ueberschritt er die sächsische Grenze, so wurde der Krieg alsbald zu einem Angriffskrieg, und Rußland, Frankreich, Sachsen und die Reichsarmee traten auf die Seite Oesterreichs. Halb Europa stand dann gegen ihn in Waffen. Es ist natürlich, daß vieler Herzen bang zu schlagen begannen, und die Aufregung, die Sorge um den kommenden Tag in den Gemütern wuchs. Aber Friedrich wollte von Sorge, von Schreckbildern nichts wissen. „Wenn unsere Feinde uns nötigen, Krieg zu führen," schrieb er seinem Bruder, dem Thronfolger, „so muß man fragen: wo sind sie? und nicht: wieviel sind ihrer? Mögen die Weiber in Berlin von Teilungsverträgen schwatzen, wir preußischen Offiziere, die wir unsere Kriege hinter uns haben, müssen gesehen haben, daß weder die Ueberzahl noch die Schwierigkeiten uns den Sieg entreißen konnten. Nur das Schwert kann diesen gordischen Knoten lösen. Ich bin unschuldig an diesem Kriege; ich habe getan, was ich konnte, um ihn zu vermeiden; aber so groß die Friedensliebe sein mag, niemals darf man ihr seine Sicherheit und seine Ehre opfern."

In der Morgenfrühe des 28. August 1756 versammelten sich die Regimenter der Potsdamer Garnison auf dem Schloßplatz. Der König nahm den Vorbeimarsch ab, bestieg sein Pferd, zog den Degen und setzte sich an die Spitze der Kolonne, sie ins Feld zu führen, — in einen Krieg von sieben Jahren. — An demselben Tage feierte in Frank-

furt am Main der junge Wolfgang Goethe seinen siebenten Geburtstag, ein kleiner, heller Bursche, empfänglich für die Stimmungen des elterlichen Hauses, in dessen Wänden Preußens größtes Jahr ein Echo weckte. Dresden, Pirna, Lowositz, Prag, Roßbach, Leuthen, diese Reihe von Preußentagen mußte Begeisterung auflodern lassen für die Person seines Königs. „Und so war ich denn," schreibt Goethe in seiner Dichtung und Wahrheit, „auch preußisch, oder um richtiger zu sagen, „Fritzisch" gesinnt, denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb auch gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch waren. Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde dessen ungeachtet in großer Gemütsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieses war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großtaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten aufeinander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm in kurzem wieder oben." So berührten sich die weiten Lebensringe dieser beiden Männer in einem Punkte, der uns an diesem 28. August flüchtig sichtbar wird. Der große deutsche Dichter, ein siebenjähriger, munterer Bursch, gut Fritzisch gesinnt, der große König im kräftigen Mannesalter, ein Vierundvierzigjähriger, zu Pferd an der Spitze seiner Truppen im Zwielicht des frühen Augustmorgens dahinreitend und Arbeiten entgegenziehend, gegen welche die sagenhaften des Herkules uns ein Kinderspiel erscheinen. Und dieser König-Feldherr zog aus, um

sein Preußen zu verteidigen, und verteidigte, — sich selbst dessen noch unbewußt — das große, allgemeine, deutsche Vaterland. „Das größte, was dem Menschen begegnen kann," sagt Leopold von Ranke, „ist es wohl, in der eignen Sache die allgemeine zu verteidigen; dann erweitert sich das persönliche Dasein zu einem welthistorischen Moment." — Wolfgang Goethe sollte es noch erleben, daß ein königliches Frankreich in tausend Trümmer brach, sollte auf dem Schlachtfelde von Valmy die junge Republik mit drohender Gebärde ihre Feinde vom Boden Frankreichs scheuchen sehen und im innersten Herzen einen Wendepunkt in der Weltgeschichte empfinden, sollte als Alternder übermütige, französische Marodeurs des Kaiserreichs in sein Schlafzimmer dringen sehen, während das Preußen dieses großen Königs zusammenbrach. Aber das alles schlief an jenem Augustmorgen noch im Dunkel der Zukunft. So schreibe deine Siegeslieder und deine Spottverse, junger Wolfgang, und, du seltsamster aller Könige, dem in Stahl gewappnet ein tieffühlendes Herz im Busen wohnt, ziehe hinaus an der Spitze deiner Kolonnen der ehernen Erkenntnis entgegen: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe; wohl aber, daß ich meine Pflicht tue und für das Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch zu retten ist."

Während die Preußen in drei Kolonnen über die Grenze Sachsens drangen, tanzte Hof und Gesellschaft zu Dresden im Palaste des Ministers Graf Brühl. Der Gewalt gegenüber beugten sich König und Minister und gestatteten dem preußischen Heer einen „unschädlichen Durchzug". Friedrich verlangte aber, daß Sachsen ganz und gar auf seine Seite

trete, und daß seine eigene Sache auch die des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen sei. „Bin ich glücklich, so wird der König von Polen für Alles reichlich entschädigt werden. Ich werde auch an seine Interessen denken wie an die meinigen: ich muß die Truppen haben, sonst ist keine Sicherheit. Ich spiele ein großes Spiel, die Waffen sind den Wechselfällen des Tages ausgesetzt: ich brauche nur eine beträchtliche Schlappe zu erleiden und Eure Truppen würden mir im Rücken sitzen. Es gibt kein anderes Mittel, die Armee muß mit mir marschieren und mir den Eid leisten." Entsetzt rief der Minister von Arnim aus, „daß die ganze Weltgeschichte kein Beispiel aufzuweisen habe für einen solchen Vorgang, wie ihn der König verlange," — worauf Friedrich kalt entgegnete: „Es gibt deren. Und selbst, wenn es auch keine Beispiele gäbe: ich weiß nicht, ob Sie es wissen, daß ich mir etwas darauf zugute tue, originell zu sein." — Da es Friedrich daran liegen mußte, vor allen Dingen der über seinen scheinbaren Friedensbruch entsetzten Welt Aufklärung zu geben, befahl er, das geheime Archiv zu Dresden zu öffnen und die Originale der ihm von Menzel verratenen Urkunden herauszunehmen. Mutig stellte sich die Königin Maria Josepha vor die Tür des Archivs, welches hinter ihren Zimmern lag. Man sagt, daß General Graf Wylich die Königin fußfällig um die Schlüssel bat. Schließlich erklärte die Königin, daß sie der Gewalt wiche. Es wurden einige Säcke mit Akten beschlagnahmt und es fand sich das ganze, für Sachsen höchst belastende Material. Zwar hatte der Minister Graf Brühl noch keinen Vertrag unterzeichnet, aber man hatte vereinbart, daß die sächsischen Truppen sofort eingreifen sollten, „wenn der Ritter im Sattel wanken werde."

König Friedrich machte die Akten über die Umtriebe seiner Feinde den Kabinetten bekannt. So rechtfertigte er sein ungewöhnliches Vorgehen, so gut es ging.

Die sächsischen Truppen, an 20 000 Mann stark, wurden im Lager von Pirna eingeschlossen und ausgehungert. Der österreichische Feldmarschall Graf Browne, der von Böhmen anrückte, wurde bei Lowositz zurückgeschlagen. (1. Oktober 1756). Die Weinberge des Lobosch steckten voll Kroaten und Panduren, die ein gut gezieltes Feuer unterhielten; die österreichischen Batterien warfen ihre Stückkugeln über den Standort des Königs dahin. Man warnte den König, aber achselzuckend entgegnete Friedrich: „Ich bin nicht hier, um sie zu vermeiden." Mit Stolz durfte er nach der Schlacht von seinen Truppen sagen: „Seit ich die Ehre habe, sie zu befehligen, habe ich nie gleiche Wunder der Tapferkeit gesehen."

Am 15. Oktober mußten die Sachsen auf Gnade oder Ungnade kapitulieren. Friedrich verlangte, daß die Unteroffiziere und Gemeinen in sein Heer eintreten und ihm den Eid der Treue leisten sollten. Mit diesem Massenzwang sollte er böse Erfahrungen machen. Die sächsische Armee bestand zum größten Teil aus Landeskindern, die, mochten sie auch protestantisch sein, doch ihrem katholischen Fürstenhause in unwandelbarer Treue anhingen. Selbst in den Leidenswochen im Lager von Pirna, wo, wie Friedrich sagte, „er die Sachsen vor Hunger pfeifen hörte", gab es kaum hundert Deserteure. Friedrich aber war in diesem Punkte so unbesorgt, daß er sogar die Regimentsverbände zusammenließ und nicht, wie Winterfeldt dringend riet, die Sachsen unter die ganze Armee verteilte.

Die Zähigkeit der Sachsen im Hungern hatte den König

seinen Plan, auch Böhmen zu besetzen, gestört. Er mußte sein Vorhaben auf das Frühjahr verschieben. Das war ein Strich durch die Rechnung; nun hatten seine Gegner Zeit, zu rüsten. — Des Königs Sache wurde vor den Reichstag zu Regensburg gebracht. Des Kaisers Majestät verlangte die Aufstellung der Reichsarmee gegen Friedrich. In der Tat wurde Reichsexekution gegen Kurbrandenburg beschlossen. Zwar sagte Friedrich: „Ich spotte des Reichstags und all seiner Beschlüsse," aber es machte ihm doch schwere Sorgen, daß sich halb Europa gegen ihn erhob. Er verglich sich dem Hirsch, auf den „eine Meute von Königen und Fürsten" losgelassen sei. In Wien war man guter Dinge. Von dort wurden die Zeitungen beeinflußt und dem König der sichere Untergang vorausgesagt. „Ihr werdet diesen Winter hören," schreibt Friedrich nach Bayreuth, „daß ich verloren bin, man wird Preußen die Leichenrede halten und die Grabschrift setzen, — aber im Frühjahr werde ich auferstehen." Und ein andermal: „Man wird in diesem Frühling sehen, was Preußen ist und daß wir durch unsere Kraft und zumal durch unsere Disziplin zu Rande kommen werden mit der Zahl der Oesterreicher, dem Ungestüm der Franzosen, der Wildheit der Russen, mit dem großen Haufen der Ungarn und mit allem, was man uns entgegenstellen wird." Aber trotz aller Zuversicht verkannte Friedrich seine furchtbar schwere Lage nicht. „Es ist also mit unseren Umständen kein Kinderspiel, sondern es gehet auf Kopf und Kragen," schrieb er dem getreuen, immer hoffenden Winterfeldt, „indessen meine Resolution ist auf alle Fälle genommen, und werde ich mir bis auf den letzten Mann wehren." Der König rechnete mit dem Aeußersten, wie ein Brief an Wilhelmine zeigt: „Ich

habe ein Vorgefühl, ich werde weder getötet noch verwundet werden; ich gestehe indes, daß ich, falls die Dinge schlecht ablaufen sollten, hundertmal eher den Tod wählen würde, statt der Lage, die mich dann erwartet; Sie kennen meine Feinde, Sie ermessen, was ich an Demütigungen würde hinunterwürgen müssen."

Es war am 16. Januar 1757, als Friedrich dem Minister Graf Finkenstein, jenes versiegelte Dokument übergab, nur zu öffnen für den Fall seines Todes oder seiner Gefangenschaft, das ausklingt in jenen großen Worten, die mit ehernem Klange durch die preußische Geschichte hallen:

„Geschähe es, daß ich getötet würde, so müssen die Dinge in ihrem Zuge bleiben und ohne die geringste Veränderung und ohne daß man den Uebergang in andere Hände gewahr wird, und in diesem Falle müssen Eide und Huldigungen beschleunigt werden, so hier, wie in Preußen und vor allem in Schlesien. Wenn ich das Verhängnis hätte, daß ich vom Feinde gefangen würde, so verbiete ich, daß man die geringste Rücksicht auf meine Person nimmt oder dem, was ich aus meiner Haft schreiben könnte, die geringste Beachtung beimißt. Geschähe mir solches Unglück, so will ich für den Staat mich opfern, und man muß dann meinem Bruder gehorchen, der ebenso wie meine sämtlichen Minister und Generale mit dem Kopfe mir dafür verantwortlich sein soll, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbieten, sondern den Krieg fortsetzen und seine Vorteile verfolgen wird, ganz als wäre ich nie auf der Welt gewesen."

Es waren Armeen von über 300 000 Streitern, welche die Bündnisse Oesterreichs zusammen mit seinem eignen Heer gegen Friedrich auf die Beine gebracht hatten, nicht zu rechnen

die leichten Völker, Irregulären, die Kroaten und Panduren, Baschkiren, Kalmücken und anderes bewaffnetes Gesindel. Man glaubte im feindlichen Hauptquartier nicht, daß der König überhaupt zum Angriff schreiten würde, sondern daß er sich gegen diese Masse notwendigerweise auf die Verteidigung beschränken müsse. Aber Friedrich war entschlossen anzugreifen, wohlwissend, daß im Angriff die Stärke seines Heeres lag.

Vor Prag (6. Mai 1757) kam es zur ersten Schlacht. Der feurige Mut der Jugend schien in den greisen Grafen Schwerin gefahren, fast zu hastig war er beim Angriff. „Frische Eier, gute Eier!" rief er dem König zu, als dieser Bedenken hatte. Der sumpfige Wiesengrund erschwerte den Angriff auf den rechten österreichischen Flügel bei Sterbohol. Winterfeldt, der die Grenadierbrigade führt, sinkt, in den Hals getroffen, aus dem Sattel. Unter dem furchtbaren Kartätschen- und Musketenfeuer gerät die preußische Linie ins Schwanken, ballt sich zu einem „konfusen Klumpen" und weicht zurück. Als Winterfeldt das Bewußtsein wiedererlangt, versucht der Blutüberströmte seine Leute zum Ausharren zu bringen. Da sprengt schon der Feldmarschall Schwerin heran. Seit vierunddreißig Jahren hatte er sein Regiment, eins der besten der preußischen Armee. Er liebte das Regiment mit „wahrhaftiger Zärtlichkeit", seine Burschen aber schätzten ihn wie einen Vater. Der Feldmarschall nimmt einem Stabskapitän die Fahne aus der Hand und trägt sie den Seinen voran. „Vorwärts, meine Kinder!" Kaum hat der Feldmarschall ein paar Schritte vorwärts getan, als er von fünf Kartätschenkugeln getroffen zu Boden sinkt. Das schwarz-weiße Fahnentuch deckt seinen sterbenden Körper.

So hatte er sich von je den Tod gewünscht, ehrliches Soldatenblei in siegreicher Schlacht, um Gotteswillen kein Sterbebett! So starb er auf dem Damm von Sterbohol. Er war ein gütiger, vornehmer, sanguinischer Mann, dessen Liebenswürdigkeit keiner widerstehen konnte. Sein Blut kreiste noch jung in seinen späten Jahren, und er liebte die Frauen.

„Vier Kugeln erzgegossen
Sie haben ihn zerfetzt,
Die Fahne, die zerschossen,
Sein Bahrtuch ist sie jetzt."

In furchtbar blutiger Schlacht wurde die österreichische Macht gebrochen und nach Prag hineingeworfen. Die Kunde von dieser Prager Schlacht drang wie ein Lauffeuer durch ganz Deutschland, durch Europa. Sie ist von der Legende umwittert wie keine andere der Preußenschlachten, denn sie war mit ihren Blutopfern bisher einzig in der Geschichte. „Nach den Verlusten, die wir gehabt, bleibt uns als einzige Tröstung, die Leute, die in Prag sind, zu Gefangenen zu machen, und dann, glaube ich, wird der Krieg beendigt sein." Aber Friedrich sollte sich täuschen. In Prag war ein ganzes Heer eingeschlossen, welches noch auf Monate Proviant hatte. Aus Mähren aber rückte der General Graf Daun mit einem neuen österreichischen Heere heran und von Westen drohten die Franzosen. „Prag blockieren, Daun fernhalten und den Franzosen die Stirne bieten, sind drei Dinge, die wir nicht auf eins tuen können," mußte der König sich gestehen. Er entschloß sich, zuerst Daun zu schlagen. Es kam am 18. Juni 1757 zur Schlacht von Kolin, in welcher

der König mit nur 34 000 Mann gegen 54 000 Mann Oesterreicher in sehr fester Stellung kämpfte. Schon schien es in der Nachmittagsstunde, daß Friedrich den Sieg auch hier davon tragen würde. Schon hatte Daun den Befehl zum Rückzug gegeben, schon war dieser Rückzug, der in eine Flucht auszuarten drohte, von vielen österreichischen Regimentern angetreten. Da bricht auf eigene Faust der sächsische Oberstleutnant von Benkendorf mit zwei Schwadronen wütend vor: „Tod oder Sieg!"; und er reißt einen Reiterschwarm von achtzig Schwadronen mit sich. Die schwer erschütterten preußischen Bataillone können diesem Ansturm nicht standhalten; Reserven hat der König nicht mehr, weil der hitzige General Manstein durch vorzeitigen Angriff den rechten Flügel in die Schlacht hineingezogen hat. König Friedrich setzte sich persönlich aufs Aeußerste ein, um die Krisis zu überwinden. „Meine Herren Generals," fährt er die Kavallerieführer an, „wollen Sie nicht attaquieren? Sehen Sie nicht, wie der Feind in unsere Infanterie einhaut. In Teufels Namen, attaquieren Sie doch! Allons, ganze Kavallerie, marsch, marsch!" Der König setzt sich an die Spitze, aber die Kavallerie hinter ihm verschwindet, als die ersten Kanonenkugeln in ihre Reihen einschlagen. Da sammelt Friedrich um die Fahne des Regiments Anhalt einen Trupp von vierzig Mann, läßt die Trommeln schlagen und führt diese Trümmer gegen eine feindliche Batterie, im geheimen hoffend, daß sein Beispiel die Flucht wenden möge. Vergeblich. Einer nach dem andern sinkt zusammen und Major Grant ruft dem König zu: „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?" Da strafft der König die Zügel, hält inmitten des Kugelregens, richtet sein Glas auf die Höhen und reitet dann lang-

sam aus dem Feuer zurück. „Sie wissen wohl nicht," sagt Friedrich zu dem jungen Grafen von Anhalt, der neben ihm reitet, „daß jedes Menschen Glück seine Rückschläge haben muß? Ich glaube, daß ich jetzt die meinigen haben werde."

Des Königs Ahnung sollte sich erfüllen. Kaum in Leitmeritz angekommen, erhielt er die Kunde, daß seine siebenzigjährige Mutter plötzlich im Schloß Monbijou gestorben sei. Damit hatte der Tod ein inniges Band zerrissen, denn diese Frau war dem König von Jugend auf alles gewesen. In den dunklen Tagen der Knabenzeit, während der Konflikt mit dem König tobte, hatte sich Fritz an diese Frau geklammert. Sie hatte mit ihm alles getragen, hatte ihm stets die weiche Seite gezeigt und sich für ihn gesorgt, wie nur eine Mutter konnte. Das Verhältnis stählte sich von Jahr zu Jahr. In seiner Gemahlin war dem König nicht die Gefährtin geworden, die er brauchte. Zu seinen jüngeren Brüdern war das Verhältnis erkaltet. Mit Wilhelmine war er eine Zeit lang ganz auseinander, und so hatte sich jahrelang sein tiefes Familiengefühl nur dieser Frau gewidmet. Seine sanguinische, alles lebhaft empfindende Natur riß Friedrich hin. Tagelang war sein Schmerz um den Verlust wie verzweifelt. Er goß ihn in Verse:

„Als ich beim Abschied dich mit meinen Tränen netzte,
Verriet es mir das Herz, dies Scheiden war das letzte.
Noch hofft' ich: Atropos wird mein Gebet belohnen,
Zum Opfer mich ersehn und meine Mutter schonen.
Doch nein, der harte Tod flieht mich und meine Pein
Und hüllt dein teures Haupt in bleiche Schrecken ein."

Er weinte viel. So traf ihn Sir Andrew Mitchell, der nach London schrieb: „Ich hatte die Ehre, einige Stunden im Kabinett bei ihm zu verweilen. Ich muß Eurer Herrlichkeit gestehen, daß es mir sehr nahe ging, ihn so dem Schmerz nachhängen und sich den wärmsten kindlichen Gefühlen hingeben zu sehen; er gedachte der vielen Verpflichtungen, die er gegen Ihre verstorbene Majestät habe, was sie alles gelitten und wie edel sie es getragen habe, wie viel Gutes sie jedermann erzeigt. Sein einziger Trost sei nur der Gedanke, daß er sich bestrebt habe, ihre letzten Jahre angenehm zu machen." — In späteren Tagen hat Friedrich zu einem dunklen Herrn Garve die Worte gesprochen: „Wenn Er wüßte, was mich zum Exempel der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde er sehen, daß ich so unglücklich gewesen bin wie jeder andere, und unglücklicher als andere, weil ich mehr Empfindungsfähigkeit gehabt habe." — König Friedrich kannte sein Herz, das weiche, tief fühlende, und wußte nur zu gut, daß er es immer wieder in Stahl panzern mußte gegen die Gewalt der Dinge, die ihn rings umdrohten. „Die Betrübnis Seiner Majestät ist ehegestern und gestern sehr heftig gewesen," berichtet aus jenen Tagen der treue Eichel, „hat sich aber doch in etwas gemindert, da des Königs Majestät in Erwägung genommen, was dieselbe in den gegenwärtigen, kritischen Umständen, Sich, dero Staat und Armee und Dero höchst getreuen Untertanen schuldig sind."

Zu bald sollte dies königliche Herz, das so tief aufgewühlt war durch den Schmerz um die Mutter, stählerne Härte zeigen gegen einen Sohn dieser Mutter, den eigenen Bruder. Friedrich hatte dem Prinzen von Preußen, der längst um ein größeres Kommando drängte, mit der Zurückführung des

geschlagenen Heeres aus Böhmen nach Sachsen beauftragt. Prinz August Wilhelm aber zeigte nicht den Beruf eines Feldherrn; Tatkraft und Entschlossenheit mangelten durchaus. „Ich will rein von der Leber sprechen," sagte Friedrich zu seinem Bruder Heinrich, „ich habe meinen Bruder lieb, aber zum Kommandieren ist er nicht geschaffen." Unter täglichen schweren Verlusten auf Umwegen und in Auflösung, brachte der Prinz von Preußen sein Heer über das Gebirge zurück. Härter als je einen General hat der König den Bruder angelassen: „Sie wissen nicht, was Sie wollen, noch was Sie tun. So lange ich lebe, werde ich Ihnen nicht mehr das Kommando über zehn Mann anvertrauen. Wenn ich tot bin, mögen Sie alle Dummheiten machen, die Sie wollen; aber solange ich lebe, sollen Sie den Staat nicht mehr schädigen." Im Lager von Bautzen begegneten sich die beiden Brüder. „Da sah man die Prinzen und Generale zittern," sagt ein Augenzeuge, „sie hätten sicher vorgezogen, eine Bresche zu stürmen, als vor den König zu treten." Der König grüßte den Prinzen kaum und entgegnete auf dessen Meldung kein Wort. „Mangel an Entschluß und Mangel an Haltung, sowohl im Privatleben wie an der Spitze des Heeres," lautete des Königs Urteil über seinen Bruder. „Mag die Schroffheit in der Form" sagt Reinhold Koser, „noch so beklagenswert erscheinen, in der Sache hat Friedrich nur recht und königlich gehandelt, wenn er im Gegensatz zur Schwäche so vieler anderer Herrscher, einen Anspruch hoher Geburt auf die Heerführung nicht gelten ließ. Er war nicht zu Gunsten seines Fleisches und Blutes voreingenommen, aber auch nicht zu Ungunsten. Denn wenn er jetzt den einen Bruder, bei offenkundiger Unzulänglichkeit, schnell wieder unter die Masse

schob, so hat er nachmals den andern (Prinz Heinrich), der echtes Verdienst bewährte, willig und dankbar als den hervorragensten aller seiner Truppenführer anerkannt."

Es sah nach Kolin böse aus um Friedrich und seinen Staat. Prinz Karl von Lothringen, als er aus der Prager Mausefalle glücklich heraus war, hatte sich mit dem Sieger von Kolin, Graf Daun, vereinigt und schickte sich an, mit 100 000 Mann über das Gebirge zu steigen um Schlesien zurückzuerobern. In Ostpreußen brachen 100 000 russische Völker ein, in Stralsund landeten 18 000 Schweden, 100 000 Franzosen und die Truppen der mobilisierten Reichsarmee bedrohten Hannover und Thüringen. Friedrich hatte zur Zeit außer den 20 000 Mann, die unter dem Feldmarschall Lehwald in Ostpreußen gegen die Russen standen, nur reichlich 70 000 Feldtruppen zur Verfügung. Er ließ zwei Dritteile unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern und dem General von Winterfeldt in Schlesien gegen die Oesterreicher zurück und zog selbst mit knapp 25 000 Mann den Franzosen und Reichstruppen entgegen. „Als General," seufzte er, „habe ich den Krieg angefangen, und als Parteigänger werde ich ihn enden." Von seinem Winterfeldt nahm er herzlichen Abschied. „Ich habe fast vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben, aber ich weiß nur diese eine für Ihn: erhalte Er sich mir!" Das sollten seine letzten Worte an den braven Soldaten sein, — „den unentbehrlichsten Mann im Heere des Herzogs von Bevern."

Mit gutem Mut zog Friedrich quer durch Thüringen den Feinden entgegen. Sie waren zwar doppelt so stark als der König, aber sie wandten den besseren Teil der Tapferkeit, die Vorsicht an. „Die französische und Reichsarmee", spottete

Friedrich, „ist für uns ein unsichtbares Wesen; viele Leute behaupten zwar, sie gesehen zu haben, aber trifft man nicht auch Leute, die Erscheinungen gehabt zu haben glauben?" Umströmt von Volksmengen, die ihn jubelnd grüßten, zog der König seine Straße. Ganz Weimar war auf den Beinen; in Erfurt drängten sich die Menschen um sein Pferd, küßten seine Hände, seinen Rock — wie ein Befreier wurde er von diesen deutschen Herzen empfangen. Im Schloß zu Gotha war für die französischen Herren gedeckt, aber sie hatten schnell das Weite gesucht, als der König heranrückte. Friedrich, der seit Tagen kaum aus den Sattel gekommen war, bat um einen Teller Suppe. Diese Mittagstafel im Herzogsschloß mochte ihm in dem harten Treiben des Lagers wie eine Oase sein. Einer der Tischgenossen gibt ein fein gezeichnetes Bild des Königs: „Das Feuer des Helden, die Bedachtsamkeit des Heerführers, die Verschlagenheit des Staatsmannes, den Verstand des Weltweisen, den Geist des Dichters, den Ernst des Gehorsam heischenden Herrn, die Artigkeit des Gesellschafters, den Witz des Spötters: das alles fanden wir unserer Meinung nach in den Zügen dieses Gesichts, in welchem ein paar der schönsten blauen Augen voll Glanz und Lebendigkeit, eine gerade, scharfe und wohlgebildete Nase, ein überaus freundlicher und beim Sprechen von lauter Geist umspielter Mund und selbst die zwei bedenklichen Linien zwischen den Augen, zusammen das regelmäßigste und angenehmste Menschenantlitz ergab, das man nur sehen kann." Wenige Tage später jagte General von Seydlitz mit seinen Dragonern und Husaren die inzwischen mit Verstärkung anmarschierten Feldherrn der Reichsarmee und der Franzosen, Herzog Hildburghausen und Prinz Soubise von ihrer Mittagstafel auf.

„Die Witz- und Wortspiel-Jäger
Sind fort mit einem Satz,
Die Schwert- und Stulpen-Träger,
Sie nehmen hurtig Platz" — —

Wohl waren das erfrischende Taten preußischen Reitermutes, aber sie konnten den König schließlich nicht befriedigen. Er spottete über seine Kriegsführung, „die groß in kleinen Dingen sei, und klein in großen." Es kamen auch Zeitungen, die ihn das Schlimmste fürchten ließen. Der alte Feldmarschall Lehwald war von der vierfachen Uebermacht der Russen bei Groß-Jägerndorf geschlagen. Friedrich hatte für den Tapferen nur Anerkennung. „Er solle es sich nicht zu Herzen nehmen, ein Unglück komme im Krieg vor; er solle ruhig den Feind von neuem angreifen." Aber dann kam eine schlimme Post. Ein Mann war gefallen, dem König wertvoller als eine Armee: Winterfeldt. Im Treffen von Moys, nahe Görlitz, (17. September 1757) hatte den tüchtigen Mann seine Kugel erreicht. Er war einer von denen, die Friedrichs Herzen sehr nahe standen, der König liebte ihn. „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, aber nie wieder werde ich einen Winterfeldt finden." Noch in späten Tagen erinnert sich der greise König mit Wehmut jenes Verlustes. „Er war ein guter Mensch, ein Seelensmensch, er war mein Freund."

In der zweiten Hälfte des September war Friedrichs Stimmung nahe der Verzweiflung. Franzosen und Reichstruppen ließen sich nicht fassen, Marschall Richelieu mit seinem zweiten Heer besetzte Hannover, gegen die Schweden stand überhaupt nichts; die Russen machten sich in Ostpreußen breit und

zwangen die Behörden von Königsberg, der Kaiserin Elisabeth zu schwören, und die Oesterreicher drangen siegreich in Schlesien vor. Herzog Bevern, ein gewissenhafter und tüchtiger General, war nicht der Mann, sie zur rechten Stunde zu packen, und Winterfeldt war tot. In diesen dunklen Stunden suchte des Königs Seele Zuflucht in der Poesie. „Oft möchte ich mich berauschen,“ schreibt er schwermütig, „um meinen Kummer zu ertränken, aber da ich nicht trinken mag, so zerstreut mich nichts als das Versemachen, und so lange diese Ablenkung währt, spüre ich mein Unglück nicht. Das hat mir den Geschmack für die Poesie wiedergegeben, und so schlecht meine Verse sein mögen, sie leisten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienst.“ Zu Stunden war es, wo das tiefe Schmerzgefühl durchbrach. So las er an einem jener Septemberabende dem Abbé de Prades unter Tränen seine neuesten, vielleicht seine letzten Verse vor, wie er sagte.

„Mich schreckt nicht das Phantom mit klapperndem Gebein;
Das freundliche Asyl sei mir der Sarg,
Das aus des Schiffbruchs Graus und Pein
Roms größte Söhne rettend barg.“

Bezeichnend ist es für Friedrichs durstigen Geist, daß er in jenen Tagen den Briefwechsel mit Voltaire wieder aufnahm. „Es gilt,“ schrieb ihm Friedrich, „für sein Vaterland zu kämpfen und zu sterben, wenn man es retten kann; und kann man es nicht retten, so ist es schmachvoll, es zu überleben. Wenn mir das Glück den Rücken zukehrt, und man mich nach dem heißen Wunsche der heutigen Staatsmänner vernichtet, wird Ihnen mein Sturz nicht nur einen

schönen Stoff zu einem Trauerspiel liefern, sondern dies unheilvolle Ereignis wird auch die Bosheit und die Treulosigkeit jener Klasse von Männern oder Weibern vergrößern, welche die gebildeten Völker Europas in einem Jahrhundert regieren, wo ein kleiner Privatmann lebendig gerädert worden wäre, wenn er nur den hundertsten Teil des Bösen getan hätte, das diese Herren der Erde ungestraft begehen." Der „Patriarch des Geschmacks," den wir in Frankfurt in jener unglaublichen Stellung sahen, ließ den dürstenden König mit einer Antwort nicht warten. Mit einem feinen Blitz beginnt das Schreiben Voltaires: „Erschrecken Sie nicht, Sire, vor einem langen Brief, der einzigen Sache, die Sie erschrecken kann." Warum sterben? fragt der Vielerfahrene, der durch alle Tiefen und Höhen des menschlichen Lebens geschleift worden ist: Einige Abtretungen an Land! und es würde dem König immer noch genügend Land bleiben. „Für mich würde es ein Trost sein, beim Scheiden aus dem Leben einen philosophischen König auf Erden zu hinterlassen." In seinen stolzen Versen gab Friedrich dem Philosophen seine Antwort.

„Glaubt mir, wenn ich Voltaire wär',
Ein Menschenkind, wie andre mehr,
Säh ich, mit kargem Los zufrieden,
Vom flücht'gen Glück mich gern geschieden,
Wollt' es verlachen, ganz wie er! . . .
Doch andrer Stand hat andre Pflicht . . .
Voltaire in seiner stillen Klause,
Im Land, wo alte Treue noch zu Hause,
Mag friedsam um den Ruhm des Weisen werben,
Nach Platos Muster und Gebot.

Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben!"

Und in jenen Tagen des tiefsten Leides war es auch, wo das geschwisterliche Verhältnis zwischen Friedrich und Wilhelmine von Bayreuth in echtem Glanze strahlte. Die arme Wilhelmine war längst leidend. Was das Leben ihr gegeben hatte, war weit zurückgeblieben hinter dem geistigen Maß, das sie, die Hochbegabte und ihrem Bruder in manchem Zuge kongeniale, anlegen durfte. Der kleine Hof von Bayreuth hatte ihr nichts erfüllt. Jetzt ging sie ganz in Friedrich auf, in seinen Hoffnungen, seinen Plänen, seinen Sorgen. Sie war es, die eine geheime Gesandtschaft nach Paris vermittelte, sie war es, die ihren Bruder vor Verrat warnte. „Man ist unterrichtet von all Euren Unterhaltungen bei Tische." Sie war es aber auch, die in schwesterlicher Treue und als Tochter des Hauses Brandenburg entschlossen war, mit Friedrich den letzten Weg durch das dunkle Tor zu machen. „Euer Los wird über das meinige entscheiden, Euer Unglück und das meines Hauses überlebe ich nicht," — worauf Friedrich entgegnete: „Ich habe nicht den Mut, meine unvergleichliche Schwester, Euch von Eurem Entschluß abzubringen; Ihr seid es allein in der Welt, an die ich mich noch klammern kann, meine Freunde, meine liebsten Verwandten ruhen im Grabe. Ja, es ist alles verloren."

Neue Kunde kam aus Brandenburg: der österreichische Parteigänger General Hadik hatte auf einem kühnen Streifzuge Berlin gebrandschatzt und 215 000 Taler und — als galanter Ritter — zwölf Paar feinlederne Handschuhe für

seine Kaiserin erbeutet. Es wird erzählt, daß der Berliner Witz auch in dieser Not sich nichts versagte: man gab dem Grafen Hadik zwölf Paar linke Handschuhe. — Dazu kam von König Ludwig von Frankreich, dem insgeheim Friedensvorschläge gemacht worden waren, eine abweisende, hochmütige Antwort. „Nie würde Frankreich ohne Zustimmung der Kaiserin-Köngin Maria Theresia Frieden schließen, und die Kaiserin-Königin ebenfalls nie, ohne Schlesien zurückzuerhalten." Friedrich bäumte auf. „Nicht eine Krone, nicht einen Thron würde ich durch eine Niederträchtigkeit erwerben wollen und lieber umkommen, als mich dazu hergeben."

Nichts wünschte der König lebhafter, als diesen hochmütigen Franzosen eine Niederlage beizubringen. Aber König Ludwig hatte seinem Heerführer, dem Prinzen Soubise, eine besondere Strategie angeraten: „Der König ist überzeugt, daß Sie zu viel auf Ihren Ruhm geben, um sich ohne Not dem zweifelhaften Ausgange einer Schlacht auszusetzen." — „Ich kann die Leute hier zu nichts kriegen," klagte Friedrich. Schon war er Ende Oktober entschlossen, in Eilmärschen nach Schlesien zurückzuziehen, um die Oesterreicher anzugreifen, da gelang es noch in letzter Stunde, die Gegner zu stellen. Herzog Hildburghausen, zugleich österreichischer und des heiligen römischen Reiches Generalfeldmarschall, wurde von Maria Theresia an seiner Ehre gepackt und „dergestalt zum Avanzieren animiert," daß er sich, ohne feig zu erscheinen, nicht länger sträuben konnte. Er hatte wegen seiner reichsfürstlichen Geburt das Oberkommando. Prinz Soubise, der Vorsichtige, stand an zweiter Stelle. Man folgte König Friedrich, um den Anschein zu

erwecken, daß man ihn vor sich hertriebe. Aber blitzschnell wandte Friedrich sich um und lagerte zwischen Roßbach und Bedra, der feindlichen Armee gegenüber, kaum eine Stunde entfernt. Da Friedrich trotz seines Aufmarsches am 4. November angesichts der günstigen Stellung der Gegner von einem Angriff absah, herrschte drüben großer Triumph. Die Musikchöre setzten ein, die Geschütze donnerten hinter den abziehenden Preußen her. „Man konnte," meinte Friedrich, „der französischen Fanfaronnade nur das deutsche Phlegma entgegensetzen." Schon sandte Soubise einen Reitenden gen Paris, der überall im voraus verkünden mußte, der König von Preußen sei am 5. November geschlagen und vermutlich gefangen. „Tant mieux," rief die Herzogin von Orleans boshaft aus, „so werde ich endlich einen König zu sehen bekommen."

Um Mittag des nächsten Tages (5. November 1757) machten sich die Franzosen auf den Königsfang aus. Wie bitterlich er mißlang, weiß seitdem die Welt. Der junge General von Seydlitz tat das Beste bei der Affaire; Prinz Heinrich von Preußen, Moritz von Dessau, Ferdinand von Braunschweig wetteiferten mit ihm. „Wie eine Theaterdekoration" verschwanden die Zelte des preußischen Lagers, und plötzlich ritten die preußischen Reiter, knatterten die Musketen, donnerte die Batterie vom Janushügel. Nur sieben Bataillone preußischer Infanterie kamen zum Schuß. „Vater, aus dem Wege, das wir schießen können!" riefen die Musketiere ihrem König zu, der immer im Getümmel war. — „Wenn man meinte," schrieb Herzog Hildburghausen kläglich an den Kaiser Franz, „eine Eskadron oder ein Bataillon beieinander zu haben, durfte nur eine

einzige Stückkugel dazwischen fahren, da lief alles wie Schafe davon; unser größtes Glück war, allergnädigster Herr, daß es Nacht geworden ist, sonst wäre bei Gott nichts davon gekommen." Auf winterkalter Erde lagerten die preußischen Sieger. So massenhaft hatten die Feinde die Gewehre weggeworfen, daß die Wachtfeuer mit den Schäften unterhalten werden konnten. Einen so unerhörten Wettlauf hatte die Weltgeschichte noch nicht gesehen. „Es dürfte einen Streit geben," meinte ein Mitlaufender, „wer von den Deutschen und Franzosen am ersten und geschwindesten weggelaufen sei." Sehr offen war der Prinz Soubise in einem vertraulichen Brief an den König von Frankreich. „Unsere Disposition war, wie ich meine, sehr gut, aber der König hat uns nicht die Zeit gelassen, sie auszuführen. Vor allen Dingen gilt es jetzt, die Ehre der Nation zu retten und das Unglück auf die Reichstruppen zu schieben." Auch Voltaire wurde laut: „Jetzt hat er alles erreicht, was er immer ersehnt hat: den Franzosen zu gefallen, sich lustig über sie zu machen und sie zu schlagen. Ich verbürge mich dafür, daß er jetzt den Klageliedern Epigramme folgen lassen wird." Friedrich selbst durfte nach so schweren Tagen zufrieden sein. „Nach so viel Unruhen," schrieb er an Wilhelmine, „wohlan, dem Himmel sei Dank, ein günstiges Ereignis, und es soll gesagt sein, daß 20 000 Preußen 50 000 Franzosen und Deutsche geschlagen haben. Jetzt werde ich mit Frieden in die Grube fahren, nachdem der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet ist. Wir können unglücklich sein, aber wir werden nicht entehrt sein. Sie, meine teure Schwester, meine gute, göttliche, zärtliche Schwester, da Sie an dem Geschick eines Sie anbetenden

Bruders teilzunehmen geruhen, teilen Sie jetzt auch meine Freude!"

Der Sieg von Roßbach hatte eine tiefgehende nationale Bedeutung. Das arme, zerrissene Deutschland, dessen Söhne in den Wirrsalen der Zeit sich selbst zerfleischten, hatte jetzt seinen Helden. „Seit der Auflösung von Karls des Großen Reich," schreibt der englische Historiker Macaulay, „hatte die germanische Rasse noch nie einen solchen Sieg über die Franzosen gewonnen. Die Kunde davon rief einen Sturm der Freude und des Stolzes hervor in der ganzen großen Völkerfamilie, welche in den verschiedenen Mundarten der alten Sprache des Arminius redete. Friedrichs Ruhm begann einigermaßen den Mangel einer gemeinsamen Regierung und einer gemeinsamen Hauptstadt zu ersetzen. Er wurde ein einigender Mittelpunkt für alle echten Deutschen, ein Gegenstand wechselseitiger Beglückwünschung für den Bayer wie für den Westfalen, für den Bürger von Frankfurt wie für den von Nürnberg. Damals erst wurde es offenbar, daß die Deutschen wirklich eine Nation waren."

Gestählt durch diesen Erfolg, machte Friedrich sich in Eilmärschen nach Schlesien auf, denn jetzt galt es, die Oesterreicher zu schlagen. Rast gab es für ihn nicht, der sich selbst „einem irrenden Ritter" verglich. Er wollte die Oesterreicher schlagen, und „wenn sie auf dem Zobtenberge oder auf den Kirchtürmen von Breslau ständen". Selbst die schlimme Kunde von der Niederlage des Herzogs von Bevern am 22. November vor Breslau, konnte an Friedrichs Entschluß nichts ändern. In dreizehn Tagen hatte Friedrich mit seinen Truppen vierzig Meilen zurückgelegt. Die Geschlagenen stießen bei Parchwitz zu ihm. Herzog Bevern

war zwei Tage nach der Schlacht gefangen worden. Aus tiefstem Herzen bewunderte sein getreuer Eichel den König, „der gewiß und wahrhaftig eine Festigkeit zeigt, die fast übernatürlich und, ohne Schmeichelei gesagt, eben nur ihm selbst ähnlich und eigen sei".

Die Oesterreicher verließen ihre feste Stellung vor Breslau und marschierten vorwärts gegen Neumarkt. „Der Fuchs ist aus seinem Loch gekrochen," scherzte der König, „nun will ich ihm seinen Uebermut strafen". Am Tage vorher, zu Parchwitz hatte Friedrich, der sonst nicht für Reden war, seinen Generalen seine berühmte Rede gehalten, um sie, wie er sagte „in deutscher Rhetorik, mit Kürze und Nachdruck bei ihrem Ehrgefühl zu packen". Da stand der König im abgetragenen Waffenrock, den Ordensstern auf der Brust, von den Strapazen abgemagert, von den seelischen Qualen vor der Zeit gealtert und sprach mit seiner melodiösen, weichen Stimme Worte, die aus einem großen Königsherzen kamen. Da war keiner unter den Generalen und Offizieren, dem des Königs Worte nicht durch Mark und Bein gingen. „Wer die preußische Sache verloren gäbe, der solle ungehindert seine Wege gehen dürfen." Da brach es bei dem Major von Billerbeck aus, der rief: „Das müßte ja ein infamer Hundsfott sein, jetzt wäre es Zeit!" Lächelnd, und seines Erfolges sicher, setzte Friedrich seine Rede fort und endete: „Nun leben Sie wohl, meine Herren, in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." Die sichtbare Wirkung seiner Rede schätzte Friedrich selbst ein mit dem knappen Wort: „Man war gerührt!" An demselben Abend ritt der König durchs Lager und redete seine Soldaten an, in der ihm eigenen zündenden Art.

Wie ein Lauffeuer lief, was er sagte, durchs Lager. Nie konnte bei einem Heer die Stimmung besser sein, als bei diesem preußischen. Und als in der tiefen Dunkelheit der Frühe des 5. Dezember 1757 die Kolonnen ihren Vormarsch antraten und aus ihren Reihen das gläubige Lied emporstieg:

„Gib, daß ich tu mit Fleiß,
Was mir zu tun gebühret,
Wozu mich Dein Befehl in meinem Stande führet;
Gib, daß ich's tue bald
Zu der Zeit, da ich soll;
Und wenn ich's tu, so gib,
Daß es gerate wohl" — — —,

da durfte Friedrich mit voller Zuversicht den frommen General von Ziethen fragen: „Meint Er nicht, Ziethen, daß ich mit solchen Leuten heute siegen werde?" Niemand empfand tiefer als der König, daß diese Schlacht einen Kampf um Sein oder Nichtsein bedeutete. Während er bei der Vorhut ritt, rief er einen Husarenoffizier zu sich heran: „Ich werde mich heute bei der Bataille mehr aussetzen, als sonst. Er soll sich fünfzig Mann nehmen, um mir als Deckung zu dienen. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleibe ich, so bedeckt Er den Körper mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen; Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind wird geschlagen." Der König hatte ein kurzes Testament niedergeschrieben: Er habe seinen Generalen alles befohlen, was für den Fall eines glücklichen oder unglücklichen Ausganges zu geschehen habe, heißt es darin, und

dann: „Was schließlich mich angeht, so will ich in Sanssouci begraben sein, ohne Gepränge und Pomp und bei Nacht."

Der König zieht parallel der österreichischen Front mit seiner Armee dahin, scheint nicht angreifen zu wollen. „Sie paschen ab," sagt Leopold Daun, „die guten Leute, lassen wir sie in Frieden ziehen!" Dann aber kommt plötzlich um die Mittagsstunde von Sagschütz, dem österreichischen linken Flügel, die Kunde, daß der König angreift. Friedrich hat den Angriff selbst geleitet. Er reitet bei dem Regiment Meyerinck: „Junker von der Leibkompagnie, sieht Er wohl, auf den Verhack soll Er zumarschieren; Er muß aber nicht zu stark avanzieren, damit die Armee folgen kann." Mit Wucht wirft Friedrich seine Bataillone gegen den Kiefernberg von Sagschütz. Er löst hier die Aufgabe, die er in den „Generalprinzipien vom Kriege" selbst gestellt hat. Er verwendet seine berühmte, schiefe Schlachtordnung: „Man verweigert dem Feinde den einen Flügel und verstärkt den, der angreifen soll. Eben mit dem macht Ihr alle Eure Anstrengungen gegen einen Flügel des Feindes, den Ihr in der Flanke faßt. Ein Heer von 100 000 Mann in der Flanke gefaßt, kann von 30 000 geschlagen werden." Es war etwas Unwiderstehliches in dem Angriff der Preußen. Selbst einem Moritz von Dessau haben die Bataillone Meyerinck und Itzenplitz genug getan. „Burschen, Ehre genug für heute, geht zurück ins zweite Treffen!" Aber wütend dröhnt es dem Führer entgegen: „Da müßten wir ja Hundsfötter sein, Patronen her, Patronen her!" Als am Kirchhof von Leuthen der Sturm zu stocken scheint, springt der Hauptmann von Möllendorf gegen das Kirchhofstor und brüllt: „Hier gibt es kein Bedenken, einen

andern Mann her!" Das dritte Bataillon Garde folgt und der Kirchhof wird reingefegt. Als sich die Dämmerung senkt, ist Friedrich Herr der Wahlstatt. Seine frommen Truppen, die mit einem geistlichen Lied ins Feld zogen, schließen den Tag mit dem Choral: „Nun danket alle Gott!" Von Tausenden gesungen, braust die Weise über das Schlachtfeld. — Im Schloß zu Lissa sammelt der König seine Generale und Stabsoffiziere. „Nach einer so getanen Arbeit, meine Herren, ist gut ruhen, dieser Tag wird den Ruhm Ihres Namens und den der Nation auf die späteste Nachwelt bringen." Dann, als Friedrich ein karges Ragout von den Ueberbleibseln österreichischen Appetits, sehr scharf gewürzt vermutlich, denn er liebt das, gegessen hat, sieht er seinen Wirt im Schloß von Lissa, den Baron Mudrach, seltsam an, faßt ihn am Rockknopf und sagt: „Höre Er, kann Er Pharo spielen?" Mudrach, des Königs Abneigung gegen jedes Hasardspiel kennend, stottert verlegen: „Majestät, früher — in meiner Jugend," — worauf der König ernst und rasch erwiderte: „Nun, so weiß er ja, was Va banque ist; das hab' ich heute gespielt."

König Friedrich hatte innerhalb von dreißig Tagen zwei glänzende Schlachten geschlagen und seinen Staat vom Verderben gerettet. In beiden Schlachten hatte er weit überlegene Heere zertrümmert, und zwar mit verhältnismäßig sehr geringen eigenen Verlusten. Was Macaulay über Roßbach sagte, hörten wir. Ueber Leuthen hat Preußens mächtigster Gegner Napoleon I. sein Urteil gefällt: „Diese Schlacht ist ein Meisterstück von Bewegungen, Manövern und Entschlossenheit. Sie allein würde genügen, Friedrich unsterblich zu machen und ihn in die Reihe der größten

Feldherren zu stellen. Sie offenbart im höchsten Grade seine moralischen sowohl wie seine militärischen Eigenschaften."

So sehr König Friedrich hoffen mochte, nach diesen Herkulesarbeiten zu einem Frieden zu gelangen, seine Hoffnung war vergeblich. Die Kaiserin-Königin brannte darauf, einen neuen Waffengang zu bestehen. Zwar fiel es ihr schwer, die Franzosen beim Bündnis zu erhalten; nachdem diese in die Nesseln von Roßbach gegriffen hatten, schienen sie genug zu haben. „Der König von Preußen," sagte der Minister des Auswärtigen Bernis, „wird immer der Gleiche sein, und die Minister und Generale, die ihm gegenüber stehen, werden ihm immer unterlegen sein." Auch die Russen hatten sich vom Schauplatz zurückgezogen. Aber Maria Theresia bot alles auf, den verhaßten Mann, der ihr Schlesien genommen hatte, zu Boden zu zwingen. Schweren Herzens entließ sie den geliebten Schwager, Karl von Lothringen, aus dem Kommando, und setzte den Grafen Daun an die Spitze ihrer Armee. „Obgleich ich keine Lust habe, auf dem Seile zu tanzen," schrieb Friedrich an Algarotti, „diese Hallunken von Königen und Kaisern zwingen mich dazu, und es bleibt mir kein anderer Trost, als nach ein paar Kapriolen mit der Balanzierstange ihnen wieder eins auf die Nase zu geben."

Noch fast fünf Jahre sollte der König gegen seine Feinde im Felde stehen. Mit jedem Feldzug erneuerten sich für ihn die Schwierigkeiten, ja mit jedem Feldzug wurden sie größer: Geld zu schaffen und Soldaten. Vor Prag waren die Säulen der preußischen Infanterie geblieben, Kolin und Breslau hatten schwere Opfer gekostet; die Siege von Roßbach und Leuthen waren zwar billiger gewesen. Dennoch

waren große Lücken da, und es bedurfte einer unermüdlichen Tatkraft, die „Kadres“ wieder zu füllen. Aber so sehr Friedrich auch die Schwierigkeiten, den Krieg weiter zu führen, empfand, nach außen führte er eine feste Sprache. „Preußen,“ so ließ er aussprengen, „werde den Frieden nicht annehmen ohne Genugtuung für den ihm aufgenötigten Krieg, und sollte dieser Krieg noch vier Jahre dauern.“ Maria Theresia, seine große Gegnerin, lebte indes in tiefer Niedergeschlagenheit dahin; sie versteckte sich förmlich vor ihrem Hof, schrieb an den Herzog Hildburghausen, den armen Mann, der bei Roßbach so schlecht gefahren war, daß „ihr Innerliches sie konfundiere,“ — „weillen an Allem selbsten schuld bin, mithin auch vor Gott und mein Gewissen nit ruhig kann sein.“ Im Juli war Friedrich schon bis Königgrätz vorgedrungen, und in Wien zitterte man, daß der Preuße vor den Toren erschiene. Aber der Fabius Cunctator, Graf Daun, wollte sich zu einer Schlacht nicht stellen, bewegte sich wie eine Schnecke und vergrub sich hinter Schanzen wie ein Maulwurf. Friedrich mußte sich entschließen, seinen Feldzug in Böhmen aufzugeben und dem Grafen Dohna zu Hilfe zu eilen, der von den Russen hart bedrängt war. Nach einem Gewaltmarsch traf Friedrich am 21. August im Lager Dohnas bei Gorgast ein. Tag für Tag waren die Sieger von Leuthen durch Sand und Hitze marschiert. Als der König die Truppen seines Generals musterte, meinte er: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt, die ich mitbringe, sehen aus wie Grasteufel, aber sie beißen.“ Seit Wochen lagen schon die Kalmücken und Baschkiren den Bauern und Kätnern auf dem Hals, böse Gäste, mit Rauch und Brand und schlimmeren Gaben. Nun

umdrängte das Landvolk den König als den Befreier aus der Not. „Kinder," rief Friedrich, „ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen. Habt nur Geduld, ich will Euch alles wieder aufbauen."

Die Schlacht von Zorndorf (25. August 1758) war ein fürchterliches Morden. Die Russen hielt zäh stand. Schon sah es schlimm aus, als russische Kavallerie vorbrach und sich auf die dezimierten, preußischen Bataillone warf. Da aber ritt Seydlitz los, ritt mit solcher Wucht, daß er den ganzen rechten russischen Flügel zersprengte. Aber der linke der Russen hielt stand. Es kostete eine schwere und blutige Arbeit, auch diesen zum Wanken zu bringen. Die hartnäckigen Moskowiter wichen nicht von der Stelle; sie ließen sich niederhauen, wo sie standen. Sie klammerten sich an die Geschütze und ließen nicht los, bis ihnen Finger und Hand zerhackt wurden. Sie betranken sich in Branntwein und wußten nun völlig nicht mehr, was sie taten. „Sie betrugen sich wie die Rasenden," berichtete ein schwedischer Offizier, „Freund und Feind war ihnen gleich, sie schossen auf jeden, der ihnen entgegen kam." Wie groß die Zerstörungswut war, zeigte der zerfetzte Körper des Flügeladjutanten von Oppen, der über vierzig Wunden aufwies. „Ich hatte ihn erzogen und er hatte sich ganz an mich angeschlossen," klagte der König, „ich vermag mich nicht zu trösten, so bin ich nun." Seydlitz war der Held des Tages; er stand im Zenith seines Ruhms. Bald nach Roßbach war er Generalleutnant geworden, mit 36 Jahren. Als der alte Hans Joachim von Ziethen, der zwanzig Jahre später dazu kam, gratulierte, sagte der Kühne: „Exzellenz, es wurde die höchste Zeit, ich bin schon sechsunddreißig." Seydlitz war der geborene

Kavalleriegeneral, „durch jene Entschlossenheit, welche die Gunst des Augenblicks sicher zu ergreifen verstand."

Nach dieser Arbeit ging's wieder gen Sachsen, wo Daun und eine zweite Armee aus Oesterreichern und Reichstruppen bestehend, den Prinzen Heinrich zu erdrücken drohte. Friedrich war entschlossen, Daun anzugreifen. Er rückte ihm nahe genug auf den Leib, aber die Stellung des vorsichtigen Generals war so, daß der König von einem Angriff absehen mußte. „Man sollte annehmen, daß der Kaukasus, der Pik von Teneriffa oder die Cordilleren die Heimat der österreichischen Generale wären: sobald sie einen Berg sehen, sind sie oben; sie sind in die Felsen und Schluchten verliebt bis zur Narrheit." Als Friedrich eine Bewegung gegen Böhmen machte, wurde Daun mißtrauisch und legte sich dem König bei Hochkirch vor. Hier lagerten sich Preußen und Oesterreicher nahe gegenüber, diese aber in weit vorteilhafterer Stellung und stark in der Mehrzahl. „Lassen sie uns hier in Ruhe, so verdienen sie gehängt zu werden," sagte Marschall Keith. — „So wollen wir hoffen," entgegnete Friedrich, „daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten." Aber Daun nahm die Gelegenheit wahr und fiel in der Nacht zum 14. Oktober über die Preußen her. Es gab ein verworrenes und blutiges Nachtgefecht, zu dem elf Dörfer als Leuchtfackeln loderten. Der König warf den Angreifern seine Kernbataillone entgegen, Forkade, Itzenplitz, Prinz von Preußen. Eine Stückkugel reißt den Feldmarschall Keith aus dem Leben; zwei Musketenschüsse treffen den Dessauer, der in der Dunkelheit auf zwanzig Schritt an den Feind heranreitet. Prinz Franz von Braunschweig, der Königin jüngster Bruder fällt. Kaum gelingt

es dem Major von Schmelinsky, den König aus dem Feuer zu ziehen. Ein Drittel seiner Mannschaft hat Friedrich tot, verwundet, gefangen auf dem Platz gelassen. Während des Kampfes und des Tages hat der König die größte Ruhe gezeigt. „Kanoniers, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?" — „Der Teufel hat sie bei Nacht geholt, Majestät." — „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen!" — Am Abend aber wird seine Simmung dumpf. „Ich kann die Tragödie enden, wann ich will," sagt er zu seinem Vorleser Catt und zeigt eine Dosis Gift, die er seit langem bei sich trägt.

Und schon kommt eine neue Kunde, die des Königs Herz zerreißen soll: In den Morgenstunden des 14. Oktober, während bei Hochkirch so wilder Kampf war, ist zu Bayreuth seine Schwester Wilhelmine gestorben. „Ich habe keine Zeit, den Tod meiner Schwester zu beweinen; die Menge unseres Unglücks stumpft schließlich die Empfindung ab, und ich glaube, es könnte der Himmel die Erde erdrücken und der Boden unter meinen Füßen einsinken, ohne daß ich es achten würde."

So endete 1758, und so stieg das neue Jahr herauf. Ein Feldzug folgte dem andern. Was bei Hochkirch an Kriegsmaterial verloren gegangen, war ersetzt worden. England zahlte Subsidien, Sachsen und Mecklenburg wurden zu vermehrten Geldleistungen herangezogen. Der König hatte sich verstehen müssen, eine minderwertige Münze prägen zu lassen, die im Lauf der Zeit immer minderwertiger wurde. Auf beiden Seiten sah man den großen Wert der Artillerie ein. Schon hatte Friedrich weit über fünfhundert Geschütze im Felde. „Wenn diese Mode noch einige Jahre weiter-

läuft, so wird man schließlich Detachements von zweitausend Mann mit sechstausend Kanonen marschieren lassen." Der König hatte wenig Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges. „Das Ende von all dem? Wir werden noch einige Streiche, die man uns versetzen wird, parieren und zum Schluß unterliegen." Trotzdem verschmähte er diplomatische Versuche nicht. Aber sie gingen nur darauf hinaus, die Feinde anzuregen, ihm mit Vorschlägen zu kommen. Sein Stolz ließ es nicht zu, als ein um Frieden Bittender zu erscheinen, „Ich bin stumm wie ein Karpfen. Wenn die Franzosen, Oesterreicher und Russen mir etwas zu sagen haben, so haben sie nur zu sprechen; ich für meinen Teil beschränke mich darauf, sie zu schlagen und zu schweigen."

Der Tag von Kunersdorf (12. August 1759) brachte die schwerste Niederlage des Königs im siebenjährigen Kriege. Friedrich griff die durch ein österreichisches Heer von 20 000 Mann unter dem tüchtigen General Laudon verstärkten Russen an. Nach einem glänzenden Anfang des Tages kam ein bittertrauriges Ende. „Das Würgen auf beiden Seiten," sagt ein Augenzeuge, „war entsetzlich, weil die Truppen an manchen Orten nicht fünfzig Schritt auseinander standen und das kleine Gewehrfeuer in seiner vollen Stärke wirkte." Vergeblich setzte der König seine letzten Reserven ein. General Laudon paßte den richtigen Augenblick ab und warf sich mit Grenadieren und Dragonern auf die ermüdeten, preußischen Streiter. Der König selbst kam in Gefahr. Als man ihn beschwor zurückzureiten, sagte er: „Wir müssen hier alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier wie jeder andere meine Schuldigkeit tun." Und als alles verloren ist: „Kann mich denn keine verwünschte

Kugel treffen?" Dann reiten Kosaken an. „Prittwitz," ruft der König, „ich bin verloren". Aber Prittwitz antwortet: „Nein, Eure Majestät, das sind Sie nicht, so lange noch ein Atem in uns ist," — wirft sich mit seinen Leibhusaren auf die Kosaken und sprengt sie auseinander.

Das preußische Heer war völlig aufgelöst. Der Siegesnachricht, die der König am Vormittag, als alles gut stand, nach Berlin gelangen ließ, folgte die Hiobpost der Niederlage. „Von einem Heere von 48 000 Mann," schrieb der König an den Minister Graf Finckenstein, „habe ich nicht mehr 3000. In dem Augenblick, da ich dies schreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Es ist ein grausamer Schlag, ich werde ihn nicht überleben, die Folgen der Affaire werden schlimmer sein, als die Affaire selbst. Ich habe keine Hilfsmittel mehr und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer!" Der König übernachtete in einer Bauernhütte in Oetscher, die von den Russen rein ausgeplündert war. Es waren einige Offiziere da, zwei Leutnants, schwer verwundet. „Seid Ihr denn nicht verbunden, Kinder, hat man Euch zur Ader gelassen?" — „Nein, Majestät, kein Teufel will uns verbinden!" — Worauf Friedrich gleich einen Wundarzt herbeischaffen läßt, der zweifelnd die Achseln zuckt. Des Königs Auge blitzt den Läſſigen an: „Er glaubt, hier ist nicht zu helfen? Dies sind junge Leute. Fühl er diese Hand hier und diese hier, kein Fieber da, die Natur tut in solchem Falle Wunder. Verbinde Er, lege Er Blutegel!" Die beiden jungen Offiziere wurden gerettet und dienten noch in späteren Schlachten. — Friedrich selbst wurde gesehen auf einem Bunde Stroh, tief

schlafend, vor der Tür eine Schildwache. Aber der Nervenchok war doch zu groß; nach all den furchtbaren Aufregungen diese jähe Niederlage. Es schien, als ob der König an seinem Glück verzweifelte. Er übertrug das Oberkommando dem General Fink und bestellte seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, zum Generalissimus, bestimmte auch, daß die Truppen dem Thronfolger, dem jungen Prinzen Wilhelm (dessen Vater, der schwer Gestrafte, inzwischen grollend gestorben war) schwören sollten. „Dießes ist der einzige rath, den ich bei denen unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin, hätte ich noch resourssen So wehre ich dabei geblieben."

Nur zwei Tage dauert die seelische Niedergeschlagenheit des Königs, dann schnellt sein hoher Geist wieder mit der gewohnten Spannkraft empor. Und das Glück tritt dem Kühnen wieder zur Seite. „Das Mirakel des Hauses Brandenburg" zeigt sich von neuem, denn die Russen, anstatt auf Berlin zu marschieren, ziehen ab. „Noch ein solche Schlacht," klagt ihr Führer Ssaltykow, „und ich könnte mit einem Stock in der Hand nach Petersburg gehen." Dennoch fühlt Friedrich sich bedrängt, findet seine Aufgabe schwer, sieht sich umringt von Klippen und Abgründen und hofft Rettung nur noch von einem neuen Mirakel oder der „göttlichen Eselei" seiner Feinde. Und wahrlich, das Jahr 1759 scheint das schwärzeste von diesen sieben Jahren werden zu sollen. General von Schmettau übergibt Dresden vorzeitig, und am 21. November 1759 streckt General von Fink bei Maxen die Waffen, 15 000 Mann mit 70 Geschützen und 96 Fahnen. „Es ist bis dato ein ganz unerhörtes Exempel," schreibt Friedrich, „daß ein preußisches Heer das Gewehr

vor dem Feinde niederlegt, von dergleichen Vorfall man vorhin gar keine Idee gehabt." Dies Unglück von Maxen bewegte den König aufs tiefste. Sir Andrew Mitchell fand ihn herabgestimmter als nach Kunersdorf. „Sehen Sie, wie ich von je unglücklich gewesen bin," klagt Friedrich seinem Vorleser Catt, „von meinem Vater gemißhandelt, drei Monate lang eingesperrt, das Unglück hat mich immer verfolgt, ich bin nur in Rheinsberg glücklich gewesen. Ich liege wie auf Kohlen, ich habe Anwandlungen von Ungeduld, Entrüstung und Zorn. Ich habe das Gefühl, als ob ich Ketten trüge und sie zerreißen wollte." Aber immer wieder schnellt Friedrich empor. Immer wieder zeigt sich die stählerne Spannkraft, die uns bei diesem König zu höchster Bewunderung hinreißt. Er will den Wettkampf mit Daun um Sachsen nicht aufgeben. „Das letzte Bund Stroh und der letzte Bissen Brot soll darüber entscheiden, wer von uns beiden in Sachsen bleiben wird." Aber es half alles nichts. In wohlverschanzter, vorsichtig ausgewählter Stellung blieb Daun bei Dippoldiswalde, nicht möglich, ihn anzugreifen, nicht möglich auch, ihn zu umgehen, denn tiefer Schnee lag in den Hohlwegen und Schluchten des Gebirges, und selbst wenn Fußtruppen und Reiter die ungeheuren Schwierigkeiten überwunden hätten, das Geschütz wäre nicht vorwärts zu bringen gewesen. Dresden war nicht als Winterquartier zu haben. Der König mußte sich behelfen, so gut es ging. „Unsere Lage ist nicht anmutig. Wir werden genötigt sein, den ganzen Winter über einen Fuß im Steigbügel zu halten und folglich nicht ausruhen können."

Zwar Frankreich war kriegsmüde, wollte nicht, wie Minister Choiseul, der Günstling der Pompadour, sagte

„hundert Jahre Krieg führen". Aber es gelang Kaunitz doch wieder, das Bündnis aufrecht zu erhalten. So rollten denn die eisernen Würfel weiter. „Der ewige Jude," sagte Friedrich, „wenn er je gelebt hat, hat nicht ein solches Landstreicherleben geführt, wie ich. Man wird schließlich wie die Dorfschauspieler, die nicht Haus noch Herd haben; wir ziehen hin in alle Welt, um unsere blutigen Tragödien aufzuführen, und, wo es unseren Feinden gefällt, die Bühne aufzuschlagen."

Das Schachspiel um Sachsen blieb bei. Zu einer Schlacht waren weder Daun noch seine Unterfeldherrn zu bekommen. Nach einem vergeblichen Vorstoß gegen einen Teil der österreichischen Armee unter General Lacy, sagte Friedrich abends zu Catt: „Ich hätte wohl Lust, mich aufzuhängen, haben Sie diese Lust nie gespürt? Sehen Sie mein Pech, es verfolgt mich überall!" Und dann lächelnd: „Also bringen Sie mir morgen einen Strick mit!"

Ein Unglück jagt das andere. Der tapfere Fouqué, zur freundlichen Rheinsberger Zeit einst Großmeister des Bayardordens, wird bei Landshut vom General Laudon mit dreifacher Uebermacht angefallen, sein Korps zertrümmert und gefangen, nur die Reiterei schlägt sich durch. Fouqué fällt schwerverwundet in die Hände des Feindes. Die Festung Glatz fällt nach einer Belagerung von wenigen Tagen, und Laudon denkt jetzt Breslau zu nehmen. Das teuer erkaufte Schlesien ist von Truppen fast entblößt. — Von hohem Werte sind die Gespräche, die König Friedrich in jenen Tagen mit seinem Vorleser Catt führte. Sie lassen uns tiefe Blicke in des Königs Seele tun. Im Grunde, so gestand er Catt, sei er von Natur zur Bequemlichkeit ge-

neigt, aber wenn es gelte, sich zu tummeln, so falle er von einem Extrem ins andere. „Wenn ich Fehler gemacht habe, so bin ich eben ein Mensch. Um über einen Menschen richtig zu urteilen, muß man sich die ganze Lage, in der er sich befindet, wohl vergegenwärtigen: man wird viel gelten lassen, man wird viel verzeihen."

Breslau blieb durch die Kaltblütigkeit des tapferen Generals Tauentzien erhalten. Sein Sekretär war damals Gottfried Ephraim Lessing. „Wäre der König so unglücklich gewesen," sagte Lessing, „seine Armee unter einem Baum versammeln zu können, General Tauentzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden." — Prinz Heinrich war zum Entsatz von Breslau herbeigeeilt, und Friedrich wollte sich mit ihm vereinen. Aber die österreichischen Heere ließen es nicht zu. Sie umstellten das Marschlager des Königs bei Liegnitz von drei Seiten, entschlossen, mit ihren 90 000 seine 30 000 Mann zu umzingeln und zu erdrosseln. Der Sack sei aufgemacht, hieß es im österreichischen Lager, man braucht ihn nur zuzuschnüren, um den König mit seiner Armee zu fangen. „Sie haben so unrecht nicht," sagte Friedrich lächelnd, als er es hörte, „aber ich denke, ein Loch in den Sack zu machen." Wieder wuchs des Königs Spannkraft an den Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten. Sie waren ihm viel lieber, als das untätige Zuwarten, bei welchem man „am lebendigen Leibe verdorre." Als vom Prinzen Heinrich, der sich zwar als tüchtiger und zuverlässiger Soldat erwies, aber stets die Entschlüsse des Königs benörgelte und Friedrich seine stachelichte Seite zeigte, bittre Klage über die Lage der Dinge kam, fand der König die hohen Worte: „Es ist nicht schwer, Leute zu finden,

welche in ruhigen und glücklichen Zeiten dem Staate dienen; die guten Bürger aber sind die, die ihm in Zeiten des Kriegs und des Unglücks dienen."

In der Nacht zum 14. August 1760 brach der König aus dem Lager von Liegnitz auf. Die Wachtfeuer brannten lustig weiter, von Husaren und schlesischen Bauern unterhalten. Das Heer aber marschierte ab. Der König hatte sich in seinen Mantel gehüllt an ein Wachtfeuer zum Schlafe gelegt. General Ziethen und Markgraf Karl von Schwedt saßen bei ihm. Da kommt gegen Mitternacht Major von Hund von den Ziethenhusaren und meldet, daß im Rücken des Heeres feindliche Massen anmarschieren. Sie waren ihm auf seinem Patrouillenritt bis zu 400 Schritt nahe gekommen. Mit der Geschwindigkeit des Blitzes wirft Friedrich jetzt seinen linken Flügel herum, er selbst an der Spitze der Grenadierbataillone Rathenow und Nimschewsky, und stürzt sich mit Wucht auf den im Anmarsch befindlichen Laudon. Zwar ist Laudon wesentlich in der Uebermacht, aber der preußische Stoß sitzt, eine Batterie von zehn Zwölfpfündern dezimiert seine Reihen. Das Dorf Panten wird von den Märkern und Magdeburgern der Regimenter Wedell und Alt-Braunschweig mit Sturm genommen. Ein Bombardier, der mit wenigen Schüssen eine feindliche Batterie demontiert, erhält von General Saldern mit einem „hier, Bursch" drei blanke Goldstücke zugeworfen. Und wieder ist Möllendorf da, wie am Kirchhof von Leuthen, auch hier bei Panten mit seinen Garden. Im Nu brennt das ganze Dorf und lodert in die Nacht hinein. Der tapfere Laudon wird völlig über den Haufen geworfen, verliert über achtzig Kanonen,

über zwanzig Fahnen und ein Drittel seines Heeres, — Revanche für Kunersdorf. — Als Daun anrückt, findet er das preußische Lager, das er angreifen will, leer und hört, daß Laudon geschlagen ist; Grund genug für den Zauderer, schleunigst kehrtzumachen, um nicht ein gleiches Schicksal zu erleiden. Der König hatte sein Loch in den Sack gemacht. — Seit dem Tage von Kunersdorf war König Friedrich nicht zufrieden gewesen mit seiner Infanterie, aber hier bei Liegnitz hatten die Truppen eine Bravour sondergleichen gezeigt. Das Regiment Anhalt hatte im letzten Feldzuge sich die Ungnade des Königs zugezogen und die Huttressen und Seitengewehre ablegen müssen. Am Morgen nach der Siegesnacht ritt Friedrich bei dem Regiment vorbei. Da fielen ihm einige alte Grenadiere in die Zügel und baten um die verlorene königliche Gnade und um ihre Ehrenzeichen. „Wohl, Kinder, Ihr sollt sie wieder haben, und alles soll vergessen sein." Und als der König dann einem alten Musketier, der noch unter Leopold von Dessau gedient hatte, zurief: „Ihr habt brav gefochten, Bursche!" sagte der Alte treuherzig: „Wie sollten wir nicht? Wir kämpfen für Euch und für das Vaterland!" Dem Könige standen die Tränen in den Augen, und nie konnte Friedrich von dieser Begebenheit erzählen, ohne daß die Rührung über ihn kam.

Es war um jene Zeit, als im gegnerischen Lager der französische Brigadier Montazet, der als Bevollmächtigter Frankreichs im Hauptquartier Dauns weilte, der Leuthen und vieles andere mitangesehen hatte, ein bemerkenswertes Urteil fällte: „Man hat gut reden, daß der König von Preußen schon halb zu Grunde gerichtet ist, daß seine Truppen nicht mehr dieselben sind, daß er keine Generale hat: alles das

kann wahr sein, aber sein Geist, der alles belebt, bleibt immer derselbe, und unglücklicherweise bleibt der Geist bei uns auch derselbe." Allerdings, der Geist Friedrichs war und blieb derselbe. Aus allen Tiefen raffte sich dieser König empor, jeder Verzweiflung wurde seine unerhörte Spannkraft Herr. Und wunderbare Worte sind es, die Friedrich wenige Tage vor der Schlacht von Torgau, seiner letzten großen Schlacht in diesem furchtbaren Ringen an seinen Freund d'Argens nach Berlin schrieb:

„Niemals werde ich den Augenblick erleben, der mich zwingen soll, einen unehrenhaften Frieden zu schließen; keine Ueberredung, keine Beredsamkeit können mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder werde ich mich begraben lassen unter den Trümmern meines Vaterlandes, oder, wenn dem Unglück, das mich verfolgt, diese Tröstung noch zu süß erscheint, so werde ich selber meinen Leiden ein Ziel setzen, wenn es nicht mehr möglich sein wird, sie zu ertragen. Ich habe gehandelt und werde zu handeln fortfahren nach dieser inneren Stimme und dem Ehrgefühl, die alle meine Schritte lenken; mein Verhalten wird zu jeder Zeit mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert habe, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter frei zu bestimmen. Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es: nie wird meine Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen. Und so will ich diesen Feldzug beenden: entschlossen, alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um zu siegen oder ein Ende mit Ruhm zu finden."

Daun hatte Ende Oktober sein Heer quer über die

Straße von Leipzig nach Torgau aufgestellt, als Stützpunkt die stark befestigten Süptitzer Höhen, eine Stellung scheinbar unangreifbar. Er war 62 000 Mann stark, gegen die Friedrich nur 44 000 heranführen konnte. Doch der König war entschlossen, die Entscheidungsschlacht zu wagen, koste es, was es wolle. General von Ziethen sollte die nach Süden gerichtete Front Dauns mit einem Korps von 18 000 Mann bedrohen, während Friedrich mit dem Rest von 26 000 Mann den Umgehungsmarsch ausführte und von Norden her angriff. Unter furchtbaren Schwierigkeiten drang Friedrich durch die Waldungen. Er selbst der Führende, immer unmittelbar hinter der Front. Zu den Schwierigkeiten des Terrains gesellten sich Wind und Schneesturm, dazwischen das Dröhnen von hundert Geschützen. „Welch fürchterliche Kanonade,“ sagt Friedrich zu dem General Syburg, „haben Sie je eine gleiche gehört?“ Der König steigt vom Pferde und führt seine Bataillone aus dem Wald persönlich vor. Die Brigadiers fallen, des Königs Flügeladjudant Graf Wilhelm Anhalt fällt. „Alles geht heute schlecht,“ sagt der König zu dessen Bruder Graf Friedrich Anhalt, „meine Freunde verlassen mich. Eben meldet man mir den Tod Ihres Bruders.“ — Die ersten Angriffe auf die Süptitzer Höhen werden von den Oesterreichern abgeschlagen. Die Infanterie wird fast aufgerieben, der König ist mitten im Feuer. Ein Kartätschensplitter trifft seine Brust, er sinkt betäubt zusammen. Die Adjutanten, die zunächst stehen, reißen seine Kleider auf; Mantel und Rockfutter haben die Wirkung des Geschosses geschwächt. „Ce n'est rien,“ sagt der König und befiehlt, was zu befehlen ist. Es war das alte, königliche „payer de sa personne“, das Friedrich hier

übte. Schon sinkt der Novemberabend, noch ist nichts entschieden. Da endlich dröhnt von Süden her der Kanonendonner. Ziethen hatte lange gezögert, aber nun griff er an. Und neu belebt sich auch die Angriffswucht auf der Seite des Königs. Der tapfere General von Hülsen, der durch einen Sturz mit seinem Pferde gequetscht ist, setzt sich auf eine Kanone und läßt sich so ins Gefecht schleppen. Dorf Süptitz brennt. Man sieht bei dem Scheine der Flammen, daß die österreichische Artillerie abzieht; die Widerstandskraft des Feindes ist erlahmt, die Schlacht ist gewonnen. — Auf den Altarstufen einer armen Dorfkirche schreibt Friedrich die Siegesnachricht. Ein Bund Stroh, das man ihm schüttet, ist sein Nachtlager in der Kirche.

Friedrich hatte Daun gründlich geschlagen. Aber dennoch faßte er diesen Sieg mehr als eine Gnadenfrist auf und meinte entsagend: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht." Nicht minder große Sorge herrschte auf seiten seiner Gegner. Daun hatte voreilig eine Siegesbotschaft abgefertigt, die mit schmetternden Fanfaren von reitenden Postillonen nach Wien hineingetragen wurde. Er selbst hatte verwundet schon vorzeitig das Schlachtfeld verlassen müssen. Die Kaiserin in ihrer Erregung verlangte ein Kriegsgericht über den General, der ihn vertreten hatte. Aber Daun meinte: „Das gibt einen Hexenprozeß. — Gott hat es absolut so haben wollen, sonst wäre es nit möglich, daß es so unglücklich hätte endigen können; Gott ist gerecht." Er selbst wolle, meldete er, Ihrer Majestät der Kaiserin alles mündlich vortragen, „wenn Eure Majestät noch ein so unglückliches Tier, wie ich es bin, vor Ihren allerhöchsten Augen werden ertragen oder leiden können." — Bei den

Franzosen war größte Kriegsmüdigkeit. Der Herzog Choiseul erklärte dem österreichischen Botschafter, daß der König von Frankreich den Krieg nicht fortsetzen wolle. „Wir haben kein Geld, keine Hilfsmittel, keine Marine, keine Soldaten, keine Generale, keine Köpfe, keine Minister.“

Sein Winterquartier nahm Friedrich in Leipzig im Apelschen Hause am Neuen Markt, wo er schon einmal, vor der Schlacht von Roßbach, logiert hatte. „Ach, wie mager ist Eure Majestät geworden!“ rief Frau Apel erschrocken aus, als sie den König wiedersah. „Kein Wunder, Madame,“ entgegnete Friedrich, „wenn man drei Frauenzimmer die ganze Zeit auf dem Halse hat!“ Wohl mochte König Friedrich selbst fühlen, daß die unaufhörlichen Strapazen seinen Körper stark mitgenommen hatten. Er schrieb in jenen Tagen an die Gräfin Camas, jene mütterliche Freundin aus seinen Jugendtagen: „Dies ganze Treiben, dieser unaufhörliche Wirrwarr haben mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben würden, mich wiederzuerkennen. An der rechten Seite ist mein Haar ganz grau, meine Zähne brechen ab und fallen aus, mein Gesicht hat Runzeln gleich den Falten eines Weiberrocks. Mein Rücken ist gekrümmt, wie ein Bogen und mein Sinn traurig und niedergeschlagen, wie ein Trappistenmönch. Ich bereite Sie auf alles das vor, damit Sie nicht, falls wir uns je in Fleisch und Blut wiedersehen sollten, über meinen Anblick zu erschrocken sind.“ Er ließ sich Freund d'Argens aus Berlin kommen und bereitete ihn vor auf „eine Ueberschwemmung mit Geplapper gefaßt zu sein, und auf alles, was das Gelüst einer lange durch den Schmerz und durch die Stille der Einsamkeit gefesselten Zunge hervorzubringen

vermöge." Die Leipziger Zeit, so hoffte der König, sollte ihn für vieles entschädigen. Er haschte nach Abwechslung, nach geistiger Unterhaltung. Und so kam Gellert vor ihn zu einer zweistündigen Unterredung, geschehen am 18. Dezember 1761. Der englische Gesandte Sir Andrew Mitchell hatte Gellert empfohlen. Der General Quintus Icilius, des Königs Flügeladjutant, mußte ihn holen. König Friedrich sah zum ersten Male einen deutschen Dichter und Schriftsteller, der ihm gefiel. „Der König sprach zuweilen deutsch, zuweilen französisch; ich sprach meistens deutsch," sagt Gellert.

Hier ist die Unterredung nach Gellerts Aufzeichnung:

König: Ist er der Professor Gellert?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

Gellert: Von Haynichen, bei Freyberg.

König: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freyberg?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben!

General Quintus Icilius (wirft ein Wort dazwischen): Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine nennen.

König: Das ist viel. Hat er den La Fontaine gelesen?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.

König: Das ist also einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

Gellert: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

Gellert: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

König: Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtsschreiber? Warum macht sich keiner an die Uebersetzung des Tacitus?

Gellert: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

König: Da hat er recht.

Gellert: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgetan haben. Als die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; — vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und Ludwig XIV. gefehlt."

König: Wie, will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert: Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte.

König: Ist er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert: Ich bin einmal in Berlin gewesen.

König: Er sollte reisen.

Gellert: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.

König: Was hat er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte? Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kurieren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Woche Rhabarber nehmen.

Gellert: Ach, Ihro Majestät; wenn das Pferd gesunder

wäre als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so würde es mir nicht nützen.

K ö n i g: So muß er fahren.

G e l l e r t: Dazu fehlt mir das Vermögen.

K ö n i g: Ja, das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl itzt böse Zeiten?

G e l l e r t: Jawohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten —

K ö n i g: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich.

G e l l e r t: Ich bekümmere mich mehr um die alte als die neue Geschichte.

K ö n i g: Kann er keine von Seinen Fabeln auswendig?

G e l l e r t: Ich zweifle. Mein Gedächtnis ist mir sehr untreu.

K ö n i g: Besinne er sich! Ich will indessen herumgehen. (Gellert besinnt sich, mit gefalteter Stirne.)

K ö n i g (da er die Stirne sich entfalten sieht): Nun, hat Er eine?

G e l l e r t: Ja, Ihro Majestät, den „Maler".

Ein kluger Maler in Athen,
Der, minder weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein;

Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß, o, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und Schilde
Und in der Rüstung angebracht!
Der Maler ward beschämt, gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel getan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

König: Und die Moral?

Gellert: Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

König: Das ist recht schön. Er hat so etwas Koulantes in Seinen Versen, das verstehe ich alles. Nun, wenn ich hierbleibe, so muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.

Gellert: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden, gebirgischen Ton.

König: Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln

selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm' Er bald wieder.

Gellert ist aber nicht wieder hingegangen. Er befolgte den Rat des Jesus Sirach: „Dränge Dich nicht zu den Königen!" Geschickt wurde auch nicht nach ihm. Aber Der König sagte bei der Tafel: C'est le plus raisonnable de tout les savants allemands". — Noch ein anderes Bild aus dieser Leipziger Zeit ist uns überliefert. Eines Abends trat der Marquis d'Argens zum König ins Zimmer und fand ihn am Boden sitzend, vor sich eine Schüssel mit Frikassee, aus welcher er seine Hunde fütterte. Der Sieger von Leuthen hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit welchem er die muntern Windspiele in Ordnung hielt, und warf seinem Lieblingshund die besten Bissen zu. Vor Verwunderung schlug d'Argens die Hände zusammen: „Wie werden sich doch jetzt die fünf großen Mächte von Europa, die sich wider den Marquis de Brandenburg verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt tut. Sie werden etwa glauben, er mache einen für sie gefährlichen Plan zum nächsten Feldzug, er sammle die Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder besorge die Magazine für Mann und Pferd, oder er entwerfe Negotiationen, um seine Feinde zu trennen und sich neue Alliierte zu verschaffen. Nichts von alledem! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde!"

Der Krieg flackerte weiter. Müde waren alle, die ihn führten, aber noch nicht müde genug, um endlich Frieden zu schließen. Immer schwerer wurde der Ersatz der Gefallenen, Verwundeten, Gefangenen. Besonders der Ersatz des Offizierkorps machte dem König viele Sorgen. Knaben

von dreizehn und vierzehn Jahren kamen aus den Kadettenhäusern, sollten in der Front ihren Mann stehen. Einen, der gar zu kindlich noch aussah, fragte der König: „Er ist noch sehr jung, sind Seine Ohren schon trocken?" worauf der Knabe: „Ich bin jung, Majestät, aber mein Mut ist alt." — Einst sah Friedrich vom Fenster seines Quartiers aus, wie die jungen Fähnrichs und Leutnants miteinander Haschen spielten. „Mit diesem Zeug muß ich mich nun behelfen," seufzte er und zitierte die Verse Racines:

„Voilà donc quels vengeurs s'arment pour ta querelle:
Un vieillard, des enfants, ô sagesse éternelle!"

Das Jahr verlief ohne großen Taten. Der Krieg war zu einem schwälenden Feuer geworden. Und immer schwerer wurde es Friedrich, seine Feinde zu einer Schlacht zu stellen. Er mußte fürchten, trotz all seiner Siege allmählich mit seinem Heer an innerer Auszehrung zu Grunde zu gehen. Er hatte kaum noch 60 000 Feldtruppen und war von allen Seiten umdroht. In Breslau behagten ihm die Winterquartiere schlecht, „in einem Hause zwischen Schutt und Trümmern; einige Zimmer sind wiederhergestellt, in den anderen das Oberste zu unterst gekehrt." Die angenehme Gesellschaft, die er in Leipzig hatte, fand er hier nicht. „Er sei ausschließlich auf sich selbst angewiesen, — also auf rechte schlechte Gesellschaft," klagte er d'Argens. Er stürzte sich förmlich auf die Bücher. „Ich lese viel, ich verschlinge meine Bücher; dies gewährt mir heilsame Ablenkung. Hätte ich diese nicht, so glaube ich, daß die Schwermut mich ins Irrenhaus geführt hätte." Als Feldherr verglich er sich mit einem geschickten Musiker, den man fragt, ob er auf einer

Geige mit nur drei Saiten spielen könnte. Er spielte, so gut es ging. Dann zerriß man ihm eine Saite und dann eine zweite; er spielte, aber er spielte noch weniger gut. Endlich zerriß man ihm auch die letzte Saite und verlangte nun, daß er trotzdem seinem Instrument Töne entlocken sollte."

Seit Jahren hatten Friedrich und sein Gesandter in Konstantinopel Rexin alles mögliche getan, um den Sultan gegen Rußland und Oesterreich mobil zu machen. „Kommen die Türken nicht," schrieb Friedrich am 6. Januar 1762 an seinen Kabinettsminister, „dann läßt uns unsere unglückliche Lage nicht mehr die Hoffnung, auch nur den nächsten Feldzug durchzuhalten." Als der König diese Worte schrieb, wußte er nicht, daß bereits ein düsterer und allmächtiger Bundesgenosse ihm erstanden war, — der Tod. Kaiserin Elisabeth von Rußland, Peter des Großen Tochter, die der König boshaft „Catin du Nord" zu nennen pflegte, war gestorben. Sie war ihm eine größere Hasserin selbst als Maria Theresia, denn sie kannte jenes boshafte Wort. An ihrer Stelle bestieg der erste Holstein-Gottorp, Peter III., den Thron. Er war ein lebhafter Verehrer des Königs. Das erste, was Peter erbat, obgleich die Reiche noch im Krieg lebten, war der schwarze Adlerorden. Friedrich gab Orden und Stern, meinte aber sarkastisch, weil noch 80 000 Russen im Lande standen und sich satt aßen: „Das sei ein seltsamer Ordensritter, der seinen eigenen Großmeister verspeise." Aus dem Krieg wurde ein Bündnis. Leider von kurzer Dauer. Am 17. Juli 1762 wurde der Zar Peter erwürgt. Die große Katharina bestieg den Thron und war nicht ge-

willt, das Bündnis aufrecht zu erhalten. Beim Frieden aber blieb es, weil Katharina mit sich selbst genug zu tun hatte.

Den letzten Sieg in dem allmählich verglimmenden Kriege trug Prinz Heinrich davon, in der Schlacht von Freiberg (29. Oktober 1762), ein Sieg, der lächelnd um Friedrichs Herz saß. „Die Ankunft Ihres Briefes, mein lieber Bruder, hat mich zwanzig Jahre jünger gemacht: gestern war ich sechzig, heute kaum achtzehn; der Dienst, den Sie dem Staat geleistet, ist so wichtig, daß ich meine Dankbarkeit nicht hinlänglich auszudrücken vermag und warten will, bis ich's in Person tun kann." Wohl wünschte der König den Frieden sehnlichst herbei, aber er stellte sich, als ob er ihn garnicht nötig habe. „Der König unterbricht mich," schreibt Fürst Repnin an die Zarin, „sobald ich die Frage nur berühre, oder wenn ich überhaupt von der Wiederherstellung des Friedens spreche und wendet sich ärgerlich von mir weg." Katharina von Rußland, die vermitteln wollte, begann zu drohen. Aber kühn entgegnete Friedrich: „Ich habe einige Vorteile gehabt, die mich jetzt besser als ehedem in den Stand setzen, zu verhandeln." Rußland und Schweden hatten ihren Frieden gemacht, die Reichsfürsten baten einer nach dem andern um Neutralität und Frieden, Frankreich vertrug sich mit England, — was blieb der Kaiserin-Königin Maria Theresia übrig, als jetzt auch ihren Frieden zu machen.

Am 30. Dezember 1762 traten auf Schloß Hubertusburg die Bevollmächtigten zusammen. Für Preußen war der König der eigentliche Unterhändler, und hier zeigte sich, welch ein Staatsmann ersten Ranges in Friedrich steckte. Bewundernd nennt ihn Sir Andrew Mitchell „den größten Unterhändler, den es je gegeben hat." Oesterreich mußte in

jedem Punkte nachgeben, und ungeschmälert blieb Friedrich nach solchen sieben Jahren der Besitz von Schlesien. Als der sächsische Hofrat Fritsch irgend ein Wort von Landzuwachs sprach, entgegnete Friedrich schneidend: „Rechnet ja nicht darauf, ein Dorf oder einen Groschen von mir zu bekommen!" Sachsen hatte die beträchtlichen Kosten der Zeche zum großen Teile bezahlen müssen. Am 15. Februar 1763, — der Krieg hatte nun sechs Jahre und viereinhalb Monate gedauert, — wurde zu Hubertusburg der Friede unterzeichnet. Die Prophezeiung Ewalds von Kleist, des armen Majors, den man bei Kunersdorf im Sumpfe nackt mit zerschmetterten Schenkeln aufgelesen hatte, war erfüllt worden, „daß ganz Europa keine Streusandbüchse voll Erde von uns bekommen wird." — Mit staatsmännischem Blicke hat Graf Bernstorff, damals dänischer Minister und Freund Klopstocks, die Bedeutung des siebenjährigen Ringens zwischen Preußens König und einer Welt von Feinden erkannt. Seine Gedanken sind klassisch! „Dieser Krieg ist entbrannt, nicht um ein mittelmäßiges oder vorübergehendes Interesse, nicht um ein paar Waffenplätze oder kleine Provinzen mehr oder weniger, sondern um Sein oder Nichtsein der neuen Monarchie, die der König von Preußen mit seiner Kunst und einer Schlagfertigkeit in die Höhe gebracht hat, welche die eine Hälfte von Europa überrascht und die andere getäuscht haben; der Krieg ist entstanden, um zu entscheiden, ob diese neue Monarchie, zusammengesetzt aus verschiedenen Bestandteilen, noch ohne die ganze für sie notwendige Festigkeit und Ausdehnung, aber ganz und gar militärisch und mit der ganzen Begehrlichkeit eines jugendlichen, mageren Körpers, bestehen bleiben wird; ob das Reich zwei Häupter haben und der Norden Deutsch-

lands einen Fürsten behalten soll, der aus seinen Staaten ein Lager und aus seinem Volk ein Heer gemacht hat, und der, wofern man ihm Muße läßt, seine Staatsgründung abzurunden und zu befestigen, als Schiedsrichter der großen europäischen Angelegenheiten dastehen und für das Gleichgewicht zwischen den Mächten den Ausschlag geben würde."

Dies Ringen war zu Ende. König Friedrich war unbestrittener Sieger. „Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden," sagte er zu seinem Friedensgesandten Herzberg, „den wir abgeschlossen haben, — aber man muß sich das nicht merken lassen." Und als jemand zu dem König trat und ihm Glück wünschte und meinte, daß dieser Tag wohl der schönste seines Lebens sei, fand des Königs müde Seele das tiefe Wort: „Der schönste Tag im Leben ist der, an dem man es verläßt." In diese knappen Silben ist wohl all das hineingegossen, was dieser außerordentliche Mensch in diesen sieben Jahren des furchtbarsten Ringens gelitten haben muß. „Unser Kriegsruhm," so sprach er offen, „ist sehr schön aus der Ferne anzusehen, aber wer Zeuge ist, in welchem Jammer und Elend dieser Ruhm erworben wird, unter welchen körperlichen Entbehrungen und Anstrengungen, in Hitze und Kälte, in Hunger, Schmach und Blöße, der lernt über den Ruhm ganz anders urteilen." Der junge, lebensdurstige Prinz war von der Zeit gewandelt in einen König, der sein tief fühlendes Herz in Erz zu wappnen vermochte, den das Leben eine Weltverachtung gelehrt hatte, die sich nur zu oft scharf und schneidend äußerte. Er fürchtete sich, nach Berlin zurückzukehren, in eine Stadt, „von der er nur noch die Mauern kenne, wo unermeßliche Arbeit ihn erwarte und wo er binnen kurzem seine Gebeine einer Zufluchtstätte übergeben müßte,

die nicht mehr gestört werden sollte durch Krieg, durch Unglücksfälle und die Schlechtigkeit der Menschen." — Wie war es doch? Da war ein Schulinspektor Sulzer, ein Schweizer, ein tüchtiger Mann, den der König schätzte. „Wie steht es mit seinen Schulen?" fragt der alte König ihn einst — „Garnicht schlecht, Eure Majestät, und besser wie seither." — „Seither, wie so?" — „Geruhen Eure Majestät," entgegnete Sulzer zuversichtlich, „ehemals, als man von der Meinung ausging, daß die Menschen von Natur zum Bösen geneigt seien, herrschte ein System der Strenge in den Schulen; aber jetzt, da man anerkennt, daß der Mensch von Natur mehr Neigung zum Guten als zum Bösen hat, wird in den Schulen eine mildere Erziehung befolgt." Friedrich sah den Mann fragend an: „Mehr Neigung zum Guten? Ich sehe wohl, mein lieber Sulzer, er kennt nicht, wie ich, diese verdammte Rasse, zu der wir beide gehören." —

Friedrich hatte die Fünfzig überschritten, als er aus dem Feldzug kam, fühlte sich „alt, fast kindisch, grau wie ein Maultier, tagtäglich einen Zahn einbüßend, von der Gicht zum halben Krüppel gemacht," und versicherte, daß er nur noch auf einen Platz im Invalidenhause Anspruch machen könne. Aber seiner warteten zertretene, durch Plünderung, Mordbrennerei und alle Schrecken des Krieges verheerte Provinzen. Mit der Stunde des Friedensschlusses fing seine neue, nie versiegende Arbeit an. Und dieser König hat zu keiner Stunde versagt. „Der Mensch muß arbeiten, wie der Ochs pflügen muß!"

Man weiß in Friedrichs Geschichte nicht, wann man mehr bewundern soll. Dreiundzwanzig Jahre währte die erste Periode seiner Regierung, von 1740 bis 1763. Sie war

erfüllt mit dem ersten und zweiten schlesischen Krieg, mit den Jahren von Sanssouci, mit dem siebenjährigen Ringen um den Besitz Schlesiens und um mehr, um den Bestand der Monarchie. Diese Spanne war ein großes Auf und Ab, ein Wagen, Emporschnellen und Wiederwagen, ein Schulen und Spannen der Kräfte des Staates, ein Bessern dessen, was nicht gut schien, ein unendliches Mühen dieser großen Seele, die Krone, welche die Geburt ihr aufs Haupt gedrückt hatte, königlich zu tragen. Diesem Hochgeborenen war die Königschaft mehr als eine Würde, sie war ihm eine Pflicht, eine unabweisliche, strenge, mit jedem Tag von neuem an ihn herantretende Pflicht. Aber diese erste Periode hatte ihre Höhen. Mochte der König noch so gleichgültig vom Ruhm denken gelernt haben, dennoch wob sich der Lorbeer um seine Schläfen, und ganz Europa bewunderte ihn. Die zweite Spanne, die zweiten 23 Jahre, hatte solche Höhen nicht mehr. Aus dem König Friedrich, den die Welt „den Großen" nannte, war der „alte Fritz" geworden, und seine Tage kannten nur Pflicht, die nüchtern jeden Tag vor ihn trat und nüchtern mit gefüllter Tasche ging. Es gab keinen Wechsel der Dinge mehr, kein Auf und Ab; das Schwert, von Lorbeer umsäumt, ruhte, die Flinten schwiegen, die Kanonen wurden nur an Festtagen gelöst. Und so begann mit dem Tage der Ankunft in Berlin diese zweite Hälfte des großen Königslebens und lief dahin, ein Tag dem andern folgend, ein Mond dem andern, ein Jahr dem andern, und sammelte im Schoß dieser dreiundzwanzig Jahre ein so gerütteltes Maß von Arbeit, daß die Bewunderung in tiefer Bewegung steht. Alle einstigen Träume eines von künstlerischem Geiste und heiterer Lebenskunst getragenen Lebens sind längst erloschen. Die

dreimal heilige Arbeit ist das Los dieses Königs, die heischende Pflicht seiner Tage Gefährtin. „An der Stelle, wo ich stehe, muß man handeln, als sollte man niemals sterben." Dank? Er will ihn nicht, und wenn sich Hände dankend heben, so gibt es für ihn nur das eine Wort: „Dafür bin ich da." Der Staat ist ihm der nächste Verwandte, des Staates Interessen gehen immer den Banden des Blutes voran. „Er wird," sagt Heinrich von Treitschke, „in seinen letzten Zeiten gleichsam unpersönlich."

Mehr und mehr umfängt den alternden König die Einsamkeit. Es ist nichts Rechtes mehr mit d'Argens, — d' Argens ist gar zu sehr Hypochonder geworden, seine Schrullen sind ins Unendliche gewachsen. Und doch will ihn der König nicht entbehren. Viele von denen, die in den Jahren von Sanssouci um ihn waren, sind tot. Graf Gotter ist gestorben; nach seinem sehr lustigen Leben mußte auch dieser Unverwüstliche durch das dunkle Tor. Winterfeldt ist tot. Jakob Keith fiel bei Hochkirch in der blutigen Nacht. Der alte Fouqué ist noch da, der sich bei Landeshut nur nach wütender Gegenwehr schlagen ließ: seine Wunden sind geheilt, er lebt als Domherr in Brandenburg. Friedrich verhätschelt den alten Freund seiner Jugend. Gar oft empfängt Fouqué mit einem königlichen Handbillet alten Rheinwein und Trüffelpasteten und zierliche Kunstwerke der Porzellanmanufaktur. Er kommt wohl auf etliche Wochen nach Sanssouci, was für Friedrich allemal eine Feier ist. Als das Gehör des alten Generals schlecht wird, treibt Friedrich alle möglichen Apparate auf, ihm das Hören zu erleichtern. — Auch der greise Lord Marishal Keith ist noch da. Friedrich läßt ihm ein Haus nahe Sanssouci bauen und der alte Mann,

damals schon ein starker Siebenziger, lebt noch lange Jahre in des Königs Nähe. — Etliche Neue hat der König in seinen Kreis gezogen; den Pommern Anton von Krockow; der hatte bei Leuthen seinen angeschossenen, geschwollenen Fuß in den Kürassierstiefel gezwängt und trotz seines Wundfiebers im Sattel gesessen. Er hatte früher ein Vierteljahrhundert unter dem Lilienbanner gedient und war dem König „als angenehmer parleur willkommen". Prittwitz war da, der den König einst auf der Höhe von Kunersdorf heraushaute, und Lestwitz, der bei Torgau und in elf anderen Schlachten Ruhm gewann. „Lestwitz hat den Staat und Prittwitz den König gerettet," pflegte Friedrich zu sagen. Ein anderer war Quintus Icilius, jener Freischarenführer, der seinen deutsch-französischen Namen Guichard so lateinisch gewandelt hatte. Er war dem König ein gutes Ziel für seinen Witz, war ein gelehrter Mann. Als der König die Bibliothek gründete, wollte er die Ueberschrift nehmen „Nourriture de l'esprit", die Guichard in „Nutrimentum spiritus" übersetzt haben soll, jene klassische Inschrift über der alten „Bücherkommode", die den Berlinern so viel Stoff zum Lachen gegeben hat. Wohl versuchte Friedrich, Berühmtheiten an den Hof zu ziehen, er möchte die Glanzzeit Sanssoucis wieder aufleben lassen. Der alte Maupertuis ist gestorben, der Enzyklopädist d' Alembert kommt nach Berlin, um Maupertuis zu ersetzen. Aber der hochgebildete Mann findet für seinen freien Geist nicht die richtige Gesellschaft. Ihm ist Preußen ein Land, „wo die Gesellschaft weder gut noch schlecht ist, weil es überhaupt keine gibt." König Friedrich ist ihm der Einzige, mit dem man sprechen kann, bei ihm allein findet man „die Art von Konversation, die man nur in Frankreich kennt und die un-

entbehrlich wird, wenn man sie einmal kennt." So bedauert d' Alembert diesen verlassenen König „der in jeder Beziehung so groß und liebenswürdig inmitten seines Ruhms das große Unglück hat, allzu hoch über dem Rest der Nation zu stehen und niemand zu haben, weder zur Hilfe bei seiner großen, unendlichen Arbeit, noch zur Erholung nach der Arbeit, zur Konversation." Friedrich empfand diese Vereinsamung sehr. „Ich bin glücklicher gewesen, als Diogenes," sagte er, als d' Alembert ging, „denn ich habe den Menschen, den er so lange gesucht hat, gefunden, — aber er geht." Beneidenswert erscheint ihm der Franzose, daß er Italien sehen darf, von je das Land der Sehnsucht des Königs, wie es wohl das Land der Sehnsucht jedes künstlerisch Empfindenden ist. — „Ich würde gleich von der Partie sein," meint Friedrich, „wenn die Geiß nicht grasen müßte, wo sie angebunden ist." -- Von der Hofgesellschaft hatte sich der König so gut wie ganz zurückgezogen. Er überwinterte in Potsdam, „in seinem Loch," wie er sagte. „Ich lebe mit der Welt in Ehescheidung und trenne mich von ihr, bevor sie mich verläßt."

Ohne eine Stunde zu verlieren, gleich am Tage seiner Ankunft in Berlin, hatte Friedrich mit dem „Retablissement" des Staates begonnen. „Fürsten müssen der Lanze des Achilleus gleichen, welche die beigebrachten Wunden auch wieder heilt." Als die Landräte der Kurmark vor ihn traten, deren Wortführer der tüchtige, sehr beredte Nüßler war, der dem König den Notstand eingehend schildern wollte, sagte Friedrich kurz: „Sei Er still und lasse Er mich reden! Hat Er Crayon? Nun, so schreibe Er: die Herren sollen aufsetzen, wieviel Roggen zu Brot, wieviel Sommersaat, wieviel Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchstnötig brauchen.

Ueberlegen Sie das recht und kommen Sie übermorgen wieder zu mir!" Und in diesem Stile wurde das Retablissement kurz und bündig betrieben. „Hat er Crayon?" wurde die ständige Frage des Königs, womit er alle überflüssigen Reden abschnitt. Friedrich bereiste eine Provinz nach der anderen, nur Ostpreußen nicht. Er hat den Ständen dort die Huldigung an Kaiserin Elisabeth von Rußland nie verziehen; er war darin unbelehrbar.

Große Summen flossen auf des Königs Geheiß an die Städte, Landgemeinden und Landratsämter. Vor allen Dingen handelte es sich darum, dem Volke Mut zu machen, die zerstörten Hütten wieder aufzubauen, die zerstampften Felder wieder zu bestellen, dann mochte der eigne Fleiß des Einzelnen das übrige tun. Schon ein Jahr nach dem Friedensschluß konnte der schlesische Minister Schlabrendorf dem König berichten, daß er Oberschlesien in recht gutem Zustande gefunden habe. „Die Leute haben einen so guten Pferde- und Viehbestand wie vor dem Kriege und haben ihre Wirtschaft recht gut eingerichtet, daß man ihrem Fleiß das billige Lob nicht versagen kann." Kaum drei Jahre lag der Krieg zurück, als der König Friedrich aus Breslau an Voltaire schreiben konnte: „Ich bin hier in einer Provinz, wo man die Physik der Metaphysik vorzieht. Man bestellt die Felder, man hat 8000 Häuser wieder aufgebaut, und es kommen alljährlich Tausende von Kindern zur Welt, um die zu ersetzen, welche die Raserei der Politik und des Krieges dahingerafft hat." In Schlesien, in Pommern, in der Neumark wurden an 15 000 Häuser und Gehöfte neu erbaut. Friedrich errichtete Kreditanstalten für den ländlichen Grundbesitz, bei welchen die verschuldeten Rittergüter Hypotheken aufnehmen

konnten, bis zu zwei Dritteln ihres Wertes. In Schlesien ließ sich das sehr gut an. Der König riet den Ständen der Kurmark, eine solche Leihbank auch einzurichten. Als die Stände zögerten und von den unglücklichen Kriegen sprachen, die eintreten könnten und eine solche Institution unter sich begraben, sprach Friedrich schneidend: „Darauf müssen Sie garnicht reflektieren, das ist lächerlich, denn, wenn der Himmel einfällt, so sind alle Vögel gefangen, und wenn der jüngste Tag kommt, so sind wir alle bankrott.“ Willfähiger waren die treuen Pommern, die sich von selbst zur Begründung einer solchen Leihbank erboten. Sie erhielten die königliche Antwort: „Ich will Ihnen gerne helfen, denn ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und man kann sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in der Verteidigung des Vaterlandes sowohl im Felde als auch zu Hause mit Mut und Blut beigestanden haben, und ich müßte kein menschliches Herz haben, wenn ich Ihnen bei dieser Gelegenheit nicht meine Dankbarkeit bezeugen wollte.“

Stets war Friedrich willig zum Geben. Im ganzen hat der König seit dem Friedensschluß über vierzig Millionen Taler aufgewendet, um der allgemeinen Not zu steuern. „Ob ich nun eine oder anderthalb Millionen mehr im Tresor lasse oder nicht, das ist gleichviel, und besser, wenn ich noch bei meinem Leben Gutes damit stifte.“

Aber für diesen König war es mit dem Geben nicht allein getan; er wollte die Mittel recht angewendet wissen. Bis ins kleinste gingen seine Anordnungen. Was er auf seinen Besichtigungsreisen sah, wurde mit flinkem Crayon auf Notizblättern vermerkt, von denen hier etliche Aufzeichnungen aus dem Herbste 1780 folgen: „Auf den Gütern des Grafen

Wallis verkaufen sie ihren Flachs nach Böhmen; warum spinnt und arbeitet man ihn nicht in der Grafschaft Glatz? — Den Städten Schweidnitz und Neiße fehlt es noch vielfach an Ziegeldächern. Nota bene, woran man zu denken haben wird. — Der Amtmann des Grafen Wallis hat mir gesagt, daß sie eine Kolonie von dreißig Personen ansetzen können; prüfen, ob das geht, und wie es zu machen. — Klagen der Schmiedeberger, die behaupten, daß die Kaufleute sie erdrücken; die Sache prüfen und mir einen Bericht erstatten. — Man könnte mehr Schafe im Glatzischen halten, wenn man sie in den Wäldern, die auf den Bergen sind, weiden ließe; aber die Frage, ob ihre Wolle gut ist oder nicht? Mindestens wäre das eine Hilfe für den armen Landmann, der von der Schafmilch sich nähren könnte. — Dienstreglement für Oberschlesien jenseits der Oder. — Der neue Weg für Porzellanerde, Pfau hat die Zeichnung." — Besorgt glitt sein Blick stets über die Städte, wo viele Holzdächer und Holzhäuser waren. In Landeshut fand er das einst. „Wenn da einmal Feuer auskommt, so ist kein Retten." Solche Feuersbrünste, deren mehrere jedes Jahr ausbrachen, fürchtete Friedrich sehr. Wo Garnison in der Stadt war, hatte der Kommandeur die Löscharbeiten zu leiten, wo das nicht der Fall, wurde ein besonderer „Feuerbürgermeister" bestellt, der die Stadt niemals verlassen durfte. Ein starkes Augenmerk hatte der König auf die Aufforstung. Kein Fleck sollte unbesät, kein Platz, wo ein Baum stehen konnte, unbepflanzt bleiben. Wehe den Oberförstern, in deren Verwaltungsbezirk der König auf seinen Fahrten durchs Land öde Stellen fand, während nach den Berichten schon zehnjährige Stämme dort stehen mußten.

Er argwöhnte gleich, daß die Berichte dieser Beamten „nach Jägerart sehr lügenhaft und falsch verfaßt werden".

Was dieser König alles in seinen Kopf nehmen mußte und getreulich nahm, ist für die heutige Menschheit fast unglaublich. Ständig liefen die Listen und Berichte über Grundvermögen, Barvermögen, Pferdebestand der einzelnen Bauern und der zuziehenden Kolonisten bei ihm ein. Und nie ermüdete Friedrich, Vorschriften über die Fütterung, Seuchenbekämpfung, über die Auswahl der Zuchttiere und was sonst dazu gehörte, zu geben. Er verfügte die Mehranschaffung von Kühen; aber, so erklärte er, der Landmann soll sich das Vieh selbst aussuchen und ankaufen und dann erst vom Staat den Kaufschilling erhalten. „Die Leute werden immer mit solchen Kühen, die sie sich selbst angekauft, mehr zufrieden sein." — Der König richtete auf seiner Domäne Königshorst Lehrkurse für Milchwirtschaft und Buttergewinnung ein, verfaßte eigenhändig, was zu lernen sei, um eine sich gut haltende, reinliche Butter zu gewinnen, die nicht so leicht verdürbe. „Das macht, weil die Butter nicht reinlich genug ausgewaschen wird und die Maschinen und Gefäße nicht recht propper gehalten werden." — Sehr eifersüchtig wachte Friedrich darüber, daß die Hauptstadt Berlin ihren Bedarf im Lande deckte, daß nicht Butter, Fleisch und Eier aus Sachsen, Holstein, Polen eingeführt würden. Da wurden genau die Hühner in der Kurmark gezählt, um zu wissen, ob sie, wenn sie fleißig legten, den Bedarf Berlins decken könnten. Es fehlten nach der Berechnung noch 36 000 Hühner. „Was will es sagen, wenn jeder Bauer auf dem Lande zehn bis zwölf Hühner mehr hält? Das Futter kostet da ja nicht viel, und überdies finden die Hühner meist ihr Fressen im Stroh und Mist auf dem

Hofe." Die Einfuhr fremder Eier wurde kurzweg verboten, und so stieg der Marktpreis. Als die Minister ihre Zweifel äußerten, daß der Bedarf sich aus dem Lande decken lassen werde, meinte der König: „Wenn die Herren Ministers Eier essen wollen, so geben sie sich mehr Mühe mit die Kammern, solches zu bewirken, (nämlich ein eifrigeres Betreiben der Hühnerzucht); der Verbot bleibt vor ausländische Eier vor wie nach."

So waren die kleinsten Dinge dem König wichtig genug, sich darum zu kümmern; nie aber verlor er die große Linie: „Man muß mit dem Ackerbau anfangen, dann zum Fabrikwesen und endlich zu einem kleinen Handel fortschreiten. Sobald alles seine festen Wurzeln gefaßt hat, entsteht Wohlstand, und ihm folgt der Ueberfluß, ohne welchen die Künste nicht gedeihen können. Die Musen verlangen, daß der Fuß des Parnaß von dem Pactolus benetzt wird. Erst muß man etwas zu leben haben, ehe man sich unterrichten und frei denken kann."

Am 18. August 1765 war Maria Theresiens Gemahl, Kaiser Franz der I., der Bankier und Handelsmann auf dem Kaiserthron, zu Wien gestorben. Wenn je eine Witwe um ihren Eheliebsten getrauert hat, so war es Maria Theresia. Ihr Mann war „ihr Trost in allem, in einem harten Lebenslauf" gewesen, und sie pflegte alljährlich an seinem Todestage in die Gruft hinabzusteigen und dort stundenlang zu weilen. — Drei Jahre später kam es zur Annäherung zwischen Friedrich und Maria Theresia. „Wir sind Deutsche," ließ Friedrich der Kaiserin, seiner alten Gegnerin, sagen, „was liegt uns daran, ob in Kanada oder anderen amerikanischen Inseln die Engländer und Franzosen sich herumschlagen?

Ob die Russen und die Türken sich einander in die Haare fahren? So lange wir zwei, das Haus Oesterreich und ich uns wohl verstehen, hat Deutschland von Kriegsunruhen wenig zu befahren."

Aber dies Verständnis war nicht so leicht.

Von den sechszehn Kindern, die Maria Theresia in ihrer Ehe geboren hatte, hatte Joseph II. den römisch-deutschen schen Kaiserthron bestiegen. Er war zugleich Mitregent seiner Mutter. Der junge Kaiser war längst begierig, den König Friedrich kennen zu lernen. Die beiden Fürsten trafen sich im August 1770 zu Neiße. Joseph versuchte, das Bündnis, welches Friedrich inzwischen mit Katharina von Rußland geschlossen hatte, zu lockern. Aber vergeblich. Der Gegenbesuch Friedrichs erfolgte im September 1770 in Mährisch-Neustadt. Um dem Kaiser und seinen Leuten den Anblick der preußischen, blauen Uniform zu sparen, die ihnen so verhängnisvoll geworden war, trugen Friedrich und seine Begleiter weiße, österreichische Waffenröcke. Bald zeigte der Rock des Königs Schnupftabakspuren. Mit dem Finger die Körner fort, knipsend, sagte der König lächelnd: „Ich bin nicht reinlich genug, um ihre Farbe zu tragen." Den General Laudon, seinen alten, gefährlichen Gegner von Kunersdorf, bat Friedrich sich als Tischnachbarn aus. „Ich habe ihn lieber an meiner Seite, als mir gegenüber." Die große Parade, die Joseph veranstaltete, wurde durch einen Wolkenbruch gestört, Zelte und Gepäck schwammen fort. „Es scheint uns dieser Mensch überall Pech zu bringen," seufzte Kaiser Joseph. Die politischen Verhandlungen während dieser Zusammenkunft führte der alte, kluge Kaunitz, der Zetteler von Anfang. „Ich habe Grund, zu glauben," meinte der in

allen Wassern gewaschene Diplomat, „daß er uns künftig trauen wird, so weit es ihm möglich ist, einem zu trauen, und daß auch wir ihm mehr trauen dürfen, als es bisher vernünftig gewesen wäre."

Das Bündnis mit Rußland und die Uebereinkunft mit Oesterreich führte die erste Teilung Polens herbei. Was sollte man anders mit dem unruhigen Nachbarn anfangen? Prinz Heinrich von Preußen war, als er in Petersburg weilte, von der Zarin darauf aufmerksam gemacht, daß man sich nur zu bücken brauche, um ein Stück von Polen aufzuheben. Er war es auch, der dem König stets riet, die Gelegenheit zu benutzen. „Ich will Sie als Herrn der Ufer des baltischen Meeres sehen!" rief er seinem Bruder zu. Die große Katharina von Rußland war bei diesem Raub an Polen skrupellos. Auch Friedrich nahm gerne sein gutes Stück, denn er sah nicht ein, weshalb er zusehen sollte, wenn andere zulangten. Am schwersten aber wurde es Maria Theresia. „Bedenke der Fürst," schrieb sie an Kaunitz, „was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder Walachei unsere Reputation und Ehre in die Schanze schlagen." Als ihre moralische Einwendungen nichts halfen, unterzeichnete sie mit den Worten: „Placet, weil so viel große und gelehrte Männer es wollen." — Friedrich war gewiß, daß durch diese gemeinsame Teilung ein Krieg verhindert wurde. „Wenn man seine getrennten Staaten zu einem ganzen verbinden kann, so möchte schwierig ein Sterblicher zu finden sein, welcher das nicht mit Vergnügen unternehmen sollte. Es ist dabei wohl zu bemerken, daß alles noch dazu ohne Blutvergießen abgegangen ist. Ein wenig Tinte und eine Feder dazu haben alles abgetan, und Europa

wird nun von den neuesten Unruhen befreit sein." Seine Seele war geschwellt von Verachtung gegen „diese ganze imbécile Gesellschaft mit den Namen auf ki," die bald anmaßend und von ihrer Größe erfüllt, bald feig und kriechend seien, bei denen man mit Geld alles erreiche, das „leichtsinnigste und flüchtigste Volk von Europa." „Wegen dieser polnischen Angelegenheit," schrieb er Voltaire, „könnte ich mich vor allen Richterstühlen der Welt verteidigen und könnte überall gerechtfertigt werden."

Das neuerworbene Gebiet wurde Westpreußen benannt. Der König schrieb sich fortan, statt des bisherigen König in Preußen, „König von Preußen". Im Juni 1772 bereiste Friedrich zum erstenmal die neuerworbenen Gebiete. Er erkannte die Bedeutung des Landes für den preußischen Staat. „Aber," so schrieb er an Heinrich, „um wenig Eifersucht zu erregen, sage ich es jedermann, daß ich auf meiner Fahrt nichts als Sand, Heidekraut und Juden gesehen habe." Und an d' Alembert: „Man hat mir ein Stück Anarchie zu bessern und zu bekehren gegeben." Die gewaltige Kulturarbeit begann, die Preußen an diesem Lande geleistet hat. „Das sicherste Mittel," schrieb der König an Johann Friedrich Domhardt, den er zum Oberpräsidenten der beiden Preußen machte, „diesen sklavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit der Zeit mit Deutschen zu vermischen, und wenn es nur anfänglich mit zwei oder dreien in jedem Dorfe geschehen kann." Aber bald entschloß sich Friedrich, ganze Dörfer mit Deutschen zu besiedeln. Aus allen deutschen Landen rief er sie herbei; die Domänen durften nur an deutsche Pächter gegeben werden. Deutsche Gesittung, deutscher Fleiß und deutsche

Wirtschaftlichkeit sollte dem „garstigen und koddrigen Polenzeug" die Kultur bringen. Besonders die Schwaben, die in den letzten Jahren Friedrichs hinzuzogen, haben da viel geleistet. Auch die Mecklenburger, Lausitzer, Pfälzer, Thüringer, Sachsen kamen und förderten mit flinker Hand das kolonisatorische Werk. „Was gemacht wird," sagte in des Königs Sinne General Lentulus, „ist nicht auf kurze Zeit, sondern auf die Jahrhunderte gemacht."

Am Ausgange des vierten Jahrzehnts seiner Regierung reckte der König noch einmal das Schwert empor. Am 30. Dezember 1777 starb der Sohn und Erbe Kaiser Karls VII., des armen, landflüchtigen Mannes, der Kurfürst Max Joseph von Bayern, und damit erlosch die alte kurbayrische Linie im Mannesstamme. Der nächste Anerbe war Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der nicht anstand, sich von Oesterreich einen Vertrag abdrängen zu lassen, in welchem er auf fast ganz Niederbayern, auf große Teile von Oberbayern und der Oberpfalz verzichtete, in der Form, daß diese heimgefallenen Lehen des Reiches und der Krone Böhmen nun Oesterreich zufallen sollten. Kaunitz hatte das von langer Hand vorbereitet. In vierzehn Tagen war das ganze Werk getan, und schon Mitte Januar 1778 marschierten 10 000 Oesterreicher in die abgetretenen Gebiete ein. Das Erbe der Wittelsbacher war zerstückelt, der Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der nächste Anerbe, stand hilflos da; keine Katze im Reiche rührte sich. Ende Januar durfte Kaiser Joseph hoffnungsvoll schreiben: „alle Welt scheint ruhig und zufrieden." Aber König Friedrich war entschlossen, die Ländergier des Habsburgers nicht zu dulden. „Es handelt sich in dieser Sache," schrieb er dem warnenden

Bruder Heinrich, „nicht um Erwerbung oder Vergrößerung, sondern darum, ein für allemal den österreichischen Ehrgeiz zu ducken, damit ihre Autorität im Reiche nicht despotisch wird, was uns den größten Abbruch tuen würde. Also, welche Vorschläge zu Erwerbungen sie mir auch machen mögen, ich werde sie alle verwerfen, sehr entschlossen, den Degen nicht in die Scheide zu stecken, bevor sie alle ihre Usurpationen zurückerstattet haben."

Und so geschah es. Der Erbe der Wittelsbacher atmete auf. „Unser Unglück hört auf, sobald Seine Majestät daran teilnimmt," sagte Karl tiefbewegt zu dem preußischen Gesandten, und Herzogin Maria Anna, die Witwe des verstorbenen ersten Anerben flehte in entrüsteten Briefen den König von Preußen um Hilfe an. Der Volkswitz meinte, das Stoßgebet „Jesus, Maria, Joseph" heiße jetzt in Bayern bei Hoch und Niedrig „Jesus, Maria und Friedrich."

König Friedrich war entschlossen, der Schutzpatron Bayerns zu werden. „Hier ist nichts zu scherzen, wofern die Herren nicht ernst machen, so wird sie der Teufel holen." Seine Generale instruierte er Anfang April persönlich. Es waren viele alte Herren darunter: „Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, ebendergleichen zu tun. Aber am Tage der Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen." Dann ging es nach Schlesien. Goethe, der damals in Berlin war, sah die Vorbereitungen und den Abmarsch des Heeres: „Von der Bewegung der Truppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große, alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodie hervorbringt."

Am 5. Juli 1778 überschritt Friedrich an der Spitze

der ersten Sektion seiner Avantgarde von neuem die böhmische Grenze. Fast vierzig Jahre waren es her, seit er sie als junger, ehrgeiziger König überschritten hatte. Jetzt war es die Pflicht, die ihn zwang, und kaum je ist in der Geschichte eine bewaffnete Politik mit so weißer Weste getrieben, wie Friedrich sie hier im bayrischen Erbfolgekrieg betrieb. Zu Taten kam es indes nicht; die Drohgebärde des Königs genügte. Und Kaiser Joseph war gezwungen, „Wasser in seinen Wein zu gießen." Am Geburtstage Maria Theresiens, 13. Mai 1779, wurde der Friede zu Teschen geschlossen, in welchem das habsburgische Haus seine ganzen Usurpationen herausgeben mußte. So ging dieser „Kartoffelkrieg", wie der Soldatenwitz ihn nannte, zu Ende. Aber durch Europa hallte des Königs Ruhm. „Bis dahin," schrieb die Kurfürstin von Sachsen, eine geborene Wittelsbacherin, „hatte Friedrich vornehmlich für die Seinen gekämpft, jetzt kämpfte er für die anderen; er wurde der uneigennützige Schiedsrichter in den Händeln der Herrscher, das Werkzeug der obersten Gerechtigkeit, welche die Nationen richtet." Und eine andere hohe Seele, der Freiherr vom Stein, hat später gesagt, daß er preußische Dienste genommen habe, bezwungen durch seine „hohe Verehrung für Friedrich den Einzigen, der durch die Erhaltung von Bayern die Dankbarkeit des ganzen Vaterlandes sich erworben habe." Es war eine Zeit, wo das Herz der Bayern diesem preußischen Könige lebendig entgegenschlug. „Es ist fast kein Haus in München," schrieb der kaiserliche Gesandte Graf Lehrbach, „in welchem man nicht das in Kupfer gestochene Porträt des Königs Friedrich von Preußen aufgehängt und als Schutzgott Bayerns findet."

Der kühne Vorstoß Oesterreichs gegen Bayern erweckte

in Friedrich von neuem den Gedanken an ein Bündnis sämtlicher deutschen Fürsten gegen die Uebermacht des Hauses Habsburg-Lothringen. Die Notwendigkeit schien ihm um so größer zu werden, als der unruhige Geist Kaiser Josephs nach dem Tode seiner Mutter unaufhörlich Pläne schmiedete. Sie war am 29. November 1780 gestorben, die kaiserliche Frau. „Sie hat dem Thron Ehre gemacht und ihrem Geschlecht," schrieb König Friedrich an d'Alembert, „ich habe Krieg gegen sie geführt und bin niemals ihr Feind gewesen." Gegen Kaiser Joseph aber galt es, sich zu versichern, denn noch keineswegs hatte der junge Kaiser seine vermeintlichen Ansprüche auf bayrische Lande fallen lassen, noch keineswegs die Wiedergewinnung Schlesiens aufgegeben. Als er im Sommer 1780 zum Besuch der Kaiserin Katharina nach Petersburg fuhr, hatte er andeutungsvoll an seinen Gesandten geschrieben, man möge ihm keine diamantbesetzten Gastgeschenke reichen, „die einzigen Juwelen, die ihm Vergnügen machen könnten, wären Schweidnitz, Glatz, Neiße, Kosel, aber die Juweliere brauchten Zeit, um sie zu fassen." Friedrich wollte solchen Uebergriffen begegnen durch einen Fürstenbund, der jeden deutschen Landesfürsten in seinem Besitze schützen sollte und verhindern, daß ein ehrgeiziger und unternehmender Kaiser, die deutsche Verfassung umstürze, indem er sie ruckweise in Stücke schlage. Jahrelang zogen sich die Verhandlungen mit den schwierigen deutschen Fürsten hin. Die Gründung machte Friedrich schwere und ehrliche Sorgen. „Schon mehr als zur Hälfte jenseits dieser Welt muß ich Klugheit und Tätigkeit verdoppeln und unausgesetzt die verhaßten Projekte im Kopfe haben, die dieser verfluchte Joseph mit jedem Tage neu erzeugt. Ich bin also dazu

verurteilt, einige Ruhe nicht eher zu genießen, als bis ein wenig Erde meine Gebeine decken wird." — Am 23. Juni 1785 endlich wurde zu Berlin der Fürstenbund zwischen Preußen, Sachsen, Hannover und einer Anzahl anderer deutscher Reichsfürsten geschlossen. „Der Fürstenbund ist, wenn er seine Aufgabe löst, der Stolz der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft," schrieb Johannes Müller. Nüchterner mochte Friedrich denken. Ihm war dieser Bund ein Bund, den die Not schloß. Das Vertrauen seiner Verbündeten reichte kaum weiter als ihre Angst vor Oesterreichs Uebergriffen. Dennoch war der Vertrag, weil er die Hälfte der Kurstimmen an Preußen band, ein politischer Sieg ersten Ranges und Friedrich war „der Polarstern, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien," — nach Goethes Worten.

Bis ins Alter hinein, bis an die Schwelle des Jenseits blieb Friedrich seiner Feder treu; ein geborener Schriftsteller. „Sobald ich ein paar Augenblicke übrig habe, ergreift mich der Schreibkitzel; ich kann diesem leichtsinnigen Vergnügen nicht widerstehen, das unterhält mich, zerstreut mich und macht mich für später zu der Arbeit, die auf mir liegt, geeigneter." Es ist unglaublich, wie fruchtbar die schriftstellerische Arbeit des Königs war. An 25 Bände umfassen allein die Oeuvres de Frédéric II, die noch längst nicht vollständig sind.

Aber im Wettkampf der Nationen blieb ihm die französische Literatur, blieb Voltaire Sieger. „Mit Ihnen," schrieb er an Voltaire, „wird man den französischen Parnaß begraben." Es hatte sich zwischen ihm und Voltaire, geboren aus einer gegenseitigen Unentbehrlichkeit, wieder jener

muntere, briefliche Verkehr entwickelt, wie in den ersten Jahren ihrer Bekanntschaft, und jeder kostete es aus, einen Korrespondenten zu haben, der ihn verstand. Es war im Jahre 1770, als man sich in Frankreich entschloß, Voltaire ein Denkmal zu errichten. „Der größte Mensch der Welt," dem die Absicht unter der Hand mitgeteilt wurde, wollte vor allem die Beteiligung des Königs von Preußen. „Er schuldet mir ohne Frage eine Ehrenerklärung als König, als Philosoph, als Literat." Nur schwer entschloß sich d'Alembert, den König zur Teilnahme aufzufordern: „Einen Taler und Ihren Namen, Sire." Friedrich schickte ohne weiteres 1000 Taler und sandte Worte, die für Voltaire wertvoller waren als die Geldgabe: „Das schönste Denkmal Voltaire's ist das," schrieb Friedrich, „welches er sich selbst errichtet hat: seine Werke, die länger dauern werden, als die Basilika von St. Peter, als der Louvre und alle diese Bauten, welche die menschliche Eitelkeit der Ewigkeit weihte. Man wird nicht mehr französisch sprechen, und Voltaire wird noch in die Sprache übersetzt werden, welche der französischen folgen wird." Nun war Voltaire ausgesöhnt. Er erzählte Friedrich in einem Briefe, wie er neugierigen Fragern den König schildern werde: „Meine Herren, das ist ein Mann, der mit derselben Leichtigkeit eine Schlacht schlägt, wie er eine Oper schreibt; der alle Stunden nützlich anwendet, welche andere Fürsten vergeuden, um einem Hunde hinter dem Hirsche herzufolgen, der mehr Bücher verfaßt hat, als irgend einer seiner Zeitgenossen und der mehr Siege erfochten, als er Bücher verfaßt hat." Der Briefwechsel ging hin und her, bis Voltaire am 30. Mai 1778, als er zum ersten Male nach einem Vierteljahrhundert seine Vaterstadt

Paris besuchte, daselbst totgefeiert wurde, — unter Rosen förmlich erstickt.

Rings um Friedrich blühte die neue deutsche Literatur auf. Lessing hatte seine Meisterdramen in die Welt hinaus gesandt, Goethe hatte seinen Werther und seinen Götz geschrieben. Aber es schien, als ob Friedrich starr bei seinem Urteil bleiben wollte, das er einst vor vierzig Jahren gefällt: „Zwei Dinge fehlen den Deutschen, die Sprache und der Geschmack." Ueber Weimar, „wo der Herzog mit seinem Goethe lebt," lächelte Friedrich ironisch. Der in Deutschland bejubelte Götz — wiewohl wir nicht verkennen wollen, daß der Berlichinger auch viele Gegner hatte — galt Friedrich nur als die abscheuliche Nachahmung eines der „schlechten" englischen Stücke Shakespeares, gespickt für das Parterre mit niedrigen Plattheiten. Die Sturm- und Drangperiode, die der Götz entfesselte, war Friedrich nicht genehm. In der Kunst wollte der König nicht sowohl die Natürlichkeit, als die Vornehmheit, die Form, den Esprit. Und dennoch ist es, als ob der König das Riesenmaß der Goethe und Schiller geahnt hat, wenn er prophetisch schrieb: „Wir werden unsere klassischen Autoren haben; jeder wird sie lesen wollen, um von ihnen zu gewinnen; unsere Nachbarn werden das Deutsche lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es wird dahin kommen, daß unsere Sprache verfeinert und vervollkommnet, sich dank unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europas zum anderen verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen sich. Ich künde sie Euch an, sie werden erscheinen, ich werde sie nicht schauen, mein Alter

versagt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses: ich schaue von ferne das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten."

In nimmermüder Arbeit ging Friedrich bis in die letzten Tage seines Lebens seinem Königsberuf nach. Mit peinlicher Sorge verfolgte er die Verwaltung der Finanzen, deren Wohl ihm von seinem Vater als eine der Grundsäulen des Staates überkommen war.

„In der Verwaltung der Finanzen muß man seine Grillen, seine Passionen, seine Liebhabereien zügeln; denn erstens gehören die Einkünfte des Staates nicht dem Souverän, dies Geld hat nur eine rechtmäßige Anwendung: die für das Wohl und die Erleichterung der Untertanen. Jeder Fürst, der dieses Einkommen in Vergnügungen oder unangebrachten Freigebigkeiten verschwendet, ist in seinem Treiben weniger Herrscher als Straßenräuber, weil er dieses Geld, das reine Blut der Untertanen, zu unnützen und oft lächerlichen Ausgaben verwendet. — Entweder muß man die Regierung der Staaten nicht anstreben, oder man muß den edlen Vorsatz fassen, sich der Aufgabe würdig zu machen, indem man sich alle Kenntnisse, die den Fürsten ausmachen, erwirbt, und indem man sich durch einen edlen Ehrgeiz ermutigen läßt, keine der Arbeiten und Sorgen von sich zu weisen, welche die Regierung erfordert. Man wird z. B. sagen: „Die Rechnungen langweilen mich." Ich erwidere: „Das Wohl des Staates erfordert, daß ich sie nachsehe, und in diesem Falle darf keine Mühe mich verdrießen!"

Und wie über die Finanzen wachte das königliche Auge über das mühsam geschaffene Recht. Bekannt ist der Prozeß des Müllers Arnold, der seine Mühlenpacht nicht zahlen konnte und in Schulden geriet, weil nach seiner Behauptung

der Landrat von Gersdorf ihm durch die Erneuerung eines Karpfenteiches das Wasser abgegraben habe. Das Tribunal zu Küstrin und das Kammergericht zu Berlin gaben dem Müller Unrecht, aber Friedrich, der durch einen Obersten und einen Deichmeister die Sache hatte untersuchen lassen, gewann die Meinung, daß der Müller im Recht sei und daß ein falsches Urteil gesprochen, weil „die Gevatterschaft im Lande mehr gelte, als die Justiz". Mit furchtbarer Strenge übte König Friedrich, dessen Geduld erschöpft war, jetzt Kabinettsjustiz. „Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen kann und also auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlt? Ist das gerecht?" Höchst ungerecht, nach Meinung des Königs, sein Name, der über jedem Urteil in Preußen steht, „cruel gemißbraucht". Denn die Justizkollegien müssen wissen, „daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler eben sowohl ein Mensch, wie Seine Majestät sind, und dem alle Justiz muß widerfahren werden, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauern klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich, und muß bei solcher Gelegenheit verfahren werden ohne Ansehen der Person."

Zitternd standen die Mitglieder des Kammergerichts am 11. Dezember 1779 vor Friedrich, der, von der Gicht gefoltert, in einem Sessel saß. Der Großkanzler von Fürst wurde mit den Worten „marsch, seine Stelle ist schon vergeben" zur Tür gewiesen, als er den geringsten Einwand wagte. Einige Räte wurden sofort verhaftet und auf die Festung geschleudert. Das Urteil über den Müller wurde

kassiert, der Teich des Landrats zerstört, der Präsident der Neumark, obgleich ein Sohn von Friedrichs Jugendfreund, Graf Finckenstein, seines Amtes entlassen und der Müller Arnold wieder in seine Mühle eingesetzt. Sieben Jahre später, nach des Königs Tode, wurde der Prozeß von neuem aufgenommen, und der Müller von neuem verurteilt. Am Tage nach der Entlassung des Großkanzlers aus seinen Aemtern und Würden benutzte die Berliner Gesellschaft die Gelegenheit, dem König offene Opposition zu machen. In langen Wagenreihen fuhr die Elite Berlins vor den Fenstern des Königs vorüber, um dem Großkanzler ihre Teilnahme auszudrücken. Aber bald fanden auf dem Schloßplatz auch Volksversammlungen statt; Bürger und Bauern kamen zu hunderten herbei, sich ebenfalls ungerecht behandelt wähnend, um dem königlichen Schützer ihre Bittschriften einzureichen. Viele Bürgerhäuser waren illuminiert zu Ehren Friedrichs, und der Ruf der Gerechtigkeitsliebe des Königs hallte durch ganz Europa.

Ob nun recht, oder unrecht, — die Frage, ob die Gerichte Recht hatten oder der König, ist bis auf den heutigen Tag umstritten worden — gewiß ist nur, daß Friedrich ein lebendiges, kein formales Recht wollte. „Ich bin eigentlich der erste Justizkommissarius im Lande, und habe eine schwere Verantwortung auf mir," — eine Verantwortung, die Friedrich niemals abschüttelte. Da war ein Bürger, der einen Kindesmord verübt hatte. Dem Gericht fehlte es an Gründen, es war geneigt, Wahnsinn anzunehmen, worauf der König ein Marginale schrieb: „Das ist nichts als ledige und dumme Vorwort! Der Kerl hat ein Kind umgebracht; wenn er Soldat wäre, so würde er ohne Priester exekutiert, und

weil diese canaille ein Bürger ist, so macht man ihn melancholisch, um ihn zu retten. „Schöne Justiz!"

Es war überhaupt viel Nörgelei gegen den König im Gange; und da ist es erfreulich, eine wägende Stimme zu hören, wie die unseres Goethe, der in den Tagen seines Berliner Aufenthaltes schrieb: „Dem alten Fritzen bin ich recht nah' geworden, denn ich hab' sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und habe über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonieren hören."

Ohne nach rechts und links zu sehen, ohne Gunst und Ungunst ging der „große Mensch" seinen Weg, und die Bewunderung des größten Teiles seines Volkes, Deutschlands, Europas ging mit ihm. Jährlich, mochten die Aerzte noch so sehr abraten, fanden die Reisen statt. Kein Doktor hielt ihn zurück. „Meine Methode, mich zu menagieren, bleibt immer dieselbe, je mehr man sich verwöhnt, desto schwächer und empfindlicher wird der Körper; mein Métier verlangt Arbeit und Tätigkeit, mein Körper und Geist müssen sich ihrer Pflicht anbequemen. Es ist nicht nötig, daß ich lebe, aber wohl, daß ich handle. Dabei habe ich mich immer sehr wohl befunden." Und als dem Siebenzigjährigen der Arzt durchaus eine Reise nach Westpreußen verbieten wollte, meinte Friedrich kopfschüttelnd: „Doktor, er treibt sein Geschäft, ich das meinige; ich will bis zum letzten Moment meine Pflicht als König tun." — Der alte General von der Marwitz, dessen Name in den Freiheitskriegen und besonders bei Hagelberg genannt wurde, wo er mit seinen Landwehren den Franzosen zu Leibe ging, hat aus seinen

Jugendtagen treffliche Bilder vom König aufbewahrt, den er zu drei Malen sah. Hier ist eins:

„Das erste Mal war im Sommer 1782 (vielleicht auch 1783), wie er von der jährlichen Revue in Preußen zurückkehrte und in Dolgelin Pferde wechselte. „Ich war mit der Mlle. Bénézet hingeschickt und wartete auf ihn mit dem dortigen Prediger. Der König kehrte am liebsten sowohl zu Mittag als zu Nacht auf dem Lande ein, und zwar allemal bei den Predigern, vermutlich, weil es dort ruhiger war als in den Städten. Für die Prediger war dies ein großes Glück, nicht nur, weil sie wohl bisweilen bessere Pfarren erhielten, wenn sie dem König gefielen, sondern auch, weil er allemal für den Mittag 50 Taler und für das Nachtquartier 100 Taler ihnen auszahlen ließ. Das Wenige, was der König verzehrte, wurde außerdem bezahlt. Nun mochte dessen Bedienung sich wohl traktieren lassen, sie bestand aber immer nur aus wenigen einzelnen Personen. — Nun hatte der König bei dem Prediger in Dolgelin beinahe allemal die letzte Nacht der Rückreise zugebracht, auch im verflossenen Jahr war er bei diesem, eben erst neu angezogenen Prediger eingekehrt, hatte sich wohlwollend mit ihm unterhalten, und der hatte die 100 Taler empfangen. Er schmeichelte sich also, daß es auch heute geschehen würde, und hatte alle Anstalten gemacht.

Wir standen also und warteten, und eine Menge Volks mit uns. Die Vorspannpferde standen geordnet (Bauern-Pferde, ganz kleine Katzen, aber die besten ausgesucht, denn damals gab es keine Postpferde, die schnell laufen konnten), — die Bauern die reiten sollten, geputzt, und zehn Stück Pferde zu des Königs Wagen, hinten vier, die der Kutscher

vom Bock fuhr, dann zweimal zwei, auf jedem Paar ein Bauernknecht, und auf den vordersten zwei des Königs Vorreiter.

Nun kam der Feldjäger auf einem Bauernpferde mit der großen Hetzpeitsche, ein Bauer als Begleiter mit ihm. Der Feldjäger, glühend von der Hitze, stieg ab, sagte: der König werde in fünf Minuten hier sein, sah das Relais nach und die Kerle mit den Wassereimern, die die Räder begießen sollten, stürzte ein ganzes Quart Bier hinunter und, da unterdessen sein Sattel auf ein anderes kleines Bauernpferdchen gelegt war, hinauf und im Galopp weiter. Der König sollte also nicht in Dolgelin bleiben. Bald kam der Page, ebenso beritten, ein Jüngling von siebzehn bis achtzehn Jahren, ganz erschöpft, mußte vom Pferde heruntergehoben und nachher wieder auf das frische hinaufgeholfen werden, weil er seiner kaum mehr mächtig war — und dicht hinter ihm kam der König. Er saß allein in einer altmodischen Fensterkutsche, einem sogenannten Vis-à-vis (ein schmaler Wagen, in welchem im Fond nur eine Person und auf dem Rücksitz auch eine Person Platz haben). Diese Kutsche war sehr lang, wie alle damaligen alten Wagen, zwischen dem Kutscherbock und dem Wagenkasten wenigstens vier Fuß Raum, der Kasten selbst birnenförmig, unten spitz und oben ausgebaucht, in Riemen, die auf Winden gingen (nicht in Federn), hängend, zwei Bäume zur Verbindung des Vorder- und Hinterwagens, die nicht unter, sondern neben dem Wagenkasten weggingen, die Hinterräder erst weit hinter selbigem folgend.

Der Wagen hielt, und der König sagte zu seinem Kutscher (dem berühmten Pfund): „Ist das Dolgelin?"

„Ja, Ihro Majestät!" „Hier will ich bleiben." „Nein," sprach Pfund, „die Sonne ist noch nicht unter. Wir kommen noch recht gut nach Müncheberg, und dann sind wir morgen früher in Potsdam." „Na! — wenn es sein muß."

Und damit wurde umgespannt. Die Bauern, welche von weitem ganz still mit ehrerbietig gezogenen Hüten standen, kamen sachte näher und schauten den König begierig an. Eine alte Semmelfrau aus Libbenichen nahm mich auf den Arm und hob mich gerade am Wagenfenster in die Höhe. Ich war nur höchstens eine Elle weit vom König entfernt, und es war mir, als ob ich den lieben Gott ansähe. Er sah ganz gerade vor sich hin, durch das Vorderfenster. Er hatte einen ganz alten dreieckigen Montierungshut auf, dessen hintere Krempe hatte er nach vorn gesetzt und die Schnüre losgemacht, sodaß diese Krempe vorn herunterhing und ihn vor der Sonne schützte. Die Hutkordons waren losgerissen und tanzten auf dieser heruntergelassenen Krempe umher; die weiße Generalsfeder im Hut war zerrissen und schmutzig; die einfache blaue Montierung mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; — dazu hatte er schwarze Samthosen an. Ich dachte immer, er würde mich anreden. Ich fürchtete mich garnicht, hatte aber ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Er tat es aber nicht, sondern sah immer gerade aus. Die alte Frau konnte mich nicht lange hochhalten und setzte mich wieder herunter. Da sah der König den Prediger, winkte ihn heran und fragte, wessen das Kind sei? „Des Herrn von Marwitz in Friedersdorf." „Ist das der General?" „Nein, der Kammerherr." Der König schwieg, denn er konnte die Kammerherren nicht leiden, die er wie

Müßiggänger betrachtete. Die Umspannung war geschehen, fort ging es. Die Bauern sprachen den ganzen Tag vom König, wie er dies und jenes in Ordnung bringen und allen denen den Kopf waschen würde, die ihnen unangenehm waren. —

Es zeigte sich später, daß alle Prediger die Gewohnheit hatten, dem Kutscher Pfund zehn Taler zu schenken, wenn der König bei ihnen übernachtete; auch der Vorfahr in Dolgelin hatte es getan, der neue Prediger aber, der davon nichts wußte, ihm im vorigen Jahr nichts gegeben, — weswegen der Kerl denn schon den ganzen Tag so vorwärtsgetrieben hatte, daß er noch vor Sonnenuntergang Dolgelin passierte und sich die zehn Taler in Müncheberg vom Bürgermeister Kramer erwarb."

Ein anderes lebendiges Bild gibt uns der spätere Feldmarschall von dem Knesebeck in seinen Memoiren:

„Es war im Frühjahr 1783 und die Truppen, die zur Magdeburgischen Inspektion unter General von Saldern gehörten, hatten unweit der Dörfer Pietzpuhl und Körbelitz, auf der sogenannten Pietzpuhler Heide, anderthalb Meilen von Magdeburg, ein Lager bezogen. Es war gegen Mittag, und der König konnte jeden Augenblick eintreffen, da er sehr früh am Morgen von Sanssouci aufzubrechen pflegte. Bekanntlich fuhr er mit Bauer-Pferde-Relais. Die Reise ging trotz des greulichen Sandes fortwährend in einer Karriere; was fiel, fiel, und wurde nur mäßig vergütet. Sein Quartier nahm er in einem kleinen Häuschen am Nordwestende des Dorfes Körbelitz.

Sobald er ankam, dies wiederholte sich alljährlich, stieg er zu Pferde und ritt gleich zur Abnahme der Spezial-Revue

zu den Truppen. Die Regimenter, nach der Anciennität gelagert, standen dann jedes in folgender Ordnung aufmarschiert. Vor dem ersten Zuge des ersten Bataillons zuerst der Kommandeur des Regiments, zu Fuß mit Esponton (nur die Generale waren zu Pferde), hinter dem Kommandeur die Junker des Regiments, die dem Könige noch nicht vorgestellt waren, hinter den Junkern die Rekruten des Jahres nach der Größe in drei Gliedern aufmarschiert. So erwarteten wir ihn jetzt.

Der schönste Frühlingstag glänzte zu unseren Häupten, die weite Heide war mit Zuschauern zu Wagen und zu Pferde überdeckt und der Kräuterduft des Thymian würzte die Luft. Da sah man eine dicke Staubwolke in der Ferne, die sich uns nahte, und stiller und stiller ward es, — je näher sie kam. Es war Friedrichs Wagen; bei Körbelitz angelangt, hielt er. Der König stieg zu Pferde.

Es war ein ungeheuer großer Schimmel, ein Engländer, den er dies Jahr noch ritt. Im nächsten Jahre, oder vielleicht auch erst 1785, kam er auf einem kleinen Litauer-Schimmel, Langschwanz. Sowie er zu Pferde war, setzte er es gleich in Galopp, sodaß bei dem weitausgreifenden großen Tiere das ganze Gefolge hinter ihm Karriere ritt.

So kam der siebzigjährige königliche Greis. Ungefähr dreißig Schritt vor der Linie parierte er zum Schritt, nahm das Augenglas, sah die Linie von weitem hinunter, ob alles gut gerichtet war, und nun hielt er dicht vor uns Junkern, ein kleiner alter Mann mit ungeheuren großen Augen und durchdringendem Blick.

Er sah uns an, wandte sich zu Saldern, der unweit von ihm zu Pferde war, und sagte: „Saldern, was sollen die

vielen Boucles da? e i n e Boucle ist genug!" — (Es waren ihm nämlich unsere vier mit Talg und Puder eingespritzten steifen Haarlocken aufgefallen, die wir an jeder Seite des Vorderkopfes trugen. Eine große Haarlocke zur Seite war damals gerade Mode, und jeder von uns dachte daher still bei sich: das ist unser Mann! Von diesem Augenblick an verschwanden denn auch diese vier Perücken-Plagelocken und e i n e trat an deren Stelle).

Den Krückstock auf den rechten Fuß im Steigbügel gestemmt, fragte er nun die Fahnenjunker, und es kam zu folgendem Gespräch, mit jedem der Reihe nach.

„Wie heißt er?" „Hilitan, Ew. Majestät." — „W i e heißt er?" und ohne die Antwort abzuwarten, mit immer steigendem ungnädigen Ton ihm folgenden Namen gebend: „Kilian, Pelikan, Er ist nicht von Adel?" hob er schon den Stock, um ihn auszustoßen, als dieser ihm zurief: „Ew. Majestät haben mich von den Kadetts hergeschickt; ich bin ein Westpreuße." — „So!" — Und sei es nun, daß er sich kein Dementi geben wollte, da er ihm dort gut getan hatte, genug, der Stock ward wieder auf den Steigbügel gesetzt. Hilitan aber ward von uns jungen Leuten von jetzt an nie mehr anders als Pelikan oder Kilian gerufen, und behielt diesen Namen, womit ihn Friedrich getauft hatte. — Er nahm übrigens später ein schlechtes Ende und verscholl.

Der zweite hieß Hauteville. Er war aus Sardinien; sein Vater hatte ihn, nachdem er seine Studien vollendet, an Friedrich empfohlen und anvertraut, um in dessen Armee sein Glück zu machen. Als er in Potsdam angekommen war, hatte der König ihn, um deutsch zu lernen, zu den Kadetts geschickt und später zu unserm Regiment. So war er bereits

einige zwanzig Jahre alt geworden. Bei uns hieß er „der Papa" und wir fragten ihn wohl zuweilen: wann seine Frau und Kinder nachkommen würden? Er hatte Erlaubnis erhalten, den König zu bitten, ihn bald zu avancieren. Als Friedrich auf die Frage: „Wie heißt er?" seinen Namen hörte, sprach er zu ihm ein paar Worte italienisch, dann französisch, und als Hauteville mit seiner Bitte herausrückte und immer dringender ward, fragte er ihn etwas unwillig in deutscher Sprache: „Ob er denn auch deutsch könne?" und als Hauteville deutsch replizierte: „Kann jetzt alles kommandieren, Ihro Majestät, und bitte untertänigst," so fiel er ihm in die Rede: „Nun Herr, beruhige er sich doch, ich werd' ihn ja nicht vergessen," und in sechs Wochen war Hauteville Leutnant beim Grenadier-Bataillon Meusel. Später hat er ein Füsilier-Bataillon in Schlesien gehabt.

Der dritte hieß Bröſicke. Als der König seinen Namen hörte, sagte er bloß: „Er ist aus der Mark" und gleich zum Folgenden:

„Wie heißt Er?" — „Suhm, Ew. Majestät." — Der König: „Sein Vater ist der Postmeister?" — „Ja, Ew. Majestät." — Der König: „Wenn sein Vater nicht 4000 Taler hat, soll er an mich schreiben." — Der Vater des Suhm war nämlich schwer blessiert (wenn ich nicht irre, hatte er beide Beine verloren) und hatte die Stelle als Versorgung erhalten. Er war ein Bruder des Suhm, mit dem Friedrich in Korrespondenz war, die gedruckt ist.

Nun kam die Reihe an mich. „Wie heißt er?" — „Knesebeck, Ew. Majestät." — „Was ist sein Vater gewesen?" und mit ganz veränderter teilnehmender Stimme gleich zwei Fragen hinter einander an mich richtend, fuhr er

fort: „Wie geht es denn seinem Vater? schmerzen ihn seine Blessuren noch?" — Mein Vater war nämlich bei Kollin schwer blessiert und quer durch den Leib und Arm geschossen. „Grüß Er doch seinen Vater von mir!" Und als er sich schon wenden wollte, noch einmal sich umsehend und den Zeigefinger der rechten Hand, an welcher der Stock baumelte, emporhebend und mich noch einmal ansehend, sagte er mit gnädiger Stimme: „Vergess' Er es mir auch nicht!" —

„Ach, seitdem sind fünfundsechzig Jahre verflossen (so schließt Knesebeck), und ich habe nie diesen Gruß, der gleich bestellt wurde, da ich Urlaub dazu erhielt, und noch weniger den Ton der Stimme vergessen, mit welchem er gesprochen wurde."

General von Marwitz sah den König zwei Jahre später (am 21. Mai 1785) von der Berliner Heeresschau zurückkommen: „Mein Hofmeister war deshalb mit mir nach dem Halleschen Tor gegangen, weil man schon wußte, daß er an dem Tage allemal seine Schwester, die Prinzessin Amalie, besuchte. — Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde — ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrot auf der école vétérinaire bekam, denn er hat seit dem Bayernkrieg beinahe kein anderes Pferd mehr geritten. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser konditioniert, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, echt militärisch, aufgesetzt war. — Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte.

Das ganze Rondell (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen,

und auf den Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellenbogens herab. Aber die Bewegung dauerte fortwährend, und so wie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Halleschen Tor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen.

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berlinischen Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Ich und mein Hofmeister hatten so viel Platz gewonnen, daß wir mit den Gassenjungen, den Hut in der Hand, neben ihm herlaufen konnten.

Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen (welches, in der Wilhelmstraße gelegen, auf die Kochstraße stößt), war die Menge noch dichter, denn sie erwarteten ihn da; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte ohne Anwesenheit irgend einer Polizei geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügeltüren gingen auf und die alte, lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. So wie

er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut (den er nun aber mit herabhängendem Arm ganz unten hielt), umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügeltüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis! Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte! — Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen." — —

Tatkräftig und hochherzig war Friedrichs Fürsorge für seine Invaliden und für seine verabschiedeten Offiziere und Unteroffiziere. Solchen Unteroffizieren übertrug er gern Schulstellen, wenn ihre Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Christenlehre milden Ansprüchen auch nur einigermaßen genügten. Einen alten Unteroffizier, der zwar gut rechnen konnte, aber der schlechter im Lesen und noch schlechter in der Rechtschreibung bestand, wollte die Behörde durchaus nicht als „Schulmeister" anstellen. Da ent-

schied der König durch eine sehr deutliche Randverfügung den Fall für seinen Veteranen: „Ihr seind Alle Esels, der man Kriecht die stele!"

Im Dienst des Staates holte sich Friedrich seine Todeskrankheit. Der Gicht und der Schwäche nicht achtend, reiste der König im August 1785 zu den Truppenübungen nach Schlesien und saß während des Haupttages der Revue (24. August) sechs Stunden lang, nur bekleidet mit dem schlichten blauen Uniformrock, zu Pferde, während es wie aus Eimern goß. Bis auf die Haut durchnäßt kehrte er in das Quartier zurück. Wenige Wochen später erlitt er in Potsdam einen Stickfluß, eine Art Schlaganfall, der sich nur langsam besserte. Und immer mehr traten die Erscheinungen der Wassersucht während des Winters zu Tage. Sobald der Frühling nahte, hielt Friedrich es im Potsdamer Stadtschloß nicht mehr aus. Er ließ sich am 17. April nach einer langen Spazierfahrt durch die Dörfer nach seinem lieben Sanssouci fahren. Und hier trat vor den kranken König an demselben Tage die neue Zeit, bereit, ihn abzulösen, in der Gestalt des Grafen Gabriel Honoré Requetti Mirabeau. Verloderndes Feuer in dem matten Leibe des Königs, hellloderndes noch in dem massiven, festgefügten des pockennarbigen Grafen, der knapp drei Jahre später dem französischen Königtum den Fehdehandschuh vor die Füße schleudern sollte. „Meine Unterredung mit dem König war sehr lebhaft," berichtet Graf Mirabeau, „aber der König war so leidend und hatte so viel Mühe zu atmen, daß ich den Wunsch hatte, sie abzukürzen." — Und doch ist es, als ob dieser König noch den letzten Atemzug zu Rate halten will. Er durchwacht die Nächte in seinem Lehnstuhl, weil die

Luft nicht durch will, und dann, um 4 Uhr früh, empfängt er seine Sekretäre. „Meine Herren, mein Zustand zwingt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. .Mein Leben ist auf der Neige, die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staat." Noch einmal mochte der König zu Pferde steigen. Am 4. Juli ließ er den Schimmel Condé vor sich bringen, sein altes, liebes Tier, und saß im Sattel und ritt dreiviertel Stunden durch den Garten von Sanssouci. — Den Tod fürchtete er nicht, aber der Genius, der in diesen siechen Körper gebannt war, wollte sich der Trennung nicht beugen. „Er ärgere sich über den Tod," sagte der König, „und möchte ihn mit der Faust wegschlagen." Hinter dem dunklen Tor sah Friedrich nichts als ein tiefes Vergessen, ein Ausruhen — nichts mehr. „Ohne grübelnde Sorge wegen eines Zukünftigen," sagt Reinhold Koser, „ohne Reu wegen des Zurückliegenden, ging er auf, bis zuletzt, in der Ausnützung des Augenblickes. Im skeptischen Verzicht auf die Erforschung des Undurchdringlichen hatte er gelebt, so wollte er auch sterben, ohne im Tal des Todes nach Stützen zu greifen, die er auf der Höhe des Lebensweges von sich gewiesen hatte."

In der Nacht zum 17. August 1786 hört der König die Uhr elf schlagen: „Was ist die Glocke? Um vier Uhr will ich aufstehen." Sein Auge fällt auf ein fröstelndes Windspiel, und er befiehlt, man möge das Tier mit einem Kissen zudecken. Von seinem Kammerhusaren Strützky gestützt — der treue Mensch hatte sich auf das Knie niedergelassen und harrte so drei Stunden aus — atmet Friedrich

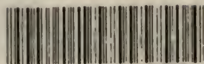
unabläßig schwer und schwerer und sein Leben keucht dem Tode entgegen. Ein heftiger Hustenanfall, der etwas Schleim löst. „La montagne est passée, nous irons mieux." Allerdings, der Berg war überschritten, und eilends ging es in das dunkle Tal. Der Zeiger der Uhr zeigte zwanzig Minuten nach zwei in der Frühe des 17. August, als die Brust des Königs den letzten Atemzug tat. Der Genius, der durch fast fünfundsiebenzig Jahre den blauen preußischen Waffenrock getragen, hatte sich losgelöst und war emporgestiegen zu den Gefilden hoher Ahnen.

„Zu den Göttern getragen, woher er kam. Ihm schauten Alle Völker der Welt mit traurigen Blicken nach."








89005585583
b89005585583a